This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES

Das

Buch von den Wienern.

Das

Buch von den Wienern.

Hiſtoriſcher Roman

von

Eduard Breier.

Erſter Band.

Leipzig,
E. F. Steinacker.
1846.

PT 1824
B8 B8
v.1

Seinem theuern Bruder

Julius

widmet dieſes Buch

Der Verfaſſer.

Lieber Bruder!

Empfange dieſe Blätter als Zeichen meiner innigen, unvergänglichen Liebe.

Für immer

Dein

Wien, am erſten Mai 1848.

Eduard.

Prolog.

Wie ſchon oft, ſo liegt es jetzt wieder vor mir aufgeſchlagen, das Buch der vaterländiſchen Geſchichte; wie ſchon oft, ſo leſe ich jetzt wieder in ſeinen inhaltsſchweren Blättern, und meine Phantaſie trägt mich zurück in die vergangenen Tage, ſie läßt mich wie in einem treuen Spiegel die Thaten unſerer Voreltern ſchauen, ſie vergegenwärtiget mir jene Zeiten, jene Perſonen, und Alles, was damals auf der Bühne des Lebens geſtanden und gehandelt, geſtaltet ſich ſo lebhaft vor meinem geiſtigen Blicke, prägt ſich ſo tief in das Innerſte meiner Seele, daß ich es zeichnen, daß ich es ſchildern kann.

Und wenn ich unſere Geſchichte von Blatt zu Blatt, von Jahrzehend zu Jahrzehend durchſchaue, ſo

finde ich überall Thaten, Begebenheiten, Charaktere, und wenn auch oft nur einzelne Momente, die würdig und geeignet sind, durch den Griffel der Romantik dargestellt und verallgemeinert zu werden.

Es ist gewiß, die reine Geschichte, wenn auch noch so wahr, noch so treu geschrieben, wird nie jene Verbreitung, wird nie so viele Leser finden, als das historische Gemälde mit Blumen der Phantasie geschmückt; Vielen würde manche Epoche der Geschichte fremd geblieben sein, hätten sie dieselbe nicht aus dem historischen Roman kennen gelernt. Es bleibt daher immer eine würdige und wichtige Aufgabe, welche mit der Unterhaltung zugleich Belehrung verbindet; es bleibt eine wichtige Aufgabe, weil die Worte des Romanschriftstellers in das Blut, in das Leben aller Leseklassen übergehen; er hat den Reiz der Darstellung, den Effect der Dichtung für sich; seine Phantasie ergänzt, wo die Wirklichkeit oder die Tradition Lücken gelassen.

Wie mächtig unterschieden sind die Eindrücke, wenn z. B. der Geschichtschreiber von dem Tode eines

Helden spricht, oder wenn ihn der Romantiker schildert! — Es ist auch natürlich: jener nimmt nur unseren Verstand, dieser aber auch unsere Phantasie in Anspruch! —

Dies sind die Gründe, warum ich dieses Feld betreten, warum ich mit Beharrlichkeit in meinem Beginnen fortfahre, und besäße ich dichterisches Talent und Phantasie genug, um alle schönen Momente unserer Geschichte der Lesewelt auf diese Weise vorzuführen, es sollte mir an Geduld, Lust und Liebe nicht fehlen; und möchten dann auch Viele meiner spotten und sagen: „Ich wolle die österreichische Geschichte zu Romanen verarbeiten!" ich würde den Hohn geduldig ertragen, und in der sicheren Ueberzeugung leben, mit meinen geschichtlichen Romanen mehr Nutzen gestiftet, mehr zur Verbreitung der vorzeitlichen Ereignisse beigetragen zu haben, als mancher unserer neuesten Geschichtsherausgeber, der dem Laien ungenießbar, dem ächten Historiker ein Gräuel ist! —

Und wie schon oft, so liegt es wieder vor mir aufgeschlagen, das Buch der vaterländischen Geschichte,

und mein Auge fällt auf ein Blatt; ich lese — und mich weht es an wie glühender Odem; ich lese wieder — und vor meinen Augen schwimmt es wie blutiger Nebel — tausende von Gestalten tauchen vor mir auf, Parteien wogen im wilden Kampfe auf und nieder, bald mit Wort und List, bald mit Waffen sich bekämpfend; es ist ein Bruderkrieg, der diesmal seine Geißel schwingt, Empörung ist es, die sich durch die Straßen wälzt. — Und zwei Gestalten ragen mächtig über die Haufen empor, und lenken die Massen, und bewegen die Maschinen; die Eine von ihnen trägt den Stempel der Güte und des Friedens auf ihrem Antlitze, die Andere verräth Blutgier und maßlose Herrschsucht, und zwischen diesen hin und her schwankt eine Dritte mit einem Doppelgesicht, auf dieser Seite lächelnd, auf jener eine Fratze schneidend, von Gestalt zwar klein, aber sich streckend und hebend, und das Haupt mit keckem Uebermuthe gegen den Himmel kehrend. — Und wild wogt das Getümmel, und tausende von Gestalten beleben von Neuem die Bühne; über die Leichen der

Gefallenen steigen Andere empor, und durch die Menge geht festen Schrittes ein Mann, bewehrt mit Schwert und Leier, und greift mitten im Gewühl kräftig in die weithallenden Saiten, und singt im Liede die Geschichte jener Drangsale, daß sie hell und wohltönend bis zu uns herüberdringt. Endlich theilen sich die Massen, der Himmel entwölkt sich, die Wogen werden glatt, das Getöse verhallt, die Ruhe kehrt ein, mild wie ein Sommerabend nach heißem Tage, ein jubelndes Volk kündet die Milde seines Fürsten, und der Sieg der gerechten Sache fleugt durchs ganze Land!

Ja, ich hab' entschieden, die Wahl ist getroffen; ich will versuchen dies Alles zu schildern, treu wie die Geschichte es überliefert; wenn auch die Phantasie das Ganze mit dem Hauche der Dichtung überweht, der Kern wird immer wahr bleiben. Ich will die Massen von Begebenheiten sichten und ordnen, will nur das Wichtigste wählen, die Charaktere sondiren, und das großartige Riesenbild so in den Rahmen stellen, daß der Beschauer gleichsam ein Zeuge

jener Begebenheiten werden soll. Aber so wie noch nie fühl' ich ein Bangen, ob ich denn auch Kraft genug besitze, jene historischen Massen, die sich mir diesmal wie riesige Mauern entgegen thürmen, zu bewältigen; so wie noch nie, fürchte ich diesmal besonders, daß die schwache Dichtung der Riesenwucht der Geschichte erliegen werde; ich habe mir eine Aufgabe, so schwierig wie noch nie gestellt, und flehe zum Himmel, daß er mich, wenn auch nicht als Sieger, so doch mindestens auch nicht als den Besiegten aus dem Kampfe ziehen lasse.

Und nun mit Gott an's Werk! Der Schleier sinke, die Vergangenheit tauche empor, zur Warnung, zum Beispiele, zur Lehre, zum Heil für die Gegenwart!!!

Erſte Abtheilung.

Erstes Capitel.

Ein milder Sommerabend brach herein; die Gluthen des Tages waren verglommen, die letzten Purpurrosen, welche die untergehende Sonne auf das Dächermeer der Reichsstadt Wien warf, waren verschwunden, kühle Dämmerung umwob die Plätze, Straßen und Hofräume der Stadt, und es schien, als ob auch hier die Ruhe der Nacht nach und nach heimisch zu werden gedächte. Man sah, wie die Kaufherren ihre Gewölbe und Krambuden schlossen, wie die Bäcken und Mehlbler ihre Brodbänke und Mehltische einzogen, wie die Häringköpfe*) ihre Körbe zusammenrafften, kurz wie Alles, was Handel und Gewerbe trieb, sich fortmachte, um in seiner Wohnung Ruhe und Erfrischung zu suchen.

Auch auf dem Fleischgraben, dem heutigen so bunt und reich ausgestatteten Grabenplatze,

*) Hökerinnen, von ihren eigenthümlichen Strohhüten so benannt.

herrschte dieses geräuschvolle Aufräumen, denn die Gäufleischhauer*), welche hier ihre Marktstände hatten, versorgten über die Nacht in der Nähe ihre Beiltische, um sie am nächsten Morgen sogleich bei Handen zu haben.

Unter den Knechten, die sich hier herumthaten, herrschte ohne Beeinträchtigung des Geschäftes ein munteres Gespräch, welches in Zurufen, Mahnungen, Neckereien, mitunter von derben Thätlichkeiten begleitet, bestand, und so laut geführt wurde, daß man es bequem auf dem halben Platze hören konnte.

„He, Steffen Kollerer!" rief Einer eben seinem rechten Nachbar zu, „vergiß die Wage nicht; Dein Meister würde sich verdammt grämen, wenn er das Wunderding über Nacht verlöre."

„Was, ein Wunderding?" fragte ein Anderer, „ist die Wage des Meister Flemming ein Wunderding?"

„Das ist gewiß," versetzte der Frühere, „sie besitzt gerade die entgegengesetzte Eigenschaft aller alten Jungfrauen."

„Wie so, wie so, lieber Hainz?" riefen mehrere Stimmen zugleich.

---

*) Gäu d. h. Land. Der Fleischer geht in's Gäu, d. h. er geht auf's Land, um einzukaufen, daher auch die Benennung: Gäuknecht.

„Die alten Jungfrauen," verſetzte dieſer, „zählen immer weniger, und dieſe Wage zählt immer mehr."

Steffen Kollerer, obwohl dergleichen Neckereien ſchon gewohnt, wurde doch über dieſen, ſeinen Meiſter, Chriſtian Flemming, verdächtigenden Scherz erbittert, und entgegnete ernſt: „Hainz! ſcherze ſo viel Du willſt, aber laß die Ehre meines Meiſters unangetaſtet."

„Der Steffen hat Recht!" ſchrie jetzt ein Dritter, „Du biſt heute ſehr giftig, Hainz Wurmſtich! Hat Dich der Feldmeiſter*) überhalten, als Du geſtern zu ihm in's Gäu gingſt?"

Der derbe Scherz erregte ein allgemeines Lachen. Hainz wurde verlegen, und da er in der Schnelle keine ſchlagende Antwort fand, ſo griff er nach einem Knochen, und ſchleuderte ihn dem Sprechenden zu, indem er rief: „Da friß Dich ſatt, Hund, und ſtopf' Dein ungewaſchnes Maul!"

Der Bedroh'te wich der Gefahr durch eine geſchickte Wendung aus, und erwiederte lachend: „Gieb die Knochen denjenigen, die Dein Fleiſch kaufen, mir iſt Beides zu aaſig!"

Ein junges Mädchen, welches in Eile herbei-

*) Feldmeiſter, jetzt Abdecker: Anſpielung auf ſchlechtes Fleiſch.

gerannt kam, unterbrach den Streit. Sie wünschte noch einen Braten zum Abendmahl.

Die Meisten hatten jedoch schon so aufgeräumt, daß sie ihr nicht mehr zu Diensten stehen konnten, außerdem sie hätten sich der gethanen Arbeit noch einmal unterzogen, wozu sie sich aber nicht bequemen wollten; das Mädchen war in arger Verlegenheit.

„Geht doch hin, wo Ihr ein täglicher Kunde seid," sprach Einer, „da wird man Euch aufwarten, wir thun es nicht!"

„Du lieber Himmel!" seufzte sie, „bis ich auf den Lichtensteg *) komme, treffe ich gar Niemanden mehr an."

„Ei, seht," rief der frühere Sprecher höhnisch, „Ihr haltet uns also für einfältig genug, Euch hier einen Nothnagel abzugeben? Da seid Ihr auf dem Holzwege, mein lieber Schatz!"

Die Abgewiesene wollte sich schon auf die Socken machen, um ihr Heil auf dem Lichtensteg zu versuchen, da rief eine Stimme: „Kommt her, Jungfrau! Ich will Euch zuwägen."

Aller Augen wandten sich jener Seite zu, von welcher dies Anerbieten kam, und eine Fluth von Spöttereien ergoß sich über den Dienstfertigen.

---

*) Auf dem Graben und Lichtensteg befanden sich damals bei 70 Metzger.

„Da seht ihn nur an, den barmherzigen Samaritaner!“

„O, der Gilg Stößl war immer ein Frauendiener!“

„Ach, der liebe, gute Kerl!“

„He, Gilg! Wirst Du ihr es vom Hinter- oder Vordertheil zuwägen?“

„Brav, mein Stößelchen! Aber gieb Acht, bei der hat sich vielleicht schon Mancher geschnitten.“

„Aufgepaßt, Jakob Mainharts Gilg macht bei der schönen Küchenmagd den Nothnagel!“

Derjenige, welchem diese Reden galten, war ein derber, fetter Bursche, mit einem zwar friedfertigen, aber auch einfältigen Gesichte. Seine breite, glattgedrückte Stirn, die sich beiderseits tief herabziehenden Augenbrauen, so wie die in ihrer Längenmitte eingedrückte Stumpfnase prägten ihm den Stempel der Beschränktheit auf. Trotz dem konnte man ihn nichts weniger als häßlich nennen; seine schwarzen Haare und Augen, seine schön gereihten Zähne, und besonders seine jugendlich frische Farbe verliehen ihm einigen Reiz, und machten seinen Anblick erträglich. Gilg Stößl, wie wir ihn bereits nennen hörten, beeilte sich, den Wünschen des ihn dankbar anblickenden Mädchens zu willfahren, dabei brummte er für sich, jedoch nur so laut, daß es höchstens seine Clientin

hören konnte: „Nur zugebellt, schädigen könnt ihr mich doch nicht; wenn ihr es satt habt, werdet ihr schon aufhören, so machen's alle Hunde. — Wie viel Pfunde wünscht Ihr, hübsches Kind?"

Das Mädchen gab die Auskunft.

„Ich hab' noch ein hübsches Stück erübrigt, das wird Euch genügen. So! — Hab' ich's nicht im Voraus gesagt? Wenn man den Schelmen nicht antwortet, hören sie von selbst auf. Darf ich fragen, aus welchem Hause Ihr seid?"

„Hier neben an, aus dem Ellerbachschen, ich diene dieser Familie."

„Und wie kam es — daß Ihr so spät? —"

„Der gnädige Herr, welcher durch mehrere Tage am Hoflager des Herzogs war, ist plötzlich eingetroffen."

„So — hier habt Ihr das Fleisch — die Pfennige sind doch gezählt — ich traue Euch — werdet ihr nun öfters hierher zum Einkauf kommen?"

„Von nun an täglich!"

„Das ist recht; beeilt Euch nun nach Hause; doch halt — ehe Ihr geht, darf ich Euren Namen wissen?"

„Eva Weiz!"

Während diese Beiden so sprachen, hatte sich Hainz von der Seite hingeschlichen, und aufmerksam zugehorcht. Jetzt rief er laut: „Eva Weizen

heißt sie, habt Ihr es gehört? Eva Weizen heißt sie; ich sage Dir aber, Gilg! die Eva kannst Du bekommen, aber der Weizen wird Dir nicht blühen."

Das Mädchen lief mit ihrem Einkaufe davon, und die Knechte schlugen hinter ihr ein lautes Gelächter auf; Gilg ärgerte sich gewaltig, aber er wußte aus Erfahrung, daß er gegen die Uebermacht sowohl im Wort-, als im Faustkampf unterliegen würde, daher ließ er es beim Alten, und zwang sich, ihre Neckereien zu überhören.

Die meisten schickten sich nun an, den Platz zu verlassen, aber ein herbei eilender Mann zog ihre Aufmerksamkeit auf sich. Es war eine untersetzte, stämmige Figur, welcher dem Anscheine nach eine herculische Kraft zu Gebote stehen mußte. Die schwarzen, großen Augen sprüheten Blicke voll Feuer und Flammen, der Kopf, so wie überhaupt alle Glieder seines Körpers waren voll Leben, immer in Bewegung, die Züge seines Antlitzes roh, gemein, aber sie verriethen verwogenen Unternehmungsgeist und eine maßlose Herrschsucht. Er trug ein ganz unansehnliches Wamms, einen breiten, vorn hinaufgestülpten Hut, eine steife Krause, einen schwarzen Gurt, in welchem ein breites Schwert steckte, und hohe Stiefeln, die von Fett trieften. Er ging raschen Schrittes auf die Fleischerknechte los.

„Was will der Kriegsmann von uns?“ wendete sich Steffen Kollerer staunend zu seinen Kameraden.

„Bei meiner armen Seele!“ sprach ein Anderer, „sein Kommen gilt uns.“

„Was mag er nur wollen?“ fragte ein Dritter.

Der Besprochene war indessen näher gekommen.

„Donner Wetter!“ schrie jetzt, ihn erkennend, Hainz Wurmstich, „das ist ja —“

„Nun wer denn?“ fragten die Andern.

Alle steckten die Köpfe zusammen, und Hainz lispelte ihnen einige Worte zu. Die Andern prallten vor Staunen mehrere Schritte zurück, und als der Mann völlig herangekommen war, zogen sie ehrerbietig die Gugel von den Häuptern.

„Wo ist Jakob Mainharts Knecht?“ fragte der Angekommene mit wohlklingender, aber sehr herrischer Stimme.

Die Angeredeten sahen sich nach Gilg um, und riefen ihn herbei.

Der Mann zog ihn bei Seite.

„Bist Du bei Meister Mainhart?“

„Ja, gnädiger Herr!“

„Du scheinst mich zu kennen?“

„Es däucht mir so.“

„Du bist also Deiner Sache nicht gewiß?“

„Nicht ganz!“

„Und warum dies?"

„Weil ich Euch immer anders —"

„Schon genug, ich will nichts mehr hören; behalte für Dich, was Du bemerkst, es bleibt in der Gilde. Hast Du mich verstanden?"

„Ganz Recht!"

„Jetzt hör' mich an; sage Deinem Meister, es wäre heute eine hübsche Nacht; wohlgemerkt: eine hübsche Nacht, ich — derjenige, der ich bin — ließe ihm dies sagen."

Nach diesen Worten eilte der Fremde von dannen. Gilg sah ihm staunend nach, schüttelte ungläubig den Kopf, und murrte auf dem Heimwege sehr unzufrieden vor sich hin: „Kenn' ihn und kenn' ihn nicht; heute so, morgen anders; hab' ihn gesehen, und weiß seinen Namen nicht; mag sein, wer er sei, ich will ihn nicht kennen! Dem Meister werde ich ausrichten, was er mir aufgeboten, um das Uebrige mag sich ein Anderer kümmern, diese Herren sind mir alle zu hoch und zu klug; da hab' ich mit dem Evchen ganz anders geredet; die hat mir gleich ihren Namen gesagt, und wenn sie morgen wiederkömmt, so will ich ihr ein Stückchen zuwägen, daß ihr die Suppe im Munde aufquillen soll."

Er langte bei dem Wohnhause seines Meisters an. Dieses befand sich in der Nähe des Kärnerthurmes,

durch welchen das gleichnamige Thor*) damals beschützt war, und da es das eine Eck der Straße bildete, so wurde der Besitzer desselben auch gewöhnlich „Mainhart am Eck“ genannt. So wie zu jener Zeit die meisten der angesehenen Gebäude Wiens, war auch dies mit einem kleinen Vor- und Hinterhof versehen. Beide waren über die Quer durch einen schmalen Gang getrennt, welcher links in die Wohnstuben, rechts in die sonst nöthigen Behältnisse führte. Im untern Stockwerke befand sich das zahlreiche Gesinde, im obern der Meister mit den Seinigen. Wer diese geräumigen, schön ausgetäfelten Stuben, diese in bunten Farben strahlenden Glasfenster, die für die damalige Zeit fast zu luxuriöse Einrichtung der Gemächer, den Ueberfluß an noch seltenen und sehr kostbaren Spiegeln, wer dies Alles in Erwägung zog, würde im ersten Augenblicke kaum geglaubt haben, sich im Hause eines Metzgers zu befinden, und wenn dieser auch Einer der Angesehensten der damals unruhigsten und allgemein gefürchtetsten Zunft war.

In einer der großen Sommerstuben saßen zwei Frauengestalten. Die Fensterflügel waren weit aufgerissen, und zwischen diesem und dem außerhalb an-

*) Das Kärnthnerthor.

gebrachten Eisengitter hingen in buntgefärbten Behältnissen mehrere Singvögel, welche herumhüpfend das Stäbchen suchten, auf welchem sie die Nacht zuzubringen sich bequemten. In dem Gemache begann es schon zu dunkeln, deshalb saßen die Frauen auch müßig, und warfen nur mitunter durch das auswärts gebogene Gitter einen Blick hinab in die Kärnthnerstraße. Die ältere der Beiden war Martha, Mainharts Ehefrau, die jüngere ihre Tochter Dorothea.

„Warum seid Ihr so wortkarg, liebe Mutter?“ fragte das Mädchen, als sie schon eine geraume Weile stumm da saßen.

„Ich habe heute einen meiner schlimmen Tage,“ versetzte Frau Martha mürrisch, „und wenn die kommen, so verliere ich zu Allem Lust und Freude. Es wird schon besser werden!“

„Wir wollen's hoffen!“ sprach das Mädchen, und seufzte tief auf.

Die Mutter sah sie an. „Du seufzest?“ fragte sie, „hast Du Ursache hierzu?“

„Ich glaube, liebe Mutter, es wird ein und derselbe Grund sein, welcher uns Beiden Kummer verursacht.“

„Und was denkst Du, Dorothe, könne die Ursache hiervon sein?“

„Meine Zukunft.“

„Es trifft zu, liebes Kind!“ entgegnete Martha; „ich beschäftige mich seit einigen Tagen sehr viel mit Dir.“

„O, liebe Mutter, ich werde Euch immer dankbar dafür sein.“

„Du weißt zu gut, in welch' blutiger, unruhiger Zeit wir leben; das Weib hat noch nie des Schutzes so nöthig gehabt, wie jetzt; Du bist bereits achtzehn Jahr vorüber, Du mußt einen Mann, einen Beschützer nehmen!“

Dorothea erwiederte in einem halb ernsten, halb launigen Tone: „Wenn Ihr es für so unumgänglich nothwendig erachtet, nun in's Himmels Namen! so will ich wählen, und nehmen.“

„Ich glaube nicht, daß das Wählen Dir überlassen bleiben wird.“

„Wie?“ rief das Mädchen erschrocken, „habt Ihr vielleicht schon —“

„Möge mich der Himmel vor solchen Eingriffen in Deine Rechte bewahren!“ rief Martha, sie unterbrechend, „ich bin selbst ein Weib, und kenne das Weh, einem ungeliebten Manne in sein Haus folgen zu müssen; ich würde Dir nur rathen, aber nie Jemanden aufdringen. Höre mich an: Vor einigen Tagen hat mir der Vater seinen Willen in die-

ſer Beziehung bekannt gegeben, Du biſt beſtimmt, Heinrich Blumentalers Ehefrau zu werden.“

„Heinrich Blumentalers Weib?“ rief Dorothea aufſpringend, „nie, nie! Eher will ich ſterben, oder mich zwiſchen Kloſtermauern lebendig begraben laſſen!“

„Du biſt nicht klug, liebes Kind!“ nahm die Mutter gelaſſen das Wort; „Heinrich Blumentaler iſt jung, edel, hübſch, klug und fromm; dieſe Vorzüge müſſen ihm ſelbſt ſeine erbittertſten Gegner einräumen; ich gebe zu, daß Du ihn nicht liebſt, nicht lieben kannſt: das Herz iſt ein eigenſinnig Ding, und läßt ſich nicht gebieten; womit willſt Du aber Deinen Widerwillen gegen ihn entſchuldigen?“ —

„Ich war zu heftig, liebe Mutter!“ entgegnete Dorothea, „aber der Gedanke: das Weib eines ungeliebten Mannes werden zu müſſen, machte mich aufbrauſen; ich hege gegen Heinrich keinen Widerwillen, aber ich werde ihm nie meine Hand reichen, ihm eben ſo wenig, als einem Anderen, den ich nicht liebe.“

„Und der Vater? Du kennſt ihn doch?“

„Ich kenne ihn — und werde ihm Trotz bieten!“

„Und wirſt mir und Dir ein Meer von Thränen bereiten!“

„O nicht doch, liebe Mutter!“ rief Dorothea, und umſchlang mit heißer Inbrunſt die Gute, und

drückte ihr warme Küsse auf die Lippen, „das wird nicht geschehen; der Himmel wird uns in seinen Schutz nehmen, er wird das Herz des Vaters für die Seinen nicht so fühllos sein lassen; nein, nein, liebe Mutter! Ihr werdet um meinetwillen nicht leiden müssen!“

„Wir wollen es hoffen,“ antwortete Martha; „doch nun eine Frage. Sieh' mir in's Angesicht, Dorothe! Wir sind allein, Niemand hört uns als Gott, Niemand sieht uns als der Mond, dessen Strahlen so eben durch unsere Fenster gleiten; lege Deine Hand an Dein Herz, Kind, und sage aufrichtig: liebst Du schon?“

Dorothea that wie ihr die Mutter befohlen, und sprach dann: „Ihr verlangt also Wahrheit, bestimmte Wahrheit?“

„Ja, meine Tochter! die bin ich in diesem Augenblicke, wo ich nicht nur als Mutter, sondern auch als Deine einzige, innigste Freundin vor Dir stehe, zu fordern berechtiget!“

„Ihr sollt sie auch vernehmen: Ich kann Euch heute die Frage noch nicht beantworten!“

„Du kannst nicht?“ fragte Martha staunend.

„Glaubt mir sicher, gute Mutter, ich kann nicht! Beim „Nein“ dürfte es sein, daß ich Euch täuschen würde, beim „Ja“ könnte ich mich vielleicht

selbst täuschen; da Ihr aber bestimmte Wahrheit wollt, so muß ich schweigen; doch sobald ich es selbst weiß, sollt auch Ihr es erfahren."

Eine Magd brachte die brennende Lampe in die Stube, die freundlichen Räume erleuchten sich, und nun erst sind wir im Stande, die beiden Frauen näher zu betrachten.

Martha mochte nahe an die Fünfzig sein; ihr stattlicher Wuchs, von einer einfachen, aber gut gewählten, bürgerlichen Kleidung begünstiget, wiewohl er schon an's Matronenhafte gränzte, trug noch immer etwas Reizendes an sich; ihr von Sorgen und Kümmernissen tief gefurchtes Antlitz bot dem Beschauer stets ein anmuthiges Lächeln dar, womit ihr freundlich blaues Auge im vollen Einklange stand; sie war eine jener Frauen, welchen man immer, selbst im spätesten Alter, ansieht, daß sie in ihrer Jugend schön und reizend gewesen. Dorothea war jetzt das, was ihre Mutter vor dreißig Jahren, eine schlanke, üppige, äußerst anmuthige Jungfrau, deren Auge ein blauer Himmel, deren Antlitz ein Lilienbeet, mit Röslein geziert, war.

Als sich die Magd wieder entfernt hatte, erhoben sich Mutter und Tochter, Erstere um die Fenster zu schließen, Letztere um in der Küche nach dem Abendmahle zu sehen.

Indeſſen harrte Gilg am Hauseingange des heimkehrenden Meiſters.

Eine hohe, robuſte Geſtalt kam mit eiligen Schritten heran, dies war Jakob Mainhart am Eck.

„Guten Abend, Meiſter!“ grüßte der Knecht.

„Biſt Du es, Gilg?“

„Ja, Meiſter!“

„Was machſt Du hier am Eingange?“

„Ich harre Eurer! Ich hab' 'ne Botſchaft an Euch!“

„An mich? Von wem?“ —

„Von demjenigen, der er iſt!“

„Gilg, Du biſt ein Ochſe!“

„Das iſt auch möglich, Meiſter!“

„Du wagſt es?“ rief der Andere drohend. —

„Ich wage gar nichts, denn wär' ich ein Ochſe, Ihr hättet mich ſchon längſt —“

„Und welches iſt die Botſchaft?“ unterbrach Mainhart den Beweisführenden. —

„Derjenige, der er iſt, läßt Euch ſagen: es wäre heute eine hübſche Nacht, wohlgemerkt: eine recht hübſche Nacht!“

Der Meiſter lachte über den treuen Berichterſtatter, und ſprach: „Gilg, Du biſt ein dummer Junge, aber Du haſt ein gut Gedächtniß; Du haſt Deine Botſchaft treu ausgerichtet, ich bin mit Dir zufrieden!“

Nach dieſen Worten eilte der Meiſter in's Haus, und ſprach leiſe bei ſich: „Es iſt 'ne hübſche Nacht — ganz recht, aber es ſoll nicht immer Nacht bleiben, es ſoll auch einmal zu tagen beginnen, und das ſo bald als möglich, ſo wahr ich Jakob Mainhart heiße!“ —

Er trat in die Stube.

Das Abendmahl wurde getiſcht. Wer Martha's Gatten nur einmal ſah, konnte an ihm auch ſogleich ſein Gewerk erkennen. Seine ganze Geſtalt, ſeine koloſſalen Glieder, ſeine Sprache, ſeine rohen Manieren, Alles verrieth den Fleiſcher.

Was ihn beſonders verunſtaltete, war, daß er mit einem Auge ſtark ſchielte, was ſeinem breiten, rothen Antlitze ein widerliches Anſehen verlieh. Man pflegte ihn daher auch den „ſchielenden Mainhart“ zu nennen, unter welchem Namen auch die gleichzeitigen Chroniſten ſeiner erwähnen.

Die von Gilg erhaltene Botſchaft hatte den Meiſter in gute Laune verſetzt. Er ſprach viel mit ſeiner Ehefrau und mit Dorotheen, was ſonſt nicht ſo häufig geſchah, ja er ließ ſich ſogar herbei, mit der Letzteren zu ſcherzen; wenn Jakob Mainhart mit Jemandem ſcherzte, glich er einem Bären, der mit einem Hündchen zu ſpielen wähnt, während er es mit ſeinen Pfoten zermalmt.

„Reich' mir den Becher, Dorothe!“ —

Es geſchah. —

„Was ſoll ich mit dem leeren Gefäß?“ fragte er verwundert, denn die Jungfrau hatte vergeſſen, den Becher zu füllen.

„Merke Dir's, Mädchen! Wenn Dein Gatte einſt von Dir einen Becher begehrt, ſo wahre Dich ja, ihm denſelben leer vorzuſtellen; ein leerer Becher iſt ein Leib ohne Leben, ein Körper ohne Seele. Blut, Blut gehört zum Leben in den Leib, Blut gehört zum Leben in den Becher!“

Die Frauen ſchauderten; er ergriff das Gefäß und goß den vollen Inhalt in ſich hinein.

„So recht, der Trunk war gut!“

Er kehrte ſich jetzt zu ſeiner Ehefrau: „Haſt Du Dorotheen ſchon unſer letztes Geſpräch mitgetheilt?“

„Bevor Du nach Hauſe kamſt, redeten wir eben davon.“

„Nun, meine Tochter, wie gefällt Dir meine Wahl?“

„Ich habe an derſelben nur Eines auszuſetzen!“ erwiederte die Gefragte.

„Und dieſes Eine iſt?“

„Daß es nicht meine Wahl!“

Mainhart ſchielte ſie mit einem ſtechenden Blicke an. Er hatte ein ſchweres Wort auf der Zunge, doch er bezwang ſich und ſagte grimmig: „Ich will

mir heute nicht die gute Laune in eine ſchlimme wandeln, wir werden in Kurzem umſtändlich darüber ſprechen, und ich glaube, daß bis dahin meine Wahl auch die Deine ſein wird!"

Dorothea erhob ſich von ihrem Sitze, eilte auf den Vater zu, ergriff ſeine Hand, preßte ſie an ihre Lippen, und rief unter heißen Thränen: „Vater, lieber Vater! Ihr werdet mein Unglück nicht wollen!"

Mainhart erhob ſich, drängte ſie von ſich, und ſprach mit kaltem Tone: „Deine Mutter wird Dir ſchon oft erzählt haben, wie ſehr ich Thränen haſſe, und wie wenig Weiberthränen über mich vermögen. So wie immer wird auch dieſes Mal mein Wille der Eure ſein!"

Er verließ mit ſchweren Schritten, die Stube. Die beiden Frauen ſahen ihm, die Gattin ſeufzend, die Tochter unter Thränen nach.

Jakob Mainhart verließ bald darauf tief verhüllt das Haus und eilte noch vor dem Thorſchluſſe aus der Stadt.

Es war eine ruhige, erfriſchende Sommernacht, der Mond ſtrahlte heiter, die Sterne flimmerten an der unermeßlichen Decke, ohne von dem Rieſenwächter verdunkelt zu werden, oder von ihrer Anmuth etwas zu verlieren. Die Stadt Wien lag im Schlummer, ihr Treiben war verſtummt, ihr Getöſe verhallt; nur

einzelne Gestalten sah man gegen den Stadtzaun zueilen, und ihre Richtung längs des Wienflusses nehmen. Jakob Mainhart ging denselben Weg, er begegnete häufig gleich ihm verhüllten Gestalten, eilte jedoch ohne Gruß, und ohne sie nur anzublicken, an ihnen vorüber, und wurde von den Andern eben so wenig beachtet. — Eine halbe Stunde so fortgewandert, überschritt er eine jener Brücken, welche über die Wien führten, und langte nach einigen hundert Schritten bei einem alten, dem Anscheine nach unbewohnten, zerfallenen Hause an.

Ein Mann stand an der Thüre, und sprach mit gedämpfter Stimme: „Wer bist Du?"

Der Fleischer versetzte: „Ich bin ein Bruder!"

„Wo bist Du ein Bruder?"

„Ich bin ein Bruder im Spiel!"

„In welchem Spiel?"

„Im Herzogsspiel!"

Der Frager trat auf die Seite, der schielende Mainhart verschwand durch die Thüre.

Zweites Capitel.

Im Jahre 1840 wurden in Wien von Seite der bürgerlichen Verwaltung zwei den Grabenplatz beengende und entstellende Häuser gekauft, und geschleift. Das eine, und zwar das größere dieser Gebäude führte den Namen des gräflich „Schallenberg'schen" Hauses, das andere wurde allgemein „zum Hirschen" genannt.

Das Erstere bildete einerseits einen Theil des Paternostergäßchens, verengte auf diese Weise die Einfahrt vom Kohlmarkt auf den Graben, ließ seine Hauptfaçade gegen den Kohlmarkt hin Front machen, und ragte anderseits mit zwei Eckrondellen in den Platz hinein. Es trug die Numer 569.

Auf dem Platze dieses gräflich Schallenberg'schen Gebäudes befanden sich ehedem zwei Häuser, welche erst im Jahre 1613 an einen Eigenthümer gelangten, und im Jahre 1712 von dem Reichshofraths-Kanzellisten Ambrosius Reichmann, welcher damals

deren Besitzer war, in Ein Haus vereiniget wurden, das sich bis auf unsere Zeit erhalten hatte. Die erwähnten beiden Häuser gehörten zur Zeit unseres Gemäldes noch zwei verschiedenen Eigenthümern; das größere, in der Richtung gegen das Paternostergäßchen, ursprünglich von dem Bürger Zucksschwert erbaut, führte auch dessen Namen, gehörte jedoch seit 1428 zu Nutz und Gewähr dem Stefan Herzogenberger; das kleinere, gegen den Kohlmarkt hin liegende, war das Haus der Ritter von Ellerbach, und dahin wollen wir unsere Leser versetzen.

In einem, durch herabgelassene Vorhänge zum Theil verdunkelten Gemache ruht auf einer Polsterbank eine Dame.

Das blasse Aussehen der Frau, so wie der Umstand, daß es schon hoch am Vormittage war, und sie, das eine Lager kaum verlassen, doch schon wieder im leichten Hausgewande auf einem andern ruht, ließen mit Recht vermuthen, daß sie leidend sei. Ein leiser Schlummer hat sie so eben in seine Arme genommen, trotz des unten auf dem Platze herrschenden Geräusches erwacht sie nicht, sie hatte die Nacht wahrscheinlich schlaflos zugebracht. Die Schlummernde ist eine reizende Frau von etwa fünfundzwanzig Jahren, üppig geformt, mit einem wunderschön gebildeten Antlitze, dessen Kinn, Nase und Formung

der Augenbrauen alle, wenn auch noch so idealen Ansprüche weit überstiegen; was aber diesem Kopfe den höchsten, einen fast zauberischen Reiz verlieh, ist das braune Auge, dessen Blick durch die etwas hinaufgezogenen Unterlider einen unbeschreiblichen Eindruck hervorbrachte; kommt zu diesem noch jene reizende, leidende Miene, mit welcher die jetzt eben Erwachende umherblickt, indem sie sich etwas von der Polsterbank erhebt, und mit beiden Händen flach über das glänzende, ebenholzschwarze Haar streicht, so kann man mit Gewißheit annehmen, daß für den Maler, welcher eine leidende Frau darstellen will, nicht leicht ein reizenderes Original gefunden werden kann.

Die Dame hieß Juliane, und war die Gemahlin des Edlen, Berthold von Ellerbach, welcher dermalen Besitzer und Eigenthümer des erwähnten Hauses war.

Nachdem die Reizende von dem kurzen Schlummer zu sich kam, blieb sie in sitzender Stellung auf der Polsterbank, stützte das schöne Haupt in die hohle Rechte, und versank in Nachdenken. Nach einer Weile öffnete sich die Thüre, ein Mädchen schlüpfte herein. Es war die Dienerin Evchen Weiz, deren Bekanntschaft wir schon auf dem Fleischgraben gemacht haben.

„Bist Du schon so schnell zurück?" fragte die Dame.

„Nein, gnädige Frau," versetzte Eva, „ich bin noch gar nicht fort gewesen."

„Was soll das Säumniß? Hab' ich Dir nicht befohlen, den Meister Schrick gleich hierher zu bescheiden? Sag' ihm, ich sei sehr unwohl, und wünsche seine Kunst in Anspruch zu nehmen."

„Ganz recht, gnädige Frau! Das hätte ich Alles gesagt, aber" — — sie wurde verlegen, und konnte nicht weiter sprechen.

„Nun?" fuhr die Gebieterin in sie drängend fort, „warum hast Du meinen Befehl nicht vollzogen?"

„Der gnädige Herr," stammelte das Mädchen, „hat mir geboten, nicht den Meister Schrick, sondern den Herrn Hanns Kirchheimer zu holen."

Frau Juliane zuckte zusammen, ihr Blick senkte sich in den Schooß, die hohe Stirn, gleich einer bleichen Schneewölbung, zog sich in Falten; nach einigen Minuten Ueberlegens hob sie den Kopf und sprach zu Eva: „Wohlan, so hole den Kirchheimer, doch sage ihm, er möge sich früher zu meinem Gemahl begeben, und nur mit diesem mein Kloset betreten!"

Die Dienerin entfernte sich, Frau Juliane blieb allein.

Nach ungefähr einer halben Stunde traten zwei Männer ein. Die Dame saß jetzt am Eckfenster,

welches die Aussicht auf den Kohlmarkt und einen Theil des Grabens bot; sie schien die Eingetretenen nicht zu beachten.

Der vordere der Angekommenen war eine stattliche Figur mit kühnem Blick und stolzer Haltung; seine Züge kündeten Muth und Eigendünkel, er schritt majestätisch in überreicher Kleidung daher, und schien von der Wichtigkeit seiner Person, seiner Stellung, seines Wissens so durchdrungen, daß er alle Andern tief unter sich im Staube erblickte. Dies war Hanns Kirchheimer, freilich nur eines schwäbischen Binders Sohn, aber damals Rathsherr und Wiens erster Arzt.

Der Rückwärtige war ein langer, hagerer Mann, mit tiefliegenden Augen, eingefallenen Wangen, sein langes Kopfhaar hing wirr durcheinander, sein Bart schien auch diesem Beispiele zu folgen, er bot dem Auge einen widerlichen Anblick dar. Dieser bleiche, dürre Mann, dessen Antlitz das Gepräge aller Leidenschaften trug, war der Edle, Herr Berthold von Ellerbach, der Gemahl Julianens.

Schon daß die Dame seinen Eintritt nicht beachtete, verdroß den stolzen Arzt. Seine Unterlippe zuckte, der Blick verdunkelte sich etwas. Er näherte sich ihr und sprach: „Seid Ihr krank, Frau Juliane?"

Die Dame kehrte ihm ihr Antlitz zu, blickte ihn an und versetzte: „Wie? Könnt Ihr noch fragen?"

„Ich that dies," entgegnete der Arzt barsch, „weil ich daran zweifelte, ob Ihr es in der That sein möget; ich bin nicht gewohnt, Kranke am offenen Fenster zu finden, und sich an dem Strom der Vorübergehenden ergötzen zu sehen."

„Ihr möget Vieles nicht gewohnt sein, Herr Kirchheimer!" versetzte Juliane rasch, „so mag es Eurem Eigendünkel auch fremd sein, bei Frauen etwas manierlicher zu sprechen, was auch sonst Eurem ganzen Wesen schwer zu fallen scheint." —

„Frau Juliane!" rief jetzt der stolze Arzt in einem fast drohenden Tone, doch Berthold trat dazwischen, und sprach beschwichtigend: „Achtet nicht auf dies Gerede, Meister Kirchheimer; Ihr werdet aus Erfahrung wissen, daß man Kindern und Kranken viel zu Gute halten muß, besonders den Letzteren, wenn sie Weiber sind."

Dies scharf betonte, mit einer gewissen Verachtung ausgesprochene Wort machte das Antlitz der Dame mit glühender Röthe überfließen, ihr schönes Auge sprühte Feuer und Flammen; so fährt aus dunkler Wolke der zündende Blitz. „Mein Herr und Gemahl," sprach sie langsam, mit wohlklingender Stimme und würdiger Hoheit, „vergeßt die Achtung nicht,

welche jeder Mann den Frauen ſchuldet, beſonders der Gatte der Gattin, und beſonders Ihr mir!"

Berthold wurde verlegen, und entgegnete: „Ihr vergeßt, Juliane! daß wir nicht ohne Zeugen ſind."

„Ihr werdet doch vor Herrn Kirchheimer keine Scheu tragen?" gab die Gattin lächelnd zur Antwort; „Herr Kirchheimer iſt ja Euer Genoſſe, Euer Buſenfreund, und deshalb habt Ihr ihn auch mir zum Arzte aufgedrungen."

Der ſtolze Bürger erröthete vor Zorn; er fühlte, daß er hier wenig Schmeichelhaftes werde zu erfahren haben, und daß ſeine Gegenwart überflüſſig ſei. Er wandte ſich zürnend zu dem Edlen und ſprach: „Es iſt nicht meine Sache, mich aufzudringen; Ihr hättet es vermeiden ſollen, meine Hülfe anzuſprechen, Ihr würdet mir und Euch eine Demüthigung erſpart haben. Ihr müßt Eure Frau Gemahlin zu gut kennen, um nicht zu wiſſen, daß ſie eben ſo klug als ſchön, und eben ſo boshaft als Beides zuſammen iſt!"

Er verließ zornig das Kloſet, Berthold ſchleuderte ſeiner Gattin aus dem hellen Auge einen vernichtenden Blick zu, und eilte dem Kirchheimer nach, um ihn zu beſänftigen.

Juliane war wieder allein; ſie hatte ihren Zweck erreicht, der Aufgedrungene war verſcheucht, ſie blieb

als Siegerin auf dem Platze; doch hatte sie den Blick ihres Gatten recht verstanden, so war der Kampf noch nicht zu Ende, ein Sturm von seiner Seite stand ihr noch bevor, und auch diesem beschloß sie würdig zu begegnen.

Berthold hatte den Freund nur bis zur Hauspforte begleitet, und ihn so viel wie möglich zu besänftigen gesucht, dann kehrte er rasch zu seiner Gemahlin zurück. Sein stürmischer Eintritt schon kündete die Scene.

„Juliane!" herrschte er der Dame zu, „Ihr habt meine Ehre verletzt."

„Und Ihr meine Würde, mein Recht!" entgegnete sie gelassen.

„Womit that ich dies, Frau Gemahlin? Habt Ihr an Kirchheimer etwas zu tadeln? Ist er nicht der erste Arzt in der ganzen Stadt Wien?"

„Ich bin genügsam, und wäre mit dem zweiten zufrieden gewesen."

„Kirchheimer ist mein Freund und besitzt mein ganzes Vertrauen!"

„Aber nicht das meine!"

„Michael Schrick ist ein Kaiserer!"*)

„Deshalb vertraue ich ihm," entgegnete Juliane

*) So wurden die Anhänger des Kaisers genannt.

gelaſſen. „Ihr ſeht, Herr Gemahl! unſere Meinungen waren von jeher getheilt, unſere Wege von jeher verſchieden. Ihr ſeid ein Freund des Herzogs, ich bin eine warme Anhängerin des Kaiſers; dieſer unſelige Zwieſpalt der Fürſten hat im ganzen Lande, in jeder Stadt, in jedem Hauſe, ja ſogar in einzelnen Familien den Saamen der Zwietracht geſtreut, und den Arm des Bruders gegen den Bruder bewaffnet. Der Zorn des Himmels waltet ſchon über uns, ſeine Strafe wird den Schuldigen treffen. Es war thöricht von Euch, meiner Meinung entgegen zu treten, und mir ſogar in häuslicher Angelegenheit Euren Parteiglauben aufzudringen."

„Frauen ſind beſtimmt, ihren Gatten anzuhängen, und ſein Wille, ſein Weg ſoll auch der ihre ſein!"

„Ihr irrt, Herr Gemahl! Dieſes Gebot, ich erkenn' es an, und füge mich in daſſelbe, doch nur bis zu einer gewiſſen Gränze; von da angefangen, hört ſeine Macht auf, und der Wille des Weibes tritt in ſein Recht. Ich bin im Hauſe meines Vaters als Oeſterreicherin groß erzogen, mit der Muttermilch ſchon ſog ich die warme Liebe zu meinem Vaterlande ein, und eben deshalb, mein Herr und Gemahl! kann ich nur dem Fürſten gehorchen, der ſich mit Recht ſeinen Herrſcher nennt. Ihr, mein Herr, hättet wohl noch triftigere Gründe hierzu; ſchon

die menſchlichſte Pflicht des Ritters, die Dankbarkeit, ſollte Euch dazu bewegen. Eure Vorfahren waren aus dem Schwabenlande, der erſte Habsburger nahm ſie mit ſich in's Oeſterreich, bevorzugte ſie vor den Landeskindern, und überhäufte ſie mit Würden und Gütern. Es ſind kaum zweihundert Jahre her, und die öſterreichiſche Geſchichte weiſet mehrere rühmliche Namen Eures Stammes auf, Ihr ſeid der Erſte, der auf dem Abwege wandelt, nur Ihr ſcheint zu vergeſſen, was Ihr den Habsburgern ſchuldet!"

„Iſt der Herzog kein Habsburger?" fragte Berthold trotzig.

„Ja, er iſt einer," erwiederte die Gattin, „er iſt des Kaiſers Bruder; aber wenn vom alten Stamme ein Zweig abfällt, ſich keck neben dieſen hinpflanzt, und der kundige Gärtner ſpricht: „Einer von dieſen muß weichen, ſonſt reiben ſich Beide wechſelſeitig auf!" werdet Ihr den jungen Zweig, oder den alten Stamm entwurzeln, um ihn in einen andern Theil des Gartens zu verpflanzen?"

Sie ſchwieg.

„Eure Zunge," erwiederte der Gatte boshaft, „iſt ein Meiſterwerk; Ihr ſcheint bei Hanns Oedenacker in die Schule gegangen zu ſein."

„Wie Ihr ſie nur alle kennt, die unruhigen, auf-

rühreriſchen Wichte; ſelbſt dieſer Badknechtsſohn, deſſen Vater im Spitale verkümmerte, während der Sohn durch Speichellecken groß wurde, ſelbſt er rühmt ſich Eurer Bekanntſchaft! Natürlich, er gehört ja mit Euch zu einer und derſelben Partei!"

Dieſen Hohn ertrug der Edle nicht mehr, er fuhr auf: „Frau Juliane! —"

„Nun, Herr Ritter von Ellerbach? —"

„Ihr mißbraucht meine Geduld!"

„Duldet es nicht!"

„Fürchtet meinen Zorn!"

„Ich fürchte keines Menſchen Zorn auf dieſer Erde!"

„Meine Rache —"

„Selbſt die fürchte ich nicht; ich ſcheue ſie zwar, doch ich werde mich wahren, damit ſie mich nicht ſo unvorbereitet treffe, wie Pupe —"

Der Name war noch nicht ausgeſprochen, und ſchon ſprang Berthold auf ſie zu, faßte ſie an der Linken, und ſchrie: „Still — bei Allem, was Euch auf Erden heilig iſt, keinen Laut mehr — oder! —"

Juliane ſchwieg, ihre rechte Hand ruhte unter dem Obergewande in der Nähe des Herzens, und ſchien dort einen Gegenſtand krampfhaft gefaßt zu halten. Beide ſahen ſich ununterbrochen ſtarr an; als der Gatte ihre Hand losließ, zog ſie die Rechte

wieder langsam unter dem Gewande hervor, ließ ihren Blick jedoch noch immer auf dem Gatten ruhen, und sprach ganz kalt: „Oder — nun — was weiter, Herr Gemahl?“

Berthold schöpfte tief Odem, und entgegnete: „Nichts weiter; ich darf nicht weiter! — Juliane, Ihr seid des Herzogs Gegnerin, und doch habt Ihr es nur ihm zu danken, daß ich — nicht weiter darf!“

Er verließ mit dröhnenden Tritten das Gemach.

Die Dame sah ihm staunend nach und schüttelte das schöne Haupt: „Fürwahr! Ich verstehe ihn nicht; was meint er wohl damit: ich hätt' es nur dem Herzoge zu danken, daß er der Rache nicht freien Lauf ließe? — Mir ist der Herzog fremd, ich kenn' ihn nicht; welch Geheimniß mag hier wohl walten? Der Elende! — Und ich — ich bin die Unglückliche, die sich seine Gattin schelten muß! Was hab' ich verschuldet, daß der Himmel gerade mir so schwere Strafe aufgebürdet?“ —

Von dem Auftritte erschöpft, ließ sie sich wieder auf der Polsterbank nieder, rief durch ein Glockenzeichen die Dienerin herbei, und befahl ihr, für den Nachmittag den Meister Schrick zu bestellen; auf die Frage, ob sich ihr Gatte auf seinem Gemache befinde, erhielt sie die Auskunft, daß derselbe das Haus verlassen habe.

Dieſer Vormittag ſchien dazu beſtimmt, in dem Hauſe des Edlen von Ellerbach ein Ereigniß nach dem andern heraufzubeſchwören.

Juliane hatte ſich kaum durch ein halbes Stündchen erholt, als ſie durch ein heftiges Gepolter auf der Treppe aufgeſchreckt wurde. Man meldete ihr, daß ein fremder Edelherr mit Gewalt bis zu ihr dringen wolle. Juliane ließ ihn nach ſeinem Namen fragen — ſtatt deſſen ſtürmte der Fremde aber ſchon ſelbſt eigenmächtig ins Kloſet, und rief; „Was braucht es da dieſer Gixen und Garen; Gott zum Gruß, ehemalige Frau Nachbarin, ich bin der Hanns Kling von Urſchendorf!“

Ein freudiges Erröthen ergoß ſich über die Wangen der Dame, ſie winkte der Dienerin, ſich zu entfernen, und bewillkommte den Fremden auf die herzlichſte Weiſe.

Der Urſchendorfer war ein Mann tief in den Sechzigern, mit einem eisgrauen Schädel, aber noch ſtark und rüſtig; ein leiſer Kupferanflug auf den Wangen zeugte, daß er kein Feind der Becherfreuden ſei, aber die für dieſes Alter ſo ungewöhnliche Kraft und ſein gutes Ausſehen gaben ihm auch das Zeugniß, daß ſein ganzes Leben jeder nachtheiligen Leidenſchaft fremd geblieben ſei, und daß er überall die rechte Mitte zu behaupten gewußt hatte. Er hatte

ganz das Aussehen eines würdigen Greises, und das wahrhaft kriegerische Gewand, in welchem er in diesem Augenblicke vor der Freiin von Ellerbach stand, schien dem Greise nur noch mehr Adel zu verleihen. Er trug ein Beingewand von gelbem Hirschfell, einen schwarzrothen Koller, einen kühngekrempten Hut mit rothen Federn, ein silbergesticktes Wehrgehäng, ein mächtig breites Schwert, rehfarbne Wadenstiefel mit großrädigen Spornen, und endlich mächtige Stulphandschuhe.

„Wahrhaftig, Frau Juliane," sprach der Edelherr, „nach dem herzlichen Willkommen zu urtheilen, scheint Euch meine Ankunft recht genehm zu sein; das freut mich, nun wir sind ja auch schon alte Bekannte. Ich entsinne mich des Anfanges noch recht deutlich. Ich und Euer Alter kamen gerade von der Hatz nach Hause, und trabten wohlgemuth gen den Sebenstein zu, da sprengt uns ein Bote den Weg entgegen: „Herr Ritter, Frau Anna liegt in den Wehen!"

„Hörst Du's, Hanns Kling, schon wieder eine Sorge mehr im Anzuge!" sprach Euer Vater, und wichste sich lachend den Schnauzbart. Da sprengte ein zweiter Knappe heran. „Hollah Ho! Herr Ritter! Unsere Frau Gebieterin hat entbunden!" — „Ist's ein Knabe oder ein Mägdlein?" — „Bei

meiner armen Seele! Danach vergaß ich zu fragen!" rief der Schelm und sprengte zurück. — Ein Dritter trabt heran. „Ein Knabe oder ein Mägdlein?" schreit ihm Euer Vater schon von Weitem entgegen. — „Ein Mägdlein!" lautet die Kunde. — „Hast Du's vernommen, Hanns Kling?" schmunzelt der Alte, „ein Mägdlein, das ist als eine doppelte Sorge zu zählen!" Wir ritten auf dem Sebenstein ein, da stürzt die Treppe herab eine Magd.

„Ihr kommt zu spät, Herr Ritter!" jammerte sie und rang verzweifelnd die Hände. Wir Beide wurden blaß wie nächtige Gespenster. „Was ist geschehen?" fragten wir zugleich wie aus einem Munde. — „Sie hat's überstanden!" — „Wer hat es überstanden?" — Wir stürmen hinauf. Diejenige, welche es überstanden hatte, war Eure Mutter, und das neugeborne Mägdlein wart Ihr!"

Er schwieg, und wischte sich die feuchtgewordenen Augen.

Juliane weinte heiße Thränen.

„Meine arme Mutter!" klagte sie, „und ich besitze nicht einmal ein Konterfei, um sie mindestens aus dem Bilde kennen zu lernen!"

„Euer Vater hielt auf dergleichen nichts; aber seht Euch in dem Spiegel, und Ihr habt das Abbild Eurer Mutter vor vier und dreißig Jahren. O, sie

war eine ſchöne Frau! Doch nun von der Gegenwart, Frau Juliane —"

„Ihr habt Recht, Herr Kling!" rief die Dame, ſich gleichſam zu freudigeren Gefühlen hinüberzwingend; „was macht meine liebe, ſüße Amelei?"

Der Alte wurde etwas verwirrt, und verſetzte ſchmunzelnd: „Amelei, meine Amelei läßt Euch herzlich grüßen, ſie hofft bald, recht bald gen Wien zu kommen. — Doch ſagt mir, wo iſt Euer Eheherr?"

„Er verließ ſo eben das Haus."

„Der dürre Zaunkönig wird doch dem Waffenfreunde auf einige Wochen gaſtfrei das Haus öffnen?"

„Ohne Zweifel; Ihr gehört ja auch mit zur Partei des Herzogs?"

„Und Ihr, Frau Juliane?"

„Ich bin kaiſerlich!"

„Gerade ſo wie Amelei!" rief der Greis launig. „Bei meiner armen Seele! Ich glaube, der Kaiſer hat alle Weiber im ganzen Lande für ſich!"

„Das macht," verſetzte Juliane, „weil er den Frieden liebt."

„Hat aber noch wenig Frieden gehabt."

„Daran tragen Andre Schuld; denn er iſt ſanftmüthig —"

„Eigenſinnig, wollt Ihr ſagen."

„Wo Andre nach ſeinen Rechten greifen, ja!

und daran thut er vollkommen Recht. Er ist sparsam —"

„Bis zum Geiz."

„Er ist gut —"

„Wo sein Eigennutz nicht im Spiele ist — doch ich bitte Euch, Frau Juliane! laßt das; ich bin zu alt, um noch gelehrig zu sein. Wollen sehen, wie der Jakobitag enden wird. Doch ich kam nicht hierher, mit Euch zu rechten; Ihr seid 'ne Frau, 'ne kluge, schöne Frau, und so was hat der Hanns Kling von je zu schätzen gewußt. Ich thue, als ob ich zu Hause wär', und gehe in die Fremdenstube, um mir's bequem zu machen; wenn Ihr einmal auf Urschendorf einsprecht, könnt Ihr desgleichen thun. Bis ich mich ein wenig erholt, komm' ich herüber, ich hab' Euch noch etwas Angenehmes zu künden, dann wollen wir auch mehr mit einander plaudern."

„Ihr sollt mir willkommen sein, alter Kampfgenosse meines Vaters. Kommt nur her, und erzählt mir recht viel von Euch und meiner lieben, lieben Amelei."

„Ja, ja," schmunzelte der Wackere, „von der Amelei wollen wir sprechen, recht viel sprechen!" —

Er lächelte wohlgefällig vor sich hin, und verließ das Kloset.

Dieses sonderbare Benehmen machte die Freifrau

aufmerksam; was mußte mit der Freundin vorgefallen sein, daß der Alte so zweideutig hinterm Zaune hielt? Sollte sie schon Braut, — oder vielleicht gar schon vermählt sein? Es war beinahe ein Jahr verflossen, seitdem sie sich zum letzten Male gesehen hatten, was konnte sich während dieser Frist nicht Alles ereignet haben! —

Ihre Neugierde war erregt, sie harrte daher mit Ungeduld des Zurückkehrenden, als dieser jedoch nicht sogleich erschien, trat sie ans offene Fenster, und sah auf den Markt hinab. Das Vorbeiströmen der geschäftigen Menge in einer lebhaften Straße gewährt dem Beobachter durch den immerwährenden Wechsel schnelle Zerstreuung; man sieht die Gestalten sich vorbeitummeln, rennen, gaffen, anstoßen, stehen bleiben, rückkehren, und sie wie vor einem Bienenkorbe umschwärmen. Juliane hatte daher bald den Kampf mit der erwachten Neugierde bestanden, und sah nur das rauschende Wogen und Treiben des Kohlmarktes. Da kam von der kaiserlichen Burg herauf eine, von zwei Rossen getragene, Sänfte; sie war von Bewaffneten begleitet, und dieser Umstand zog die Aufmerksamkeit der Freifrau auf sich. Damals, wo Karossen noch zu den Seltenheiten gehörten, war diese Art zu reisen, besonders für Frauen, die bequemste und gewöhnlichste. Die Sänfte bewegte sich sehr langsam

heran, die Vorſicht erheiſchte dies, doch ſollte ſie bald ganz ſtille ſtehen, denn vom Hof herüber trabte eine Reiterſchaar, ihr Führer mochte ein Edler ſein, und die Uebrigen bildeten ſein Gefolge. Dieſes Häuflein, deſſen Weg auf den Fleiſchgraben führte, ſtieß, als es in denſelben links einbiegen wollte, auf die Begleitung der herangenahten Sänfte; es entſpann ſich ein heftiger Streit, und zwar gerade unter dem Fenſter der Freifrau.

„Halt!“ donnerte der Anführer der Reiterſchaar den Andern entgegen.

Die Sänfte hielt, aber unglücklicher Weiſe ſo, daß ſie den Eingang in den Graben verſtellte.

„Zurück!“ ſchrie jetzt der Freiherr wieder.

„Das werde ich bleiben laſſen!“ entgegnete nun der Führer der Sänfte, „ich bin nicht hier, um von Euren Launen Befehle anzunehmen; die Straße iſt breit genug —“

„Zurück, ſage ich!“

„Nein, wiederhole ich.“

„Im Trabe vor!“ heiſchte der Erſtere ſeinem Gefolge zu, und wollte die Andern über den Haufen rennen; dieſe aber riſſen ihre Schwerter aus den Scheiden, der Angſtruf einer Dame drang aus der geſchloſſenen Sänfte heraus.

In dieſem Augenblicke traten aus dem Haufen

der müßigen Gaffer zwei Männer hervor. Der Jüngere derselben, ein hochgewachsener junger Mann, rief dem Edlen zu: „Graf Wilhelm von Tirstein, haltet an, bis die Sänfte in Frieden vorübergezogen, es sitzen Frauen darin!“

„Wer hat mir zu befehlen?“ schrie der Angesprochene, „ist es vielleicht Euer Liebchen, dem ich ehrerbietig Raum geben soll?“

„Und wenn es eine Bauerndirne wäre,“ rief jetzt der Erstere erbost, „so sollt Ihr halten, ich will es!“

„Zurück, Elender!“

„Ein Schelm sagt mir dies!“

„Kaiserer!“ schrie Tirstein.

„Angegriffen!“ donnerte jetzt der Begleiter des jungen Mannes. Die Schwerter blitzten, beide Parteien fielen sich an; mitten in den Straßen Wiens entspann sich am hellichten Tage der Kampf.

Frau Juliane hatte mit Herzklopfen dem Streite zugehört, ihre Theilnahme steigerte sich mit jedem Augenblicke, und ging, als der blutige Kampf begann, in namenlose Angst über. „Wäre nur die arme Frau in Sicherheit,“ dachte sie, „aber in der Hitze des Kampfes wird die unschuldige Ursache desselben ganz vergessen.“

Geschrei, Stampfen, Schwertgeklirr erfüllt den Platz, zufällig gleitet Tirsteins Roß in der Nähe der

Sänfte aus, es stürzt, er mit ihm; die Pferde, welche die Sänfte tragen, werden stutzig, ein Schrei der Freifrau am Fenster ertönt, in diesem Augenblicke wird unten die Thür der Sänfte aufgerissen, eine verschleierte Dame stürzt heraus.

„Rettet die Arme!" ruft Juliane mit durchdringender Stimme hinab.

Der junge Mann kämpft sich bis zu ihr durch, und hebt die Ohnmächtige vom Boden auf; suchend blickt er um sich — wohin soll er die Bewußtlose bringen? —

Juliane erräth seine Verlegenheit. „Hierher in Sicherheit!" ruft sie hinab, und der Retter eilt mit seiner Last auf das Ellerbachsche Haus zu. Indessen erreicht der Kampf auch schon sein Ende; die Reiter sind abgesprungen, um ihrem gestürzten Anführer beizustehen, der Begleiter des jungen Mannes befahl den Vertheidigern der Sänfte einzuhalten, sie gehorchten, und folgten ihrer Schutzbefohlenen nach; auch jener begab sich in das Haus, wohin die Gerettete gebracht wurde.

Die Freifrau eilt indessen den Kommenden entgegen, die Thüre ist angelweit offen, der junge Mann keucht herauf, läßt die Gerettete auf einer Polsterbank nieder, und stützt sich ermattet an die Lehne derselben. Juliane löst eilig den Schleier vom Haupte der

Dame, ein bleiches aber wunderliebliches Mädchenantlitz ſchaut ihr entgegen. „Heiliger Himmel!“ ruft Juliane. „Amelei — meine liebe theure Amelei!“ —

„Meine Tochter!“ ertönt jetzt die Stimme des alten Kling, welcher, durch das Getöſe herbeigelockt, auf die Ohnmächtige zuſtürzte. „Was iſt geſchehen? Sprich Amelei! Welch ein unſeliger Vorfall —“

Die Ohnmächtige erholte ſich, erhob ſich langſam, und ſank, kaum daß ſie ihren Vater erblickt hatte, in deſſen Arme.

Juliane ſah den Greis ſtaunend an. „Wußtet Ihr?“ fragte ſie.

„Wir reisten ja mitſammen hierher,“ unterbrach ſie der Urſchendorfer, „und nur um Euch zu überraſchen, eilt' ich voraus, und ließ die Sänfte zurück.“

„Welche Unvorſichtigkeit! Wer weiß, welch eine unſelige Wendung dieſe mir zugedachte Ueberraſchung noch hätte nehmen können! Ihr, junger Mann!“ wandte ſich jetzt die Freifrau zu dem Retter Ameleis, „habt ritterlich gehandelt, nehmt unſeren Dank, und Ihr,“ dies galt dem Gefährten deſſelben, „ſeid Eurem Pfleg- oder Schützling wacker beigeſtanden.“

„Vergebt, reizende Frau!“ nahm dieſer das Wort, „daß ich einen kleinen Irrthum in Bezug auf das Verhältniß zwiſchen mir und dem jungen Manne berichtige. Er iſt weder mein Pfleg- noch mein Schütz-

ling, sondern er ist mein Freund, mein inniger, mein einziger, mein theuerster Freund!"

„Die Freundschaft, Herr! scheint bei Euch in sehr hohem Ansehen zu stehen!" bemerkte die Freifrau lächelnd.

„Im allerhöchsten! edle Frau."

„Und die Liebe?"

„Folgt gleich hinter ihr!"

„Welch eine noch nie erhörte Hintansetzung!" lächelte Juliane, dann fuhr sie fort: „Darf man, bevor Ihr Euch entfernt, den Namen desjenigen Mannes auch erfahren, dem die Freundschaft auf dieser Erde über Alles geht?"

„O ja, reizende Frau!" entgegnete der ritterliche Sprecher, „dieser junge Mann heißt Heinrich Blumtaler, und ich nenne mich Michel Beheim, und bin der Kaiserlichen Majestäten Diener und Hofpoet!" —

Drittes Capitel.

Eine finstere Wolke hielt das schöne Oesterreicherland umnachtet, ein blutiger Dämon fährt tosend von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf, von Burg zu Burg, von Weiler zu Weiler, und wo er erscheint, entbrennt der Haß, werden rege die Leidenschaften in den Herzen der Menschen, entspringen Quellen von Blut, und häufen sich Leichen zu Hügeln. Dieser Dämon ist — der Krieg.

Welche Schrecken birgt das kleine Wort in sich, welch grauser Jammer ist in seinem Gefolge! — Ein wildes Jauchzen kündet sein Beginnen; Aechzen, Stöhnen, Heulen und Kanonendonner feiern seine Herrscherzeit; zertretene Saaten, eingeäscherte Dörfer, und Schwärme von Raubvögeln, welche über den Schlachtfeldern schweben, zeigen sein Ende; und Jammer und Klage über die Gefallenen bilden sein Echo, seinen Nachhall!

Und Krieg herrschte in Oesterreich, Krieg mit allen seinen Wehen und Folgen; es war dies aber kein Krieg gegen einen Feind, welcher vielleicht eroberungssüchtig hereinbrach; es war dies kein Krieg gegen einen Fremdling, der das heiligste Vermächtniß des Glaubens anzutasten sich erfrecht; es war dies kein Krieg, welchen man für seine Freiheit, sein Haus und seinen Heerd führt: o nein, es war ein schmählich Morden, Brennen, Blutvergießen, wo der Freie mit gemietheten Söldlingen, mit verkappten Raubgesellen in einer Höhe stand, wo die Landeskinder gegen einander, wo Bürger gegen Bürger, Freund gegen Freund, Bruder gegen Bruder, der Sohn gegen den Vater focht. O, es war eine Zeit voll namenlosen Jammers, diese Zeit des Bruderkriegs!

Und wißt Ihr, wie es kam, daß das arme Oesterreich, von den Gräuelthaten der Hussitennachbarschaft kaum zu sich gekommen, kaum aufathmend unter Albrechts mildem Scepter plötzlich wieder so schwerer Heimsuchung verfiel? —

Ich will es Euch erzählen:

Jener Albrecht, von dem ich früher sprach, war als deutscher Kaiser der Zweite seines Namens, als Oesterreicher Herzog der Fünfte. Er starb am 27. Tag des Weinmonates im Jahre 1439. Siebenzehn Wochen darauf gebar seine hinterbliebene

Wittwe den Prinzen Ladislaus, in der Geschichte der Nachgeborne genannt.

Um die Vormundschaft dieses Prinzen bewarben sich zwei Vettern desselben, Friedrich und Albrecht, zwei Söhne Ernst des Eisernen von der habsburgisch-steiermärkischen Linie. Es bestanden jedoch alte Familienverträge, denen zu Folge der Aelteste des Hauses im Falle einer Minderjährigkeit die Vormundschaft über die österreichischen Prinzen führen, und nach ihrem etwaigen Absterben ihr Nachfolger sein sollte. Dem gemäß war Friedrich im Rechte, aber das unbestimmt abgefaßte Testament Albrechts des Zweiten säete den Samen der Zwietracht, der in der österreichischen Geschichte bekannte Vormundschaftszwist begann, und hier schon fingen jene Mißhelligkeiten zwischen den beiden Brüdern an, welche zuletzt in so schmähliche Kriege ausarteten. Im Jahre 1440 wurde Friedrich zum deutschen Kaiser erwählt; nach vielen stürmischen Vorfällen mit seinem königlichen Mündel Ladislaus, mußte er ihn endlich, gezwungen, herausgeben, und die Intriguen der Grafen Cilli und Eyzinger nahmen ihren Anfang. Doch schon in seinem 18. Lebensjahre starb Ladislaus (1457), der Fürst, welcher die österreichische, ungarische und böhmische Krone trug. In Ungarn wurde nach ihm Matthias, in Böhmen

Georg von Podiebrad zum König erwählt; Haus Habsburg verlor zwei große Königreiche, weil deſſen Glieder damals mehr um ihren eigenen Vortheil, als um das Wohl des Regentenhauſes beſorgt waren, weil ſie die ehrwürdigen Familienverträge nicht achteten, und, ſtatt den rechtmäßigen Herrn aus ihrer Mitte zu unterſtützen, ihn lieber verdrängt, und ſich an ſeine Stelle gepflanzt hätten. Es blieb alſo nur das einzige Stammgut „Oeſterreich" übrig, und um dieſes begann nun der Streit. Kaiſer Friedrich IV., ſein Bruder Herzog Albrecht VI., und ihr beiderſeitiger Vetter Siegmund, ein Sohn Friedrichs von Tirol, traten auf. Die beiden Letztern forderten mit Ungeſtüm, daß das Erzherzogthum Oeſterreich in drei Theile zerſtückelt werden ſolle; der Kaiſer berief ſich auf das erwähnte Familiengeſetz, aber Albrecht benutzte den Umſtand, daß dieſes Geſetz ſchon früher öfter umgangen worden ſei, und beſtand jetzt wieder auf dieſe Abirrung von der Regel. Der Kaiſer, zu ohnmächtig, ſeine Rechte geltend zu machen, — denn eine große Anzahl mächtiger Landherren waren ihm noch von früher her, ob der während des Vormundskampfes erlittenen Verluſte, gram, und nahmen Herzog Albrechts Partei, — Kaiſer Friedrich mußte es daher geduldig mit anſehen, wie Siegmund von Tirol kühn die Huldigung

der Oesterreicher forderte, wie Albrecht nach Wien eilte, dort verpfändete, verschenkte, was vom Gute Ladislaus' noch zu erhaschen war, und sich durch einen siegreichen Zug gegen Räuber noch mehr die Herzen gewann.

Als von den Fürsten keine Einigung zu erwarten war, beschlossen die vorsichtigen Landesstände, keinem von ihnen zu gehorchen, bis der Streit nicht beigelegt sein würde. Zur Verhütung allgemeiner, größerer Uebel fügten sich die Fürsten diesem Entschlusse, und versprachen auf dem offenen Landtage am 4. Mai 1458 ihr Nachfolgerecht mündlich zu vertreten!

Da Albrecht und Siegmund ihr ganzes Kriegsvolk in der Nähe Wiens versammelt hatten, so währte es lange, ehe Friedrich in Bezug auf diese Gefahr seine gerechten Besorgnisse überwinden konnte. Als er jedoch von den Fürsten, Ständen, und selbst von der Stadt Wien volle Sicherheit zugesagt erhielt, zog er mit der Kaiserin Eleonore von Neustadt nach Wien. Bei dem sogenannten Spinnenkreuze, auf dem Wienerberge, kamen ihm die beiden Herzöge und eine unabsehbare Menge Volkes entgegen. Der Kaiser zog durch die lange Reihe der da aufgestellten herzoglichen Lanzenknechte; der Anführer derselben ritt auf Albrecht los, und lispelte ihm zu: „Gnädiger

Herr! geliebt es Euch, so nehme ich Euren Bruder und seine Begleiter gefangen, und mache Euch zum Herrn des Landes!" Albrecht erwiederte: „Hättest Du es gethan, ohne mich zu fragen, so wäre es geschehen gewesen, aber etwas so Schändliches kann ich nicht befehlen!" —

Da die kaiserliche Burg von städtischen Söldnern stark besetzt war, damit keiner der Fürsten dieselbe vor der Einigung beziehen könne, so mußten diese ihre Hoflager in Bürgershäusern aufschlagen; der Kaiser wohnte bei Peter Straßer, Herzog Albrecht im Pragerhaus am Kienmarkt, und Siegmund beim Bürgermeister Lorenz Haiden, nächst der Freiung.

Friedrich billigte diese vorsichtige Maßregel ganz, allein die beiden Herzöge ärgerten sich gewaltig über den Hochmuth der Städter, und schwuren in Gegenwart ihrer Ritter, mit keinem Fuße wieder die Bürgerwohnungen zu betreten, ehe sie in der Burg ihrer Ahnen nicht ein Abendmahl eingenommen haben würden! —

Die im Plan gehabte Ueberrumpelung wurde jedoch den Wienern verrathen, sie trafen schützende Maßregeln und die beiden Herzöge mußten nach einem mißlungenen Angriffe, um nicht unter freiem Himmel überwintern zu müssen, den Städtern gute Worte geben, damit diese ihnen zur Lösung ihres vor-

eiligen Schwures erlaubten, allein und unbewehrt in die Burg zu gehen, und dort das gelobte Abendmahl zu verzehren; womit also ihr Gelübde gelöst war, und sie wieder ihre Bürgerwohnungen betreten konnten.

Um solche Streiche für die Zukunft zu verhüten, wurde von den Städtern die Theilung der kaiserlichen Burg vorgenommen, und jedem der Fürsten eine eigene Abtheilung angewiesen, wo er vollkommener Herr sein sollte; sie mußten sich geloben, friedlich und freundlich nebeneinander zu hausen.

Endlich erschien der vierte Mai. Den ungestümen Herzögen währten aber die friedlichen Verhandlungen viel zu lange; um schneller zum Ziele zu gelangen, sollten die Waffen entscheiden. Ihrem geleisteten Versprechen zuwider, beriefen sie ihre Söldner, ließen die Vorstadt überrumpeln, und führten 1500 derselben durch das mit Gewalt geöffnete Burgthor in das Innere der Stadt. Der Kaiser, von den Wienern beschützt, willigte in einen Vertrag, und begab sich nach dem Beschlusse desselben wieder nach Neustadt. Diesem Vertrage zufolge sollte durch die drei nächstfolgenden Jahre Friedrich das Land unter der Enns, und Albrecht jenes ob der Enns besitzen; da der Letztere auch die Hälfte der Wienerstadt verlangte, und diese Stadttheilung viel Verwirrung verursacht hätte, so wurde sie keinem von Beiden

zuerkannt, sondern eine provisorische Regierung sollte die Hauptstadt bis zum künftigen Lichtmeßtage versehen, wo ein allgemeiner Landtag gehalten werden sollte. Herzog Siegmund wurde von seinen beiden Vettern mit Geld befriediget.

Friedrich, mit Recht fürchtend, daß sein Bruder bis zum künftigen Landtage nicht ruhen werde, berief ihn zwei Monate darauf (im August 1458) nach Neustadt, und ein neuer Vertrag kam zu Stande, in welchem Albrecht auch auf die Stadt Wien Verzicht leistete, wofür er mit Geld und einigen andern Schlössern entschädigt wurde. Der Bruderzwist war vor der Hand gedämpft.

Nun entspann sich ein anderer Kampf. Herzog Albrecht verdächtigte seinen Anhänger Eyzinger, daß er es mit dem Kaiser halte, und nahm ihn gefangen; dies erbitterte den Böhmenkönig, welcher auch ein Freund Eyzingers war, und er zog mit Feuer und Schwert vor Krems und Korneuburg; nachdem Friedrich diesem Wüthen lange genug unthätig zugeschaut, fand er sich endlich bewogen, mit König Podiebrad in Unterhandlung zu treten, und den Streit beizulegen.

Konrad Fronauer riß widerrechtlich das Schloß Ort an der Donau an sich, errichtete Schanzen, Tabors und Waffenplätze, trieb auf räuberische

Weise Steuern ein, ließ sich von allen Schiffen Abgaben entrichten, und verwüstete das Land von Ems bis Mödling und Baden. Der Kaiser entbot Söldner gegen ihn, da er sie aber nicht bezahlen konnte, schlugen sie sich auf Fronauer's Seite, welcher zuletzt Herzog Albrechts Partei ergriff, und dessen Uebergewicht im Lande entschied. Solche Bedrängnisse herrschten im Innern des Landes, die einreißende Gesetzlosigkeit verbreitete sich von Tag zu Tag, Albrecht, seiner Verträge nicht eingedenk, stellte sich an die Spitze von Mißvergnügten, vermehrte seine Macht, verließ Linz, schlug in Larenburg sein Lager auf, und besetzte die Nikolaivorstadt vor dem Stubenthore. Der Kaiser befand sich in Grätz, und ließ seine Gemahlin und den zweijährigen Kronprinzen Max in Mitten dieser Gefahren in der Hofburg zu Wien.

Durch Vermittlung der böhmischen Gesandten kam endlich auch hier wieder ein Waffenstillstand bis zum Sonnenuntergang des 24. Juni 1462 zu Stande. Aber er währte nur bis December 1461, denn den Kaiser reueten die zugesagten Bedingungen. Die Feindseligkeiten begannen von Neuem. Beide Theile schrieben Landtage aus, beide bestraften die Treue gegen den andern Theil, beide Parteien bekämpften einander mit Wort, Schwert und Brand. Endlich wurde von Heinrich von Lichtenstein in Wien

ein Landtag auf Jakobi 1462 ausgeschrieben, welcher all diesen Drangsalen ein Ende machen sollte. Herzog Albrecht und der Kaiser versprachen bei diesem Landtage ihre Rechte durch Abgesandte vertreten zu lassen.

Kurz vor diesem Landtage ereigneten sich jene Vorfälle, welche wir bereits erzählt haben.

Fassen wir alle diese Begebenheiten mit einem Blick in's Auge, alle diese Unbeständigkeiten, diese Kämpfe, diese Widerrechtlichkeiten, diese Treulosigkeiten, alle diese geschlossenen und gleich wieder gebrochenen Waffenstillstände: welch ein Bild müssen wir uns von jenen Fürsten entwerfen, und welch einen Anblick mag damals der Zustand Oesterreichs gewährt haben? —

Ernst der Eiserne ließ einst in Gegenwart der beiden kleinen Prinzen Friedrich und Albrecht mehrere Säcke Goldes und Silbers ausschütten. Friedrich, damals 9 Jahre alt, sammelte mit Hast, und verbarg ängstlich, was er erhascht hatte; der sechsjährige Albrecht raffte Alles mit doppelter Thätigkeit zusammen, als jedoch die nächste Viertelstunde erschien, besaß er von all seinem Gute nichts mehr. Dieser Zug ihrer Kindheit kann mit Recht als ein Theil ihrer Charakteristik gelten.

Es ist eine von den meisten Geschichtschreibern

anerkannte Wahrheit, daß kein äußerer Feind Oesterreichs das Haus Habsburg bisher in solche Gefahr gebracht hatte, als dieser durch ein Vierteljahrhundert dauernde Bruderkampf; welch ein gräßlicher Gegensatz zu der Bruderliebe Friedrichs des Schönen und Leopolds, der Blume des Ritterthums; bei diesen „zwei Herzen und ein Schlag," bei jenen „viele Schläge und kein Herz!"

Friedrich war langsam, kaltblütig, und äußerst sparsam. Er liebte den Frieden, die Ruhe, gerade das, was ihm während seiner ganzen, mehr als halbhundertjährigen Regierung nicht zu Theil wurde! — Als Bürger besaß er die liebenswürdigsten Eigenschaften, als Herrscher zu solcher Zeit, und solchen Feinden gegenüber, war er verloren. Bedächtig, mißtrauisch, im Glück und Unglück zu gleichmüthig, und dabei doch immer, und zwar meistens zur unrechten Zeit, eigensinnig, ein Freund der halben Maßregel: was konnte er bei solchem Wechsel, solchen Drangsalen, solchen Verwirrungen auswirken? — Und nun ihm gegenüber der unruhige, rasche, aufbrausende, verschwenderische Albrecht, Verehrer des Spiels, der Tafel, der Minne, daher auch vom immerwährenden Geldmangel gedrückt, dadurch zu tausend Ungerechtigkeiten und Grausamkeiten verleitet, von Vielen benutzt, mißbraucht, aber von Niemandem geliebt, konnte

zwiſchen ſolchen Charakteren brüderliche Eintracht herrſchen? —

So wie ſich die Feuchte von den Höhen ſchnell in die Niederungen zieht, ſo wirken auch Beiſpiele, ob gut oder böſe, ſehr raſch von oben herab, vom Throne bis in die niedrigſte Bauernhütte! Dieſe Wahrheit fand auch in jener Epoche ihre Beſtätigung. Adel, Bürger und Landmann galten den fürſtlichen Brüdern als Mittel, ſich zu heben und den Andern zu ſtürzen, dabei wurden Wort und Recht mit Füßen getreten, konnte es daher anders kommen, als daß Adel, Bürger und Landmann, ein jeder in ſeiner Sphäre, dieſem Beiſpiele folgte, und auf ſolche Weiſe das geſetzloſeſte Fauſtrecht, nie erhörte Willkür, kurz alle Sünden und Verbrechen im Lande wütheten, und ſich vertauſendfältigend fortwucherten? — Ja, eine finſtere Wolke hielt das ſchöne Oeſterreicherland umnachtet, ein blutiger Dämon fuhr toſend durch die jammernden Fluren, und wo er erſchien, quoll Blut, loderten Märkte, häuften ſich Leichen; o es war eine gräßliche Zeit, dieſe Zeit des Bruderkampfes! — Entfeſſelt waren alle Leidenſchaften, der Keim alles Guten wurde zermalmt; im ganzen Lande raſen die Parteien, Räuber leben in Sicherheit, und der Schwache, der Wehrloſe ächzt unter ihrem Wüthen; ob edel oder unedel, ob ſeine bewehrte Fauſt für den Kaiſer oder Herzog

focht, ein Jeder nahm sich das Recht zu plündern, zu zünden und zu morden. Wem sollte man sich zukehren, unter wem sittlichen Schutz suchen? Von beiden Parteien winkt blutige Rache, von beiden Seiten droht Untergang den Hülflosen! Viele verlassen das Land, Märkte und Dörfer werden menschenleer, Ordnung und Gerechtigkeit sind genothzüchtiget, die Arbeitsamkeit entflieht wie eine scheue Taube, und der Raub und der Mord johlen trunken ihr Siegeslied. —

Welch ein Bild:

Starrer Winter, der Nord wüthet, das Eis ächzt, die Hütten des Marktes sind eingeäschert, noch dampft das einzelne Gebälke, noch raucht hier und da ein im Innern glimmender Schutthaufen; aus der Kirche tost das Gejohle trunkener Gesellen, ein mächtig Flammenfeier in der Mitte des Schiffes versammelt in brüderlicher Eintracht die räuberischen Söldner, selbst das Allerheiligste entweiht ihre thierische Rohheit, der Rauch wirbelt in die Höhe, ringelt sich zur Kanzel, zu den Altären, bis in den Thurm, und steigt, ein Zeuge gegen ihre Sünden, zum Himmel empor!

„He da!“ Wer kauft meine Beute?“ ruft ein wilder Bursche.

„Wie alt?“

„Vier Jahre!“

„Ist's ein Mägdlein?“

„Nein, ein Knabe!“

„Kannſt ihn behalten!“

Heiliger Gott! — Menſchenhandel — im Heimathlande — ein Chriſt den andern — ein Oeſterreicher den andern!!

O ja, die Erwachſenen ſind entflohen, die Kinder werden zu Beute gemacht und verkauft.

Das thaten die Helden des Oeſterreicher Herzogs, welchen man Albrecht VI. nannte!

Die Feder ſträubt ſich zu ſchreiben, aber der Griffel der Geſchichte hat es mit dem Scheidewaſſer der vergoſſenen Thränen in die unvergänglichen Blätter eingeätzt!

In Mitten dieſer ſchrecklichen Bedrängniſſe war in ganz Oeſterreich die Stadt Wien dem Kaiſer noch am meiſten ergeben geblieben; man darf es den Bürgern nicht verargen, daß ſie, unfähig, dreien Herren zugleich zu gehorchen, ſich die Regierung auf ſo lange ſelbſt anmaßten, bis die Nachfolge der Fürſten feſtgeſetzt ſein würde. Wie ſehr Kaiſer Friedrich dieſe Anhänglichkeit anerkannte, beweist das Vertrauen, mit welchem er ſeine Gemahlin und ſeinen Sohn zurückließ, und das Dankſchreiben, welches er am 25. Juli 1461 an ſie richtete. — Kleine Raufereien ausgenommen, war auch die Ordnung der Hauptſtadt bisher noch nicht geſtört worden, was man der ſtädti-

schen Behörde und den Hauptleuten der kaiserlichen Söldner zu danken hatte. Die Bessergesinnten in Wien waren fest überzeugt, daß die Anwesenheit des Kaisers Alles zu seinem Vortheile gestalten würde; man schickte daher einige Male Abgesandte nach Grätz und Neustadt mit der Bitte: „der Kaiser möge ja ohne längeren Verzug nach Wien kommen, denn man würde bald nicht mehr im Stande sein, den Pöbel von Ausschweifungen und von Verbindungen mit den Aufrührern abzuhalten!" Er aber blieb immer in der Steiermark, pflegte die Pflanzen in seinen Gärten, zog gebrannte Wasser ab, verfertigte Glasgüsse, zählte seine Schätze, brütete über den Stein der Weisen, entwarf Pläne zur Eroberung Ungarns und hätte dabei schon diesmal bald sein Oesterreich verloren!

Die Zeit des entscheidenden Landtages, von dem alle Gutgesinnten Erlösung hofften, nahte heran. Der Wiener Rath machte vor demselben einen Ruf bekannt, daß Jeder, welcher zum Landtage nach Wien kommen würde, bei seiner Ehre verbunden sein solle, nichts gegen den Kaiser, nichts gegen die Stadt zu unternehmen, sondern nur zur Erringung des allgemeinen Friedens mitzuwirken. Die Ankommenden versprachen es. Dieses Streben nach Ruhe war dem Herzoge ein Dorn im Auge, er merkte es nun wohl, daß das einige Wien den Frieden nur beschleunigen

würde, dagegen das entzweite seinen Wünschen nur beförderlich sein müsse. Er entwarf seinen Plan, schritt zur Ausführung, setzte die Maschinen in Bewegung, und, wie wir gesehen, haben sie bereits zu wirken begonnen.

O, es war ein kluger Herr, dieser Herzog, welchen man Albrecht VI. nannte!!

— — Welch ein Lärmen und Wogen herrscht in den Straßen Wiens, welch eine Masse von Fremden zieht herbei, um bei den Landtagsverhandlungen entweder mittelbar oder unmittelbar mitzuwirken. Alle Schlösser Oesterreichs sandten ihre Herren, und diese nahmen ihre Genossen, ihre Schutzwachen mit; wer Handel und Gewerbe trieb, den zog die Aussicht auf Gewinn herbei, und wer sonst auf den Märkten stahl und herumstrolchte, that es jetzt in der Stadt. Deshalb war es auch in den Straßen lebhafter wie sonst, deshalb gestaltete sich auch die Physiognomie der Reichsstadt viel heiterer, viel aufgeregter und viel thatkräftiger als gewöhnlich. —

Am Stock-im-Eisenplatze stand ein einzelner Mann, seine Tracht verrieth den Böhmen, sein ganzes Wesen Gutmüthigkeit; er sah von seinem Standpunkte auf den Stefansplatz, die Rothenthurmstraße hinunter und schenkte auch dem Stock im Eisen seine Bewunderung. Es war gegen den Abend zu,

ein Südwind hatte Wolken zusammengejagt, es begann zu regnen. Der Böhme stellte sich unter den schützenden Dachvorsprung; nach einer Weile trat der Eigenthümer aus der nächsten Krambude heraus, um nach dem Wetter zu spähen; er bemerkte den Böhmen.

„Hat Euch der Regen überrascht? Tretet ein in meinen Laden."

„Danke," versetzte der Andere, „ich werde meine Sohlen gleich weiter tragen."

„Es hat ja keine Eile; überdies glaube ich nicht, daß der Regen sobald ein Ende nehmen dürfte."

„Ich bin das Wetter gewöhnt."

„Ihr scheint hier fremd zu sein?"

„Ich diene Einem der böhmischen Abgesandten."

In diesem Augenblicke kam ein untersetzter, stämmiger Mann herbei, welcher seinem Gewande nach ein Landmann aus der Steiermark schien.

„Guten Abend, Herr Michl!"

Der Kramherr, welchem dieser Gruß galt, wurde stutzig.

„Ich habe an Euch einen Auftrag zu bestellen," fuhr der Landmann fort, „Euer Vetter läßt Euch sagen, es wäre heute eine hübsche Nacht!"

Der Böhme sah staunend nach dem Stückchen Himmel, welches gerade über dem Platze hing, der

Regen goß in Strömen herab; er ſchüttelte den Kopf. Der Landmann hatte ſich verloren.

„Euer Vetter, Herr Michl!“ lächelte das böhmiſche Geſandtſchaftsmitglied, „ſcheint ein verdammt ſchlechter Sterngucker zu ſein — oder er hat ganz beſondere Liebhabereien; das iſt ja eine Nacht, wo man keinen Hund vor die Thüre jagen ſollte, und er meint, es wäre eine hübſche Nacht!“

„O, ſie wird ſchon hübſch werden!“ lächelte der Kramherr.

„So?“ ereiferte ſich der Andere, „vor einer Minute meintet Ihr ſelbſt, daß der Regen ſobald kein Ende nehmen dürfte, und nun ſprecht Ihr vom Hübſchwerden? Wetterwendiſch; wie der Fürſt, ſo das Volk!“

Der Kramherr ging in den Laden, der Böhme ſeines Weges.

— In einem Weinſchank der Kärnthnerſtraße ſitzen an einem Tiſch zwei luſtige Geſellen und zechen; ſie haben des Guten bereits genug gethan, ſprechen lange miteinander, und der Eine vertraut dem Andern eben, daß er heute Nacht von ſeinem Liebchen erwartet werde.

„O Du glaubſt nicht, Bruder!“ fuhr er in fröhlicher Weinlaune fort, „wie gut ſich ſolche ſtürmiſche Nächte machen, wenn man ein Mädl hat, welches

Lene heißt, und welches ein so warmes Herz, wie die meine hat. O Bruder! Eine solche Sturmnacht ist ein Abend im Paradiese, Du hast nur das Paradies und weißt vom Sturme gar nichts."

Die Thüre öffnet sich, derselbe steierische Landmann, welchen wir kurz zuvor getroffen, tritt ein. Er blickt um sich, rechts sitzen mehrere Fleischerknechte, unter denen sich auch unsere früheren Bekannten, Steffen Kollerer und Hainz Wurmstich befinden, links sind die beiden fröhlichen Gesellen, deren Einer heute noch in's Paradies zu kommen gedenkt. An diesem Tische ließ sich der Steierer nieder.

Die beiden Gesellen sahen den neuen Gast befremdet an.

„Bin ich Euch bekannt?" fragte er mit höhnischer Stimme, jedoch so leise, daß ihn nur seine beiden Tischgenossen hören konnten.

„Bei meiner armen Seele! gnädiger Herr!" rief der Eine, „bald hätten wir Euch aus dieser Verpuppung nicht herausgefunden!"

„Habt Ihr uns was zu sagen?" fragte der Andere.

„Nichts Anderes, als daß heute eine hübsche Nacht wäre!"

Derjenige, welchen seine Lene und das Paradies erwartete, kratzte sich hinter den Ohren und erwiederte

brummend: „Gnädiger Herr! Ich glaube für mich wird die heutige Nacht nicht hübsch sein; ich hab' wichtige Dienste!"

„Ja, ja, gnädiger Herr!" bat der Andere der Gesellen, „laßt den armen Schelm für heute laufen, er wird von seiner Lene erwartet!"

„Herrendienst geht vor Frauendienst!" versetzte der angebliche Steierer, „hier dieser Geldbeutel mag Euch entschädigen. Es bleibt eine hübsche Nacht, — verstanden?"

Er verließ die Weinstube. „Hol' mich der Teufel!" flüsterte jetzt der Fleischerknecht Steffen dem Hainz zu, „das ist derselbe kleine, starke Mann, den ich neulich auf dem Fleischgraben für 'nen Kriegsmann hielt."

„Ja, ja," versetzte Hainz, „es ist derselbige, ich hab' ihn auch gleich erkannt."

Sie setzten ihr Zwiegespräch leise fort. — — —

Es ist eine Stunde vor Mitternacht, der Regen stürzt in schweren Tropfen herab, tiefe Finsterniß umhüllt die Vorstädte; außen, gegen das alte, baufällige Haus links vor dem Wienflusse, wandern einzelne Gestalten.

Der Mann an dem Eingange fragte Jeden der Kommenden mit leiser Stimme: „Wer bist Du?"

„Ich bin ein Bruder!" lautete die Antwort.

„Wo bist Du ein Bruder?“
„Ich bin ein Bruder im Spiel!“
„In welchem Spiel?“
„Im Herzogsspiel!“
Er durfte eintreten.

— — — — — — Ein langer, geschlossener Saal bildet die Scene, welche, hinlänglich erleuchtet, den Anblick eines der buntesten Schauspiele gewährt. Eine Masse von Gestalten füllt den Raum; in größeren oder kleineren Gruppen sitzend oder stehend, hier laut, dort leiser plaudernd, aber Alle bunt, ohne Ordnung und Regel durcheinander wogend, ist das Ganze voll Leben und Abwechslung. Im ersten Augenblicke scheint der ganze Janhagel, die Strolchenschaft der Wienerstadt hier ihre Erquickungsherberge aufgeschlagen zu haben, denn diese lumpigen Gestalten, diese mitunter ekelhaften Creaturen, diese wilden Gesichter und verwudelten Köpfe, diese abscheulichen Geberden, Fratzen und Spukgestalten konnten aus der Mitte ehrlicher Leute nicht so leicht zusammengetrommelt worden sein; wenn man aber manche der Anwesenden näher betrachtete, so konnte man leicht absehen, daß ihre scheußlichen Gestalten nur Maske, und daß sie diese wahrscheinlich nur deshalb gewählt, um, wie es damals oft gebräuchlich war, dieser Versammlung unerkannt und ungescheut beiwohnen zu

können. Die Unterhaltung war getheilt, so wie es etwa in einem Schauspielhause der Fall zu sein pflegt, bevor das Stück seinen Anfang nimmt; bald hörte man hier, bald dort, bald an mehreren Orten zugleich sprechen.

„He, Hanns Haug! Sag' mir doch, wer ist der Mann dort, der jetzt das Wort führt?"

„Das ist der Michl mit dem krummen Maul!"

„Ich bemerke aber nichts!"

„Glaub's gerne, man nennt ihn nur so, weil er von allen Leuten schief spricht."

„Kennst Du den, mit welchem er spricht?"

„Nein!"

„He Nachbar, wer ist der Mann, mit welchem jetzt Michl mit dem krummen Maul spricht?"

„Das ist der Grünsbäumlein*)! Der Schalk hätte es schon längst verdient, an ein grün Bäumlein gehangen zu werden. Lernt des braven Eschelbachs böse Hausfrau kennen, giebt dem Mann ein Tränklein in die Suppe, und heirath't die Wittib, der Schalk, der Racker, der Giftmischer!"

---

*) Alle diese Namen sammt der Charakteristik der Personen sind historisch. Die vorkommenden Spitznamen und derben Scheltworte waren damals gäng und gäbe.

„Wer iſt denn der Andere hinter ihnen?“

„Ah der, das iſt der Michl mit den krummen Fingern! Er hat Vieles zu Eigen, was er nicht gekauft, nicht gefunden, nicht geſchenkt bekommen hat, deswegen erhielt er den Spitznamen.“

„Ah, ſeht! der Mann, welcher jetzt kommt, das iſt ja Mainhart am Eck.“

„Ja, ja, der Wampenwaſcher!“

„Und der hinter ihm, der Adam mit 'n gläſernen Aug!“

„Das iſt der Lederfreſſer, der Beißindraht!“

„Ja, ja, der nämliche, welcher mit Steffen Straßl in Gevatterſchaft ſteht.“

„Mit dem Katzenſchinder!“

Den früher erwähnten Hanns Haug, welcher auch ein Kürſchner war, verdroß dieſer Spottname ſeines Gewerbes, er ſprach daher erbost, aber ſo laut, daß es der frühere Sprecher hören konnte, zu einem Vierten: „He, Lorenz Schwarz, kennt Ihr den Rothkopf, welcher jetzt den Straßl einen Katzenſchinder genannt hat?“

„Nein!“

„Es iſt der Ulrich Speckeſſer.“

Dieſer Name erregte allgemeines Gelächter, denn Ulrich war ein Schneider ſeines Handwerkes, und ſo dürr, daß er, wie Viele meinten, ohne Anſtrengung

durch ein Nadelöhr hätte ſpazieren können; weil er nun gar ſo entſetzlich mager war, nannte ihn der Wiener Volkswitz: „den Speckeſſer!“

Der Schneider wurde ſpitzig: „Hanns Haug, Du Mottenkratzer, halt Deine aaſige Fleiſchgrube.“

„Aufgepaßt!“ ſpottete der Kürſchner. „Bei Meiſter Fadenſpeis iſt Feuer im Dach.“

Dieſe Anſpielung auf ſeine rothen Haare verdroß den magern Schneider noch mehr: „Laß nur brennen, bei Dir wär' größere Gefahr, denn dort iſt Stroh unterm Dach, Du Galgenhobel, ſchäbiger Pelzlecker, Bankert —“

„Paff, da haſt'n Bankert!“

„Der Schneider hält keinen Stich!“ ſchrieen die anderen Kürſchner, als Ulrich von dem erhaltenen Stoße zurücktaumelte.

„Verdammter Kaiſerer!“ ſchrie Ulrich.

„Wer iſt ein Kaiſerer?“ polterte Haug. „Ich bin ſo gut ein Bruder im Herzogsſpiel wie Du!“

„Ja, jetzt biſt Du's freilich, weil Du die drei Pfund als Schelmlohn für den Uebertritt erhalten, aber wie lange iſt es her, ſo haſt Du es noch mit den Andern gehalten.“

Plötzlich erſcholl von einem Ende des langen Saales ein Glöcklein. Todtenſtille trat ein.

„Es war ja nur das Streitglöcklein!“ ſprach

jetzt eine Stimme, und man begann wieder miteinander zu sprechen; Anfangs murmelte es, dann aber schwoll es an, immer lauter, bis endlich die Unterhaltung wieder ganz in den früheren Gang kam. Das gegebene Zeichen hatte nur den beiden Streitern Stillschweigen geboten, und ertönte bei ähnlichen Anlässen wieder; wer sich dem Tone nicht fügte, wurde gebüßt.

Wir haben nun einzelne Elemente dieses Körpers kennen gelernt; im Durchschnitte die Minderen der Gewerke, bestechliche arme Teufel, mitunter freilich mancher Bessere, welcher durch die Hand des Schicksals, oder aus Gründen mißvergnügt, mit ihnen gemeinschaftliche Sache machte, und ins Verderben gerieth.

Der in diesen Räumen Eingeweihte bemerkte am Ende des Saales, im Schatten einer vorspringenden kurzen Gallerie, eine Thüre; diese führte in ein zweites, etwas kleineres Behältniß, welches ganz auf die Weise des ersteren belebt war, nur mit dem Unterschiede, daß hier der Kopf und außen die Glieder des aufrührerischen Ungethüms sich bewegten; hier war der Geist, draußen die Kraft, hier athmeten die Poeten der Komödie und draußen die Agirer. Diese Poeten haben aber was Ordentliches gedichtet, von denen konnte man wirklich sagen: „Kein Löw' von einer Katze wird, nur junge Kätzlein sie gebiert!" —

Unter den Edlen und Unedlen in dieſem Gemache bemerken wir vor Allem den berüchtigten Metzger Jakob Mainhart und jenen Räthſelhaften, dem wir bereits in zwei verſchiedenen Geſtalten begegneten, und der nun in einem reichen Bürgergewande, bewehrt, an der Seite des Schielenden ſitzt.

„Ihr könnt mir's glauben," verſicherte Mainhart eben, „daß mir die Verwirklichung dieſes Planes ſehr genehm wäre."

„Auch ich habe nichts dagegen. Ich glaube, Eure Tochter kann mit ihm zufrieden ſein."

„Meine Dorothea muß einwilligen, wenn ich es befehle; ich bin Herr im Hauſe. Wenn ich ſage: Mädl, Du wirſt Heinrich Blumtalers Ehefrau, ſo mukſt ſie nicht, und geht zur Schlachtbank, zum Traualtar wöllt' ich ſagen."

Der Andere lachte tückiſch, darauf fuhr er aufgeblaſen fort: „Ich erwarte auch gar nicht, daß ſie oder irgend eines anderen Bürgers Tochter ſich ſträuben könnte, wenn man ihr den Heinrich, das iſt, meinen Verwandten zum Gatten anböte; wer weiß, welch ein Amt er in Kurzem am herzoglichen Hofe begleiten, welch eine Würde ihn ſchmücken dürfte."

„O, die glückliche Dorothea! Wahrhaftig, ich wünſchte mir ſtatt der Einen ein halbes Dutzend Töchter, und für eine jede einen ſolchen Gatten."

„Doch Euer Verſprechen müßt Ihr erfüllen!“

„O, mein Wort iſt mir heilig. Ich habe meine Kraft, meinen Einfluß dem Herzoge angelobt, und ich will nicht eher ruhen, als bis er in Wien, und Oeſterreichs Herrſcher iſt!“

„Brav geſprochen, Mainhart; ich ſehne mich nach dem Augenblicke, einen ſolchen Mann meinen Verwandten nennen zu können.“

Das Zwiegeſpräch wurde durch einen lauten Wortwechſel auf der andern Seite unterbrochen; die beiden Einigen erhoben ſich, und mengten ſich unter die Andern. Gleich darauf läutete eine viel ſtärkere Glocke, als das frühere Streitglöcklein; es war Mitternacht, die Thüre öffnete ſich, in beiden Behältniſſen trat Todtenſtille ein, auf der kurzen Gallerie oben erſchienen drei Männer, welche neben einander Platz nahmen: der rechts war der Edle von Ellerbach, jener links der kühnſtolze Arzt Hanns Kirchheimer, und die Mitte nahm unſer vielgeſtaltiger Unbekannte ein. Dieſer begann: „Brüder! Was wir bisher gethan, waren Vorbereitungen zum großen Werke; die Waffen, die wir angekauft, den Bund, den wir geſchloſſen und vergrößert, die Kriegsbedürfniſſe, die wir angehäuft, dies Alles zu benutzen iſt jetzt der Augenblick gekommen. Wir haben uns Brüder genannt, und wollen Brüder bleiben, einig im

Bunde, Einer für Alle, und Alle für Einen! Uebermorgen naht der entscheidende Tag, da findet die erste Versammlung des Landtages statt; die Vertrauten werden in unsere Maßregel eingeweiht, die Anderen unterstützen diese mit den Waffen in den Händen! Vernehmt, was zu geschehen hat!"

Die Aufmerksamkeit wurde wo möglich noch gespannter, der Sprecher fuhr noch lange in seiner Rede fort, und die zweite Stunde nach Mitternacht mochte nicht mehr ferne sein, als die Versammlung der Brüder im Herzogsspiel auseinanderging.

— — — — — — — — — Der Mann, welcher, soweit wir ihn kennen gelernt haben, das wirksamste Triebrad dieser Verschwörung bildete, trat allein, in seinen Mantel gehüllt, den Rückweg an. —

Die Nacht war vorgerückt, der Regen hatte aufgehört, einzelnes Gewölke jagte zwar noch am Himmel, aber dies verhinderte nicht das blasse Leuchten des abnehmenden Mondes. Die Schritte des einsamen Wanderers waren langsam, bedächtig, so wie es immer zu geschehen pflegt, wenn man während des Gehens seinen Gedanken nachhängt; er blieb auch öfters stehen, unwillkührlich, ohne Zweck, blos deshalb, weil er für den Augenblick auszutreten vergaß.

„So wäre denn wieder ein Schritt vorwärts geschehen," sprach er leise bei sich, „wieder ein Schritt

dem Ziele näher, das ich mir zu erreichen vorgesteckt. Ziel? Nein, wo ein Ziel, dort ist ein Aufhören, eine Grenze, und mein Streben soll kein Aufhören haben, soll durch keine Grenze beengt werden. Ich will vorwärts, immer hinan, nie zu klimmen aufhören, bis ich den äußersten Gipfel erreicht, dann will ich mich hinstellen, will mein Banner entfalten, und rufen, daß alle Welt es hören möge: „Seht, so weit habe ich es gebracht!“ — Die Fackel der Zwietracht,“ begann er nach einigem Stillschweigen, indem seine Gedanken eine andere Richtung nahmen, „ist in ihre Mitte geschleudert. Wo wäre ein Pöbel, der sich gegen seine Herren nicht aufwiegeln ließe, denn diese haben bisher die Ordnung erhalten; ist's trübe geworden, dann möge der Herzog fischen. Wird aber Albrecht auch meine Dienste lohnen? Im Herzen trau' ich ihm so wenig, wie dem Kaiser, und wenn ich auch jetzt für ihn wirke, ganz in seinem Sinne thätig bin, so will ich doch auch Friedrich nicht aus dem Auge verlieren, denn Lebensklugheit ist es, nie eines Menschen Freund so weit zu sein, daß man nicht auch wieder sein Feind werden könnte, und in der Feindschaft nie zu vergessen, daß man noch einmal einen Freund brauchen dürfte. So will ich es halten, für den Herzog handeln, ohne es mit dem Kaiser ganz zu verderben; siegt nun der

eine oder der andere, so bleibt mir immer ein Weg zum Rückzuge; ich bin nicht der Thor, um selbst hinter mir die Pforte zu schließen, und keinen Rückweg zu haben! So sind denn die Würfel geworfen, das hohe Spiel wird beginnen, möge es mir Heil bringen! — Und die Anderen? — Welch ein Loos erwartet die Masse, welche ich für meine Sache gewonnen? Welches wird das Schicksal des Landes sein? Wie wird sich das Ende dieses blutreichen Schauspiels gestalten?" —

Er hielt inne, ein Geräusch aus der Ferne störte ihn aus seinem Dahinbrüten, er blickte auf, und bemerkte eine Frauengestalt einherschreiten. Je näher sie kam, desto deutlicher erschien sie seinem Gesichte, desto schärfer rissen sich die Formen ab, desto erkenntlicher wurde sie seinen Blicken. Der Mond schien helle, sein sanftes Licht beleuchtete eine hohe, greise Frau, welche, auf einen Stab gestützt, einherschwankte. Ihr Gewand war das eines einfachen Landweibes, ihr Wesen streng, ernst und eisig. — Als der Einsame die Greise erkannt zu haben wähnte, stürzte er auf sie zu, und rief mit Staunen: „Mutter, seid Ihr es wirklich, täuscht mich mein Auge nicht?" —

Doch die Frau blieb stehen, hielt ihren stützenden Stab abwehrend vor sich hin, und rief: „Bleibe fern von mir; was ich Dir zu künden habe, kann auch in dieser Weite geschehen."

„Aber wie kamt Ihr hierher?“ fragte der Mann unter Herzklopfen. „Als ich das letzte Mal meine Boten, Euch zu holen, ausgesandt, da hieß es, Ihr wäret todt!“

„Hieß es so?“ sprach die Frau nicht ohne Hohn, „so wisse denn, ich bin todt, aber nur für Dich, denn nur Dir will ich ein mahnend Gespenst erscheinen, nur für Dich möge mich das Grausen des Jenseits umgeben!“

Und den Mann überlief es wirklich wie ein eisiges Rieseln, er stammelte: „Kommt, ich will Euch in mein Haus führen —“

„Dein Haus betrete ich nimmer,“ erwiederte die Matrone mit abwehrender Geberde, „denn Deine Nähe erfreut mich nicht. Die Zeit, wo ich Dich mit freudiger Seele mein Kind, meinen Sohn genannt, ist vorüber; die Tage, wo Du meiner Liebe würdig gewesen, sind verschwunden. Dein Vater war ein ehrlicher Bäcker, ein redlicher Gewerbsmann. Wir haben Dich auferzogen, wie es braven Bürgersleuten ziemt, in Liebe zu Gott und zum Vaterlande. Aber schon als Jüngling litt es Dich nicht mehr im Vaterhause, das Gewerbe Deiner Eltern war Dir ein Gräuel, Dich trieb es hinaus, Du widmetest Dich dem einträglichen Viehhandel, wir hatten nichts dagegen, und unterstützten Dich. Du wurdest reich, wir

freuten uns. Da erhob sich plötzlich ein böser Geist in Dir, Dir genügte der Ruf eines Bürgers nicht mehr, Du wolltest mehr sein, die Gier nach Würden und Aemtern erwachte, Du wurdest ein Sklave der Mächtigen, und krochst, alle Beschwerden überwindend, mühselig hinan. Aber Ehrgeiz und Hoffahrt sind zwei nimmersatte Schlangen; ihren Heißhunger zu befriedigen, war Dir kein Hinderniß zu groß, kein Recht zu heilig, kein Mittel zu schlecht. So stehst Du jetzt auf der Höhe, und wandelst dahin am Rande eines schwindelnden Abgrundes. Du, der Sohn eines einfachen Bäckers, Dir genügt nicht mehr die erklommene Würde eines Wiener Rathsherrn, eines Hub- und Münzmeisters, Du willst Dich noch höher hinauf lügen und heucheln; Du weißt, daß Dein Steigen dem Vaterlande Unheil und Tausenden Verderben bringt, und dennoch treibt Dich Dein böser Geist vorwärts, lange vorwärts, bis Du erkannt, und von dem ganzen Lande verflucht werden wirst, so wie ich Dich jetzt im Namen —"

„Haltet ein!" unterbrach sie der Sohn mit kreischender Stimme, Entsetzen machte seinen Körper erbeben, Entsetzen malte sich in jedem Zuge seines Antlitzes. „Ihr beschuldigt mich ungerecht, mein Wille ist immer der beste —"

„Du lügst, Schändlicher!" nahm die Greise das

Wort. „Du lügſt jetzt, ſo wie Du immer gelogen in Worten und in Gefühlen. Schuſsl Spüler, ſo hat man Dich geheißen, ſo lange Du noch ehrlich geweſen; halte ein, noch iſt es Zeit, noch kannſt Du Böſes vermeiden, viel Unglück verhüten; ſo lange Du auf dieſer Höhe ſtehen bleibſt, droht Dir keine Gefahr, erhebſt Du Dich aber noch weiter, dann wirſt Du fallen, gewaltig ſtürzen, ſo gewaltig wie Du emporgeklommen."

„Schweigt, Mutter!" bat der Zerknirrſchte. „Ihr wahrſagt mir ein fürchterlich Geſchick; o kommt mit mir in mein Haus, ich will Euch begütigen, ausſöhnen mit mir, o kommt; ich ſtehe ja ſo allein in der Welt."

„Ja, Du ſtehſt allein, denn ſelbſt diejenigen, die von Dir abhängen, lieben Dich nicht; Du wirſt allein bleiben, denn böſe Geiſter haben ſich Deiner bemächtiget, und dulden die Nähe des Redlichen, des Aufrichtigen nicht. Schuſsl Spüler, merke Dir meine früheren Worte, denn ich ſcheide."

„O nein, nein, Ihr dürft mich nicht verlaſſen, Ihr müßt mit mir!"

„Mein Entſchluß ſteht feſt, keine Gewalt! Vergiß nicht, was Du mir ſchuldeſt, oder iſt auch ſchon das heiligſte Gefühl aus Deiner Bruſt gewichen: die Ehrfurcht vor der Mutter?"

Er taumelte zurück, hielt beide Hände flehend vor sie hingestreckt, und rief: „Werde ich Euch wiedersehen?"

„Ja!" ertönte es zur Antwort.

„Wann, meine Mutter?"

Tiefe Stille, eine finstere Wolke umhüllt die nächtliche Leuchte, schwarze Finsterniß deckt die Straße; als die Hülle verschwand, und das Silbernetz wieder die Erde umspann, war die Matrone verschwunden.

Spähend blickte der Mann umher, aber vergebens: überall Grabesstille, er hört und sieht nichts mehr von ihr. Der Wienfluß rauscht vom Regen angeschwollen monoton dahin, die Schatten der an dem Ufer stehenden Weiden wiegen sich gespenstig auf der Oberfläche des Wassers.

„War's ein Traum?" fragte sich jetzt der Mann tief Athem holend, „ein trügerisches Bild meines Blutes? War es ein neckendes Gespenst, ein Schemen, oder war es die Sprache des Gewissens?"

Die Fragen blieben unbeantwortet. Er eilte von dannen.

Dieser Mann hieß — Wolfgang Holzer.

Viertes Capitel.

Habt ihr schon je im Frühlinge, aber recht zeitig im Frühlinge, wenn dieser erst seinen Anfang nimmt, wenn daher noch hier und da Schneeflächen auf den Wiesen liegen: habt ihr da schon bemerkt, wie das kleine Feldblümchen sich oft aus der Erde herausdrängt, sich entfaltet, gleichsam, als wollte es wie ein neugierig Kind früher als die Andern in die liebe Welt hineingucken, früher als die Andern gegen den blauen Himmel schauen?

Habt ihr schon je im Frühlinge, aber recht zeitig im Frühlinge, wenn die schönen, warmen Tage etwas zu vorschnell herangebrochen, und dann ein jäher Schneefall die Fluren wieder winterlich zudeckt: habt ihr da nicht schon oft ein einsames Feldblümchen mitten aus der leichten Schneehülle, mir nichts, dir nichts, trotz Sturm und Wetter hervorragen sehen, als ob Blumen auch aus dem Schnee sprießen könnten, so ganz furchtlos, als ob das liebe, kleine Ge-

ſchöpf gar keinen Froſt zu ſcheuen hätte; ſo ganz zuverſichtlich, als ob es lispeln wollte: „O, der Himmel verläßt mich nicht, Sonnenſchein wird mich ſchon zeitig genug von dem kalten Pelz befreien, Sonnenſchein kann, Sonnenſchein darf nicht ausbleiben!“ —

Nun ſeht, dieſem Feldblümchen gleich iſt die Liebe!

Wenn ihre Zeit gekommen, wenn das Herz vom glühenden Pulsſchlag geweckt iſt, da wacht ſie auf, da keimt ſie, und ob ſie nun ganz allein in eiſiger Umgebung zu hauſen beſtimmt, ob es rund herum ſtürmt und wettert, oder ob die übrige Welt im goldenen Sonnengefunkel ſtrahlt, ob Ruhe und Frieden walten, oder Kriegsfanfaren ſchmettern: das gilt ihr gleich, ſie — bricht hervor, ſo wie das kleine Feldblümchen, mitten aus der Schneedecke; ſie bricht hervor, mitten unter friedlichen Harmonien, ſo wie unter Kanonendonner, mitten in der Eintracht, ſo wie im Wüthen der fanatiſchſten Parteien; ſie ſcheut und fürchtet nichts, ſie keimt und bricht hervor, ſtark, mächtig, gewaltig, unvergänglich; und wenn alle Welt gegen ſie auftritt, alle Unglücke auf ſie einherſtrömen, ſo blickt ſie wie das Feldblümchen mit frommer Zuverſicht gen den Himmel, und lispelt auch: „O, der Himmel verläßt mich nicht, Sonnenſchein kann, Sonnenſchein darf nicht ausbleiben!“ —

So war es auch bei Amelei, dem einzigen Kinde des Edlen Hanns von Kling, gekommen; rasch, heftig, mitten im Gewühl, im Parteienhaß der übrigen Umgebung.

Julianens Freude, als sie die theure Freundin bei sich hatte, war außerordentlich. Obwohl Amelei erst achtzehn Frühlinge zählte, mithin der Altersunterschied nicht unbedeutend war, so herrschte doch zwischen Beiden ein solcher Grad von Uebereinstimmung und Vertrauen, wie er nicht leicht zwischen zwei Mädchen von ganz gleichen Jahren zu finden ist. Es konnte auch nicht anders kommen. Die elterlichen Schlösser waren nicht weit von einander entlegen, Beide zusammen verlebten abwechslungsweise bald hier und bald dort einige Monate, wie es ihnen allenfalls beliebte, oder wo gerade die herrschende Jahreszeit angenehmere Tage verhieß. Als Juliane schon eine erwachsene Jungfrau war, befand sich Amelei freilich erst im sogenannten Mädchenalter; allein die Gewohnheit von früher her, und der Mangel an einer anderen Herzensfreundin ließ Beide den Unterschied nicht bemerken, und sie schmiegten sich so innig wie früher an einander. Die Vermählung Julianens brachte die erste Trennung der Freundinnen mit sich, aber dies geschah immer nur auf wenige Monden, denn sie besuchten sich oft, und blieben einander mit immer

gleichen Gefühlen zugethan. Indeſſen wuchs auch Amelei zur Jungfrau heran, und wenn ſich durch den Unterſchied der Jahre je eine Kluft ergeben hätte, ſo wäre ſie jetzt ausgeglichen geweſen.

Amelei war bereits ſeit mehreren Tagen anweſend, Juliane befand ſich wieder wohl, und verbrachte mit der Freundin glückliche Stunden. Weder der alte Kling noch Ellerbach kümmerten ſich jetzt viel um die Frauen, denn ſie wurden von wichtigeren Angelegenheiten in Anſpruch genommen, es gab alſo ganze Tage, wo weder der eine noch der andere zu Hauſe anzutreffen war; ſie blieben allen häuslichen Verhältniſſen ſo entrückt, wie ungefähr Börſenmänner unſerer Zeit, wenn plötzlich alle Papiere, durch das Magendrücken irgend eines Friedensminiſters, im Fallen ſind; denn wer ſollte es glauben, daß das Fallen ſo leichter Papiere oft die ſchwerſten Männer mit ſich reißt?

Die beiden Freundinnen ſaßen an einem Nachmittage traulich beiſammen. Jede derſelben war mit einer Frauenarbeit beſchäftiget, das Fenſter war geöffnet, und ein kühles Lüftchen ſtrich durch daſſelbe ins Gemach.

„Nur fleißig, liebe Amelei!“ nahm die Freiin das Wort, „damit Du auch etwas zu Stande bringſt, und Dich der Vorwurf nicht treffen könne, Du habeſt

in Wien Deine ganze Zeit vergeudet; denn wahrhaftig, auch mich träfe dann ein Theil der Schuld."

„Bleib' ohne Furcht, liebe Freundin!" gegenredete die Jungfrau. „Mein Vater kümmert ſich um mein Thun und Wirken zu wenig, als daß ihm ſo etwas auffallen könnte, und ſonſt giebt es auf der ganzen Erde keinen Menſchen, dem ich hiervon Rechenſchaft zu geben ſchuldig wäre. Bei Dir iſt es freilich etwas Anderes, Dein Gatte —"

„Mein Gatte," unterbrach ſie Juliane mit einem Tone, der hinlänglich bewies, wie unlieb ihr eine jede Erinnerung an dieſen Gegenſtand war, „ich glaube, er iſt weit davon entfernt, von mir eine ſolche Rechenſchaft zu fordern; wenn ihn aber je eine Laune hierzu anwandeln ſollte, ſo hege ich die vollkommene Ueberzeugung, daß es ein zweites Mal nimmer der Fall ſein würde."

„Juliane!" rief Amelei mit komiſcher Hoheit. „Welche Worte muß ich hören? Ziemt ſich dieſe Sprache gegen Deinen Schützer, Deinen Herrn und Gebieter?" —

„Der Gegenſtand iſt zu ernſt, liebe Amelei! um über denſelben ſcherzen zu dürfen. Dir, theure Freundin! iſt mein Innerſtes von jeher aufgedeckt geweſen, Du weißt, daß ich meinen Gatten nicht liebe, ja, daß ich ihn ſelbſt nicht achte, nicht achten kann; dieſe

Verbindung erſcheint mir als ein ekliches Joch, welches mein ganzes Lebensglück vernichtet hat, denn mir blüht auf dieſer Erde keine Freude mehr. Du wirſt Dich noch der Stunden entſinnen, wenn wir Beide Pläne für die Zukunft ſchmiedeten, und ich entzückt von der Zärtlichkeit und Innigkeit ſprach, mit welcher ich an meinem künftigen Gatten hängen würde; es liegt in der Natur des Weibes, ſich an den kräftigen Mann anzuſchmiegen, ihm zu folgen und zu gehorchen; aber welch ein Weib müßte ich ſein, wenn ich dies bei einem ſolchen Gemahl, wie Berthold, zu thun im Stande wäre? O, daß gerade ich die Seine werden mußte!"

Sie verſank in Stillſchweigen, dann fuhr ſie fort: „Denjenigen, den man nicht achtet, dem kann man auch nicht gehorchen, daher Ellerbach weder mein Herr noch mein Gebieter iſt. Ich bin an ihn durch nichts, als durch die Pflicht gebunden; ich werde nie vergeſſen, daß ich ihm als Gattin angetraut; ich werde, blos um meine Ehre makellos zu erhalten, den Pfad der Tugend nie verlaſſen, und ſtets an ihm als Gattin handeln; das iſt aber auch Alles; außer dieſem hat zwiſchen uns jede Vereinigung aufgehört, iſt jedes Gefühl erloſchen; die Pflicht kann mir befehlen, den kranken Gatten zu pflegen: ich werde es thun, aber mein Gefühl dabei wird ſtumm ſein, kalt,

wie die Pflicht selbst, welche mir's gebietet. Siehst Du, Amelei, das sind die Freuden meiner Ehe, das sind die Wonnen des Weibes, welches einen solchen Gatten hat, und vom Pfade der Ehre nicht weichen will. Und fragst Du mich, ob ich vielleicht nicht auch einen Theil der Schuld trage, so lege ich die Hand an mein Herz, und betheure bei Gott dem Alleinigen, daß ich schuldlos bin; ich habe Anfangs Alles gethan, um den Mangel an Liebe durch Treue, Aufopferung und Mitgefühl zu ersetzen, er aber — o laß mich schweigen, die Pflicht verbietet mir, Dir mehr zu vertrauen!"

„Arme Juliane!" rief Amelei, die Freundin in ihre Arme schließend. „Welch ein unglückliches Loos ist Dir beschieden! Wenn es mich träfe, ich besäße nicht die Kraft, es zu ertragen."

„Der Himmel möge Dich bewahren," sprach die Freiin mit inniger Theilnahme. „Liebe ist der Brunnen, aus dem das Weib Muth und Ausdauer schöpft, um die Widerwärtigkeiten dieses Lebens ertragen zu können, sie versüßt Vieles, was ohne sie wie bitt'rer Wermuth schmeckte; wo aber keine Liebe ist, da bleibt uns nur der Glaube, an den wir uns klammern können, der Glaube, der uns freilich auf dieses Leben zu verzichten gebietet, dagegen auf jenes hoffen läßt. Wenn man aber noch in den besten

Lebensjahren, mit den gerechtesten Ansprüchen auf die Freuden dieser Welt da steht; wenn die liebe Erde mit ihren tausend, tausend Seligkeiten uns entgegen lächelt, und wir durch viele Jahre mit dem Stachel im Herzen, daß dies Alles für uns verloren sei, nur auf das dunkle, unenthüllte Jenseits bauen sollen: o meine Freundin, welche Kraft gehört dazu, um da den umklammernden Arm nicht schlaff sinken zu lassen, und freiwillig aus einer Welt zu scheiden, deren Freuden für uns verloren sind."

„Welche trübe Gedanken!" rief die Jungfrau.

„Du mußt mich nicht mißverstehen, liebe Amelei; ich fühle die Kraft in mir, meine Bürde zu tragen, und ich werde sie auch ertragen. Doch laß uns abbrechen; sein Leid einem theilnehmenden Herzen anzuvertrauen, schafft Erleichterung, doch nur bis zu einer gewissen Grenze, dann hört die Heilkraft auf, das Anvertrauen wird wirkungslos. Nun sag' mir, liebe Freundin, hast auch Du vielleicht mir etwas mitzutheilen?"

Die Jungfrau sah sie an, besann sich eine Weile, dann sprach sie: „Ich weiß nichts, was einer Erwähnung werth wäre."

„Vielleicht aber etwas, was einer Erwähnung werth werden dürfte?"

Amelei erröthete.

„Dein Gefühl hat sich verrathen," lächelte die Freifrau. „Was ich bei den wenigen Besuchen Heinrichs wahrzunehmen geglaubt, ist keine Täuschung. Blumtaler ist Dir nicht mehr gleichgültig."

„Wäre es nicht undankbar, wenn ich gegen meinen Retter —"

„Nein, nein, liebe Amelei, ich spreche nicht von Dankbarkeit, sondern von Liebe."

„Du bist zu voreilig," stotterte die Jungfrau.

„Ich will nicht in Dein Herzensgeheimniß dringen, liebe Freundin, und aufrichtig gestanden, wäre ich selbst Deine Mutter, ich würde nicht anders sprechen als jetzt. Dem Anscheine nach ist Heinrich ein edler, ein guter Mensch; ich sage dem Anscheine nach, denn wir kennen ihn nicht, wir wissen bisher von ihm nichts, als seinen Namen, und den Umstand, daß er des kaiserlichen Poeten Busenfreund ist. Letzteres kann freilich für seinen Werth ein gültig Zeugniß sein, allein dieses genügt nicht; Du mußt ihn näher kennen lernen, ehe Du ihm Deine Gefühle verratheſt und Deine Theilnahme offenbarst."

„Liebe Juliane, Dein Mißtrauen ist ungerecht; ich kann mir Heinrich nicht anders denken, als edel und gut."

„Gebe der Himmel, daß Du Dich nicht täuscheſt, und daß Du Dir ihn schon nicht anders den-

ken kannſt, iſt ein Beweis, daß Dein Herz ſchon wärmer für ihn empfindet, als Du ſelbſt glaubſt, und als es ſein ſollte. Doch verzage nicht; das unparteiiſche Auge der Freundin wird hell ſehen, und ihm wird nichts entgehen, was dem Blicke durch das roſenfarbige Glas der Liebe vielleicht in einem vortheilhafteren Lichte erſcheinen dürfte. Aber Amelei, wenn ich Dir dann entgegen trete, und mein Rath Deine Herzenswünſche nicht billigt, wirſt Du mir Deine Freundſchaft nicht entziehen, wirſt Du meinen guten Willen nicht verkennen, wirſt Du, von Leidenſchaft geblendet, die wohlmeinende Freundin nicht von Dir weiſen?"

Die Jungfrau ſah ihr in das ſchöne, treue Auge, dann ſchlang ſie ihre Arme um ſie und rief, ihr Antlitz in ihrem Buſen bergend: „Nein, nein, ich werde es nie vergeſſen, was Du mir biſt, Juliane! Sei Du meine Leiterin, meine Mutter, meine Rathgeberin, denn ich — ich liebe ihn unendlich!!!"

Ja, ja, die Liebe, wenn ihre Stunde gekommen, wenn der Augenſtrahl ſie geweckt, ſo wacht ſie auf, ſo keimt ſie, und ob nun der Friede ſeine weißen Fittige breitet, oder der Krieg mit ſeinen blutigrothen Flügeln rauſcht, ob's Tag oder Nacht, ob's ſonnig oder ſtürmiſch, ob die übrige Welt in fanatiſche Parteien zerfallen: ſie achtet nichts, ſie ſcheuet nichts,

sondern bricht hervor, stark, mächtig, gewaltig, und doch dabei, wie das Feldblümchen, mit frommer Zuversicht rufend: „O, der Himmel verläßt mich nicht, Sonnenschein kann, Sonnenschein darf nicht ausbleiben!“ — — — — —

— — — — — — — — Während sich im Ellerbachschen Hause Gefühle offenbarten, die ihn so nahe angingen, befand sich Heinrich Blumtaler im Gemache, welches er im Hause des Hubmeisters Holzer bewohnte, schritt sinnend auf und nieder, und — dachte an Amelei! — Die schöne Jungfrau hatte einen tiefen Eindruck in der Seele des feurigen Jünglings hervorgebracht, und die wenigen Besuche reichten hin, eine Neigung heranzubilden, die mit jedem Tage ungestümer wurde, und immer mehr und mehr den Charakter einer heftigen Leidenschaft annahm. Amelei gehörte zu jenen blonden Schönheiten, welche durch ihre Sanftmuth, durch den wehmüthigen Blick der blauen Augen, durch die Grazie ihrer Gestalt nicht nur rasch für sich einnehmen, sondern auch unwillkürlich durch die liebenswürdigste Persönlichkeit das Eroberte zu fesseln wissen.

Heinrich, durch den Zufall begünstigt, lernte sie in einem Augenblicke kennen, der ihm das Recht, sie öfter zu sehen, sicherte, und die Folgen konnten nicht ausbleiben. Er kannte das Gefühl, welches ihn be-

unruhigte, und ſann eben darüber nach, ob er ſich der Geliebten erklären ſollte; er erſchöpfte ſich in Muthmaßungen, ob er denn auch auf Gegenliebe hoffen könne, da öffnete ſich die Thüre, und ein junger Mann trat ſtürmiſch herein.

Der Angekommene mochte mit Heinrich in gleichem Alter ſein, vielleicht einige Jahre über Zwanzig; ein ſchönes, kraftvolles Aeußere, ein feuriges Auge, eine Haſt in allen ſeinen Bewegungen gehörten zu ſeinen bezeichnendſten Eigenheiten. Er trug Pluderhoſen, Wamms, ein ſchmuckloſes Baret und ein Schwert.

„Gott zum Gruß, lieber Herrmann!“

Der Angeredete ſchleuderte ſein Baret bei Seite, heftete auf Blumtaler einen finſtern Blick, und erwiederte kurz: „Gott zum Gruß!“

Heinrich ſah den Bekannten lächelnd an und rief: „Ho, ho, was iſt denn los? Du biſt ja wild wie ein angeſchoſſener Eber!“

„Deine Rede trifft zu,“ nahm Herrmann raſch das Wort, „ich bin in der That angeſchoſſen, der Pfeil ging aber durch's Herz!“

„Und Du athmeſt noch?“ ſcherzte Blumtaler.

„Es wäre Dir vielleicht genehmer, wenn ich es nicht mehr thäte?“

„Willſt Du mich kränken?“

„Wäre auch nur eine ſchwache Vergeltung; denn

so arg, wie Du mich gekränkt, hätt' ich es doch nicht gethan."

„Ich verstehe Dich nicht!"

„Du willst mich nicht verstehen!"

„Herrmann Preising, ich bitte Dich, offen und ohne Hinterhalt zu sprechen."

„Das werde ich, denn deshalb kam ich hierher. So wisse, ich liebe ein Mädchen."

„Das mußt Du ihr, und nicht mir erklären."

„Das that ich; ich erfuhr von ihr — daß sie die Deine werden müsse!"

Heinrich Blumtaler sah ihn eben so erstaunt als überrascht an.

„Wer ist dieses unglückliche Mädchen?" fragte er in einem Tone, der ihm selbst ein Lächeln abnöthigte.

„Es ist Dorothea, die Tochter Jakob Mainharts."

„Und die soll die Meine werden?"

„Ja, ihr Vater hat es mit Herrn Holzer, Deinem Verwandten, so abgekartet, und das arme Kind wird gezwungen zur Schlachtbank geschleppt.

„Im Grunde genommen," versetzte Heinrich scherzhaft, „wäre es nicht das erste und auch nicht das letzte Opfer, welches Jakob Mainhart zur Schlachtbank treibt; doch beruhige Dich und fasse Muth, denn vor der Hand ist mir von einem solchen Plane noch nichts

bekannt, und das mag Dir als ein untrüglicher Beweis gelten, daß es demjenigen, der es mit Mainhart beschlossen, auch nicht Ernst um die Sache sein mag. Sollte er es jedoch wirklich wagen, mir diesen Antrag zu machen, so bin ich der Mann, ihm Trotz zu bieten; denn obwohl ich Deine Dorothea noch nicht kenne, so getraue ich mir im Voraus den heiligsten Eid abzulegen, daß ich sie nie zur Gattin nehmen werde."

„Ist dies wahr?" rief der stürmische Herrmann Preising, „darf ich Deinen Worten Glauben schenken?"

„Hat Heinrich Blumtaler sich je einer Lüge bedient?"

„Wahrhaftig, das that er noch nicht; aber wie kömmt nur Herr Holzer dazu, etwas zuzusagen, was er im Voraus zu erfüllen nicht gesonnen ist."

„Wenn Du den Mann kenntest, würdest Du diese Frage nicht thun; ein gebrochenes Versprechen, ein treulos Wort ist bei ihm zu gering, um es seinen Plänen nicht zum Opfer zu bringen."

„Ja, ja, Du hast Recht, ich glaube Dir; aber wirst Du mir auch die Kränkung vergeben, die ich Dir im Sturm der Gefühle angethan?"

„Ich habe sie Dir schon verziehen," lächelte Blumtaler.

„Du bist ein herrlicher Bursche, Heinrich! Du hast eine Zentnerlast von meiner Brust gewälzt; jetzt aber muß ich fort, Dorothea muß es wissen, sie soll es erfahren, daß unserer Liebe von dieser Seite her keine Gefahr droht. Lebe wohl!“ –

Er stürmte hinaus.

Heinrich Blumtaler wurde durch das vorgefallene Gespräch an gewisse Beziehungen seines Lebens erinnert, die ihm gerade jetzt den wichtigsten Stoff zum Nachdenken geben mußten. Es ist eine vielerprobte Wahrheit, daß bei den meisten Jünglingen der Wunsch nach einem ernsten Lebenszweck zum ersten Mal dann rege wird, wenn die Liebe in ihnen erwacht, und das Verlangen nach dem Besitze des theuern Gegenstandes sie bestürmt. Alle Mißverhältnisse, alle Entbehrnisse, alle drückenden Lagen, welche sie bisher nicht beachtet, oder mit leichtem Sinne getragen, werden ihnen nun erst lästig, drückend, weil sie sich als eben so viele zu übersteigende Hindernisse ihrem Glücke entgegenthürmen. Auch Heinrich erfuhr die Wahrheit dessen. Sein Verhältniß zu Wolfgang Holzer, das er bisher weniger beachtet hatte, beschäftigte ihn jetzt mit peinlichen Sorgen. Der Welt gegenüber galt er für den Sohn sehr armer Eltern, welche, mit Holzer weitläufig verwandt, diesem ihr einzig Kind übergeben hatten. Bei verschiedenen

Gelegenheiten, wenn er ſich bei ſeinem Pflegevater um ſeine angeblich verſtorbenen Eltern erkundigte, erhielt er von dieſem ausweichende, unbeſtimmte Antworten.

Dies erweckte ſein Mißtrauen, er beſchloß, unter einem gleichgültigen Vorwande ſich auf einige Tage von Wien zu entfernen, und in dem Dorfe im oberöſterreichiſchen Lande, welches Holzer bisher immer als ſeinen Geburtsort angegeben hatte, Nachforſchungen anzuſtellen. Die Nachrichten, welche er an Ort und Stelle einzog, waren von der Art, daß ſein Mißtrauen auf die höchſte Weiſe geſteigert werden mußte, denn in der ganzen Umgegend erhielt er die feſten Verſicherungen, daß dort nie eine Familie ſeines Namens gewohnt habe. Dieſe Kunde verſchloß Heinrich in ſeinem Innerſten, und nahm ſich vor, erſt bei günſtiger Gelegenheit Nutzen daraus zu ſchöpfen. Was ihm in der letzten Zeit beſonders auffiel, war Holzers Benehmen gegen ihn. Mochte dieſer nun Heinrichs Mißtrauen bemerkt haben, oder war ihm des Jünglings Geringſchätzung, welche in Folge deſſen eintrat, aufgefallen: er vermied es, ſo oft es nur geſchehen konnte, mit ihm perſönlich oder ohne Zeugen zuſammen zu treffen; wenn er dieſem jedoch, ohne beſonders auffallend zu ſein, nicht entgehen konnte, ſo war ſein Benehmen gegen den Jüngling ſo nachgie-

dig und so liebevoll ermahnend, wie es ungefähr bei einem Erzieher der jungen Herrschaft gegenüber zu sein pflegt. Heinrich erhielt daher Alles, was er nur wünschen mochte, er war sich selbst überlassen, und wäre leicht auf Abwege gerathen, hätte sein gutes Geschick ihn nicht einen Freund finden lassen, welcher ihm mit seiner Erfahrung zur Seite stand, und jene Stelle vertrat, die nur ein aufrichtiger, gewissenhafter Leiter ausfüllen kann.

Alle früher erwähnten Umstände erwogen, ließen nun den Jüngling mit Recht vermuthen, daß seine Geburt in ein tiefes Dunkel gehüllt sein müsse; denn wären seine Eltern wirklich Holzers Anverwandte gewesen, warum daraus ein Geheimniß machen, warum nicht offen den Namen seiner Angehörigen nennen? Er war also für jetzt elternlos, ohne Namen, ohne Familie, und sollte nun hintreten und einem Edelfräulein, der Erbin eines mächtigen Mannes, seine Gefühle gestehen und sagen müssen: Ich liebe Euch unendlich, aber diese Liebe ist auch mein Alles, denn außer ihr habe ich nichts, weder Eltern, weder Namen, ja vielleicht auch nicht einmal eine ehrliche Geburt!!

Seine Lage hatte ihn noch nie zu so ernsten Betrachtungen veranlaßt, wie jetzt, das Ergebniß dieser war ihm auch nie so drückend gewesen, wie

jetzt; er beschloß das Dunkel zu lichten, und sich von dem Manne, welcher allem Anschein nach Mitwisser des Geheimnisses sein mußte, Aufklärung zu verschaffen. Mit Ungeduld sah er der Heimkunft des eben abwesenden Rathsherrn entgegen.

Der Abend war herangebrochen, in seinem geräumigen, mit echt bürgerlicher Pracht ausgestatteten Gemache befand sich Wolfgang Holzer, der Hub- und Münzmeister der Stadt Wien.

Er durchmaß mit starken Schritten das Gemach, und sah unverwandt über die verschränkten Arme hinweg auf den Boden hin. Fürwahr! Herzog Albrecht konnte zur Ausführung seiner Pläne, — und wir wissen bereits, welcher Natur diese waren, — nicht so leicht ein tauglicheres Werkzeug wie diesen Holzer finden.

Schon während der Intriguen der Eyzinger und Cilleyer thätig, genoß er hier einen praktischen Unterricht politischer Umtriebe, wie ihm nicht sobald ein besserer hätte zu Theil werden können. Er war ein Geschäftsmann, der sich aus jeder Verlegenheit zu wickeln verstand, ein listiger Schmeichler, der seinen Feind bald frech und verwegen angriff, bald ihn durch Lug und Trug umgarnte und zum Falle brachte; er wußte alle Blößen und Schwächen seiner Gegner zu benutzen, dabei ein Meister der Rede, ein geübter Kriegsmann, nicht ohne Muth, unermüdet, erfindungsreich,

und wo es des Ausschlages bedurfte, in der Wahl seiner Mittel keineswegs ängstlich. Sein höchstes Verlangen war von jeher, durch die Gunst des Volkes Ruf und Ansehen zu erringen; dies gelang ihm, aber Habsucht, Ehrgeiz und zaumlose Herrschsucht stachelten den hoffährtigen Emporkömmling immer höher, und der ehemalige Viehhändler, der Bäckerssohn*), der nichts achtete, als das Recht des Stärkeren, nichts liebte, als sich selbst, wäre kühn genug gewesen, sich auch in fürstlichen Purpur zu hüllen.

Holzer wurde durch Heinrichs Eintreten in seinem Gange unterbrochen. Er sah den Jüngling fragend an, doch dieser ließ sich nicht beirren und begann: „Ich habe mit Euch zu sprechen, Herr Holzer!"

Wir müssen vor Allem erwähnen, daß Holzer sich von dem Jünglinge sehr gern „Vetter" anreden hörte; seitdem Heinrich jedoch den Knabenjahren entwachsen war, und sein selbstständigeres Denken ihm jenes Mißtrauen gegen seinen Pflegevater eingeflößt hatte, fing er an diese verwandtschaftliche Benennung immer seltener zu gebrauchen, und unterließ sie ganz, wenn er gegen Holzern herausfordernd auftrat. So unangenehm also dem Rathsherrn diese Anrede sowohl im Ton, als im Wort war, so zwang er sich doch

*) Nach Beheim war Holzers Vater ein Bäcker.

zu einer freundlichen Miene, und entgegnete, jedoch nicht ohne Ironie: „Wird die Unterredung lange währen, mein lieber Vetter?“

„Ziemlich lange!“ versetzte Heinrich barsch.

„So müssen wir uns niederlassen!“ sprach Holzer ruhig.

Sie thaten es.

Wenn man die einander gegenüber Sitzenden ansah, so ergab sich auf den ersten Blick hin ein gewaltiger Gegensatz: Holzer, stark, stämmig, mit feurigem, frechem Aug', voll Bewegung, mit gemeinen Zügen, lauerndem, tückischem Blick; dagegen Heinrich schlank, offenes beredtes Aug', freier Anblick, hübsches Antlitz mit dem Anflug eines eben hervorkeimenden braunen Bartes, ohne List und Falsch, der Stempel der Biederkeit seinem ganzen Wesen aufgeprägt.

Einige Augenblicke hindurch währte tiefes Schweigen; Holzer starrte gegen den Boden, und spielte mit den Silberroddeln seines Gewandes, als ob das, was da kommen sollte, ihm ganz gleichgültig sei.

Blumtaler sah ihn forschend an. „Wollt Ihr mir wohl sagen, Herr Holzer, wie alt ich bin?“ begann er endlich.

Der Rathsherr blickte zur Zimmerdecke auf, so wie Jemand, der sich einer vergessenen Sache entsinnen will, dann erwiederte er: „Ich glaube zwanzig

Jahre; es dürfte kaum ein Jahr mehr oder weniger sein."

„Ich wünschte aber gerne Genauigkeit zu haben. Ich möchte meinen Geburtstag wissen."

„Nach diesem hab' ich wahrlich mich zu erkundigen vergessen, als Du mir von Deiner sterbenden Mutter übergeben wurdest."

„Wie alt war ich damals?"

„Ich glaube, etwa vier Jahre. Wir zählen jetzt Anno 62, folglich —"

„Die Rechnung ist ganz leicht," unterbrach ihn Heinrich, „bemüht Euch nicht weiter, Herr Holzer! Ich habe blos mein Alter in Erwähnung gebracht, um Euch darauf aufmerksam zu machen, daß dasselbe schon weit vorgerückt sei; ich frage Euch daher: Was gedenkt Ihr, mit mir anzufangen?"

Diese Frage kam dem Rathsherrn unerwartet, man merkte in seinen Zügen einige Ueberraschung, er barg dieselbe rasch hinter einem süßen Lächeln, und antwortete: „Was Dir beliebt, Vetter Heinrich; aber wozu das? Du hast Gold in Ueberfluß, Du bist geborgen für immer —"

„Ihr werdet mir doch nicht zumuthen, mein ganzes Dasein in einer so abhängigen Lage zu fristen?"

„Nennst Du das ein Dasein fristen, wenn man in Ueberfluß schwelgen kann?"

„Ein ſolcher Ueberfluß genügt mir nicht! Und geſetzt, ich fände mich darein, meint Ihr, ich wäre geſonnen, mein ganzes Leben allein zuzubringen?"

Holzer ſah den jungen Mann mit durchbohrenden Blicken an; dieſe Wendung ſchien er erwartet zu haben, ſie überraſchte ihn daher nicht, denn er wußte, daß die Sturm- und Drangperiode nicht ausbleiben könne. Er fragte daher ganz kurz: „Willſt Du Dich vermählen, lieber Vetter?"

Der Ton, mit welchem er dieſe Frage ſtellte, war ſo, daß man aus demſelben ſchon im Voraus auf ſeine Zuſtimmung und Beihülfe hätte ſchließen können. Dieſes brachte den jungen Mann in Verwirrung; ſein Herz pochte heftiger, er getraute ſich's kaum zu denken, daß ihm in dieſer Beziehung von ſeinem Pflegevater kein Hinderniß entgegen geſetzt werden ſollte.

Holzer ſchien die Wirkung ſeiner Frage nicht zu bemerken, ſondern wartete gleichmüthig die Antwort ab. Nach einigem Beſinnen erfolgte dieſe, der junge Mann hatte den Vorſatz gefaßt, ſich zu überzeugen, wie weit die Nachgiebigkeit des Andern gehen würde, und erwiederte: „Ja, ich habe mich hierzu entſchloſſen!"

„Haſt Du ſchon eine Wahl getroffen?"

„Ja!"

„Liebſt Du das Mädchen?"

„Von ganzer Seele!“

„Biſt Du von ihrer Gegenliebe überzeugt?“

„Ich glaube, ja.“

„Habt Ihr Euch ſchon gegenſeitig erklärt?“

„Wir ſind vollkommen einig, bis auf Eines!“

Fragen und Antworten bis hierher waren raſch auf einander gefolgt; Holzer, nicht ahnend, daß Heinrich ſich hier einige Unwahrheiten erlaube, bemerkte auch die Falle nicht, welche ihm drohte, und fragte ganz kurz: „Und dieſes iſt?“ —

Er erwartete nichts Anderes, als daß es ſich um ſeine Einwilligung handeln würde; dem war aber nicht ſo, denn Heinrich, ihn ſcharf im Auge behaltend, erwiederte: „Dieſes Eine iſt nur eine Grille meines künftigen Schwiegers: er will den Namen meiner Eltern wiſſen!“

Holzer zuckte zuſammen, man vernahm ein leiſes Knirrſchen mit den Zähnen, ſein Blick wurde unſtet; die Mühe, ſich zu bemeiſtern, ward merkbar. Nach einigen Augenblicken ſprach er: „Nun, dieſen Namen anzugeben, wäre Dir doch leicht geweſen; Du weißt, daß Dein Vater Johann Blumtaler hieß, und in einem dem Stifte St. Florian zugehörigen Dorfe anſäſſig war.“

„Das iſt nicht wahr!“ verſetzte Heinrich langſam.

„Du unterſtehſt Dich, mich der Lüge zu zeihen?“ brauste der Rathsherr auf, froh eine Urſache gefunden zu haben, um ſeinem innern Grimm freien Lauf laſſen zu können.

„Ja,“ verſetzte Blumtaler, eben ſo langſam wie früher, doch mit erhobener Stimme, „ja, ich zeihe Euch der Lüge, des Truges auf ſo lange, bis Ihr mir den Namen meiner Eltern genannt haben werdet!“

„Undankbarer!“ ſchrie Holzer erzürnt.

„Das bin ich nicht!“ gegenredete Heinrich. „Und wenn es in dieſem Augenblicke auch den Anſchein deſſen hat, ſo bin ich von Euch hierzu gezwungen. Ich will von Euch nichts als Wahrheit, und ſeien meine Eltern noch ſo arm, noch ſo verworfen, ich will ihren Namen wiſſen, ihren Namen führen; ich werde mich ihrer nicht ſchämen, und wären ſie unter dem Beile des Henkers geſtorben. Wahrheit will ich, Herr Hubmeiſter! Dann begehrt von mir, was Euch beliebt, und Ihr ſollt in mir keinen undankbaren Pflegeſohn finden. Aber wähnt ja nicht, in mir wie bisher den Leichtgläubigen zu narren; ich werde mich mit Eurer Angabe nicht begnügen, ſondern ich werde Beweiſe fordern, öffentlich, vor Gericht, vor aller Welt!“

Wer ſchon je mit gerechten Vorwürfen überhäuft

worden, und dieſen keine Entſchuldigung entgegenſetzen konnte, oder entgegenſetzen durfte; wer ſchon je, angefochten, ſeine beihabende Wehre unberührt im Gürtel laſſen mußte: der wird auch Holzers Gefühle richtig zu beurtheilen im Stande ſein. Er zitterte, ſchäumte vor Wuth, konnte nicht losbrechen, und mußte ſich faſſen. Er that dies, aber mit welcher Ueberwindung! — Nicht ohne Schadenfreude weidete ſich Heinrich an dieſem Anblicke, er hatte zu lange die Qualen jener Heuchelei ertragen, als daß ihm dieſer geringe Triumph nicht willkommen hätte ſein ſollen. „Wenn der Rathsherr jetzt gegen mich nicht feindlich auftritt," dachte er, „ſo bin ich überzeugt, daß er es nicht darf, und in dieſem Falle werde ich ihn ſchon zum Bekenntniſſe bringen." In dem Augenblicke der Entrüſtung vergaß der Jüngling, daß dieſe Angriffe gegen einen Wehrloſen, und das war ja Holzer ihm gegenüber, von keinem Edelmuth zeugen, und hätte er es auch bedacht, ſo blieb ihm doch kein anderes Mittel, die Wahrheit aus dem Liſtigen herauszupreſſen.

Es vergingen mehrere Minuten, ehe der aufgebrachte Hubmeiſter ſich in ſo weit gefaßt hatte, um das Geſpräch weiter fortführen zu können; er ſchöpfte tief Odem, und zwang ſich zur Gelaſſenheit. Seine Stimme war gedämpft, als er zu ſprechen begann:

„Heinrich Blumtaler! Du treibst mich heute auf's Aeußerste; wenn Du wüßtest, wie Unrecht Du mir thust, Du würdest von mir nicht fordern, was ich nicht gewähren kann. Nenne mir den Namen jener Familie, welcher das Mädchen angehört.“ —

„Damit Ihr seht, daß auch ich aufrichtig zu sein beginne, so vernehmt, daß meine Angabe von früher nur ersonnen war, um auf das zu kommen, was ich erfahren will und muß.“

Der Rathsherr lächelte bitter: „Du hast mich bethört, weil ich Dich für besser hielt, als Du wirklich bist; doch wär' es nichts als dies, ich gönnte Dir den Triumph, den Wolfgang Holzer überlistet zu haben; aber Du überredest mich nicht mehr, daß Alles, was Du früher sprachst, erdichtet gewesen; Etwas ist gewiß Wahrheit, denn wie wärest Du sonst darauf gekommen, von einer Vermählung zu sprechen? Auf außergewöhnliche Gegenstände kömmt man dann am ehesten zu sprechen, wenn unser Gedankenflug angeregt, und durch ähnliche, äußere Eindrücke darauf hingeleitet wird; ich will es glauben, daß Du an eine Vermählung vor der Hand noch nicht gedacht hast, aber jedenfalls möchte ich behaupten, daß Du irgend ein Mädchen gefunden, welches Deine Aufmerksamkeit auf sich gezogen, oder welches Du vielleicht gar schon liebst!“

Da er inne hielt, so versetzte Heinrich: „Und wenn dies wirklich der Fall wäre?"

„Ich nehme an," fuhr Holzer fort, „es sei in der That so, und fordere Dich auf, von nun bis nach Verlauf von zwölf Monden in dieser Angelegenheit weder öffentlich, noch ins Geheim einen entscheidenden Schritt zu thun; dagegen verspreche ich, gleich nach Ablauf dieser Frist über Alles, was Dich belangt, Dir vollkommene Aufklärung zu ertheilen. Bist Du's zufrieden?"

Heinrich sann eine Weile nach, dann ergriff er das Wort: „Ein Jahr ist bald verflossen, ich bin's zufrieden; doch könnten Verhältnisse eintreten, die mir noch vor dieser Zeit Eines zu wissen nothwendig machten, und darüber müßt Ihr mir gleich Antwort ertheilen. Sagt mir offen, leben meine Eltern noch?"

„Ja, sie leben noch!"

„Sie leben noch!" rief Heinrich, und ergriff im ersten Aufwallen die Hand des Rathsherrn; in demselben Momente begegnete er aber einem Blicke Holzers, der ihn wie ein eisiger Anhauch aus seiner Gluth aufschreckte, und dieser Blick, welcher den Triumph über eine neuentdeckte, verwundbare Seite des Gegners aussprach, hieß ihn augenblicklich seine Gefühle bezähmen, und wieder jenen kalten, ruhigen Ton anzunehmen, welcher dem heißblütigen Holzer

gegenüber von so guter Wirkung war. Der junge Mann begann daher nach einigem Bedenken:

„Unser Vertrag ist also geschlossen; doch nun erlaubt die Frage: Wer bürgt mir dafür, daß es Euch Euer gegebenes Wort zu erfüllen auch Ernst sei? Unterbrecht mich nicht, ich fürchte, ich könnte mit Jakob Mainhart gleiches Loos theilen; Ihr habt meine Hand seiner Tochter zugesagt, und ich getraue mich's zu beschwören, daß es nie Euer Ernst war, das Versprechen zu erfüllen."

„Heinrich!" rief der Hubmeister, mehr verwundert als drohend. „Ich habe Dich für unschädlich gehalten, und deshalb zu wenig beachtet; ich habe nun Ursache, es vollkommen zu bereuen. Wir wollen unsern Vertrag schriftlich aufsetzen, und von zwei Zeugen unterzeichnen lassen."

„Ich bin's zufrieden, nur mit dem Bemerken, daß ich die Zeugen besorgen werde!" setzte Blumtaler hinzu.

Bei dem Rathsherrn begann sich schon wieder die Galle zu regen, er fragte daher im giftigen Tone: „Hast Du mich endlich genug mißhandelt?"

„Das war nie mein Wille," entgegnete Heinrich. „Doch ehe ich gehe, habe ich Euch noch Etwas zu künden. Ich werde morgen Euer Haus verlassen!"

Holzer ſprang mit einem Schrei vom Sitz, er wurde bleich, die Angſt ſpiegelte aus ſeinen Blicken. „Menſch, biſt Du toll?“ rief er, „welch ein Satan hat ſich heute Deiner bemeiſtert?“ —

Selbſt Heinrich erſchrak über die Wirkung, welche dieſe Worte auf ſeinen Pflegevater hervorbrachten, er ſah ihn verwundert an; der Rathsherr erholte ſich und fuhr ſchwerathmend fort:

„Und wohin willſt Du gehen?“

„Ich bleibe in Wien, und werde einſtweilen bei meinem Freunde wohnen!“

„Bei welchem Freunde?“

„Bei Michl Beheim!“

„Der Henker möge ihm das Licht ausblaſen!“

„Er iſt in Dienſten des Kaiſers, und ich werde ſeinem Beiſpiele folgen!“ —

Der heutige Abend war beſtimmt, über Wolfgang Holzer alle Qualen der Hölle herauf zu beſchwören. Heinrichs Entſchluß warf ihn faſt ohnmächtig auf den Stuhl.

„Du — Du — willſt — ein Kaiſerer — werden?“ ſtammelte er mit gebrochener Stimme und legte ſein Geſicht in die hohlen Hände.

Tiefe Stille trat ein. Blumtaler wußte in der That nicht, was er denken ſollte; dieſes räthſelhafte Benehmen des Rathsherrn flößte ihm faſt Grauen ein.

In welch einem unerklärbaren Verhältniſſe ſtand er zu dieſem Manne, welche dämoniſche Gewalt übte er über ihn aus? — Der Jüngling hatte bei ſeinem ganzen heutigen Angriff unwillkürlich die Waffen ſo gewählt, daß ſich ihre Wirkung immer mehr und mehr ſteigerte; wäre ſein liſtiger Gegner durch die anfänglichen Plänkeleien nicht ſchon gereizt und ergriffen geweſen, wer weiß, ob der Sieg ſo vollkommen geweſen wäre? Heinrich hatte dies weder erwartet, noch berechnet; gerade das, was den Gegner am meiſten traf, wurde von ihm unſcheinbar hingeworfen, wodurch auch die Wirkung um ſo ſchlagender wurde.

Nach geraumer Weile erhob ſich Holzer, trat vor Heinrich hin und ſprach mit erſchöpfter Stimme, ſo wie Jemand, der ſo eben einen heftigen Fauſtkampf ausgefochten:

„Heinrich! hör' mich an und bedenke reiflich, was ich Dir ſagen werde. Ich habe die Macht, Dich für den äußerſten Fall zurückzuhalten; wärſt Du mein Sohn, ſo ſtieße ich Dir einen Dolch ins Herz, und gäbe Deinen Leichnam den Vögeln preis; ſo aber muß ich für jetzt Dir rathen, Dir rathen, daß Du hier in dieſem Hauſe bleiben ſollſt wie bisher, bis ſich der Schleier gelüftet haben wird. Ich

muß Dir rathen, Dich nicht der kaiſerlichen Partei anzuſchließen —"

„Das werde ich aber gewiß!" rief Heinrich etwas vorlaut aus.

„Das wirſt Du nicht; Deinem Vater zur Ehre nicht!" —

„Aber zu meiner Ehre, zu meiner Beruhigung, zu meinem Heil!" betheuerte der Jüngling; „möge mein Vater für den Herzog ſein, ich bin für den Kaiſer, für das Recht, für das Wohl Oeſterreichs."

„Thor! Du weißt nicht, was Du ſprichſt! Iſt dies Dein feſter Entſchluß?"

„Mein unabänderlicher!"

„Dein letztes Wort?"

„Mein allerletztes!"

Holzer wiſchte ſich den Schweiß von der Stirne, athmete ſchwer auf, ſprang raſch zur Thüre, ließ das Schloß ab und rief: „Du biſt mein Gefangener!"

In demſelben Augenblicke hatte der Jüngling das Fenſter aufgeriſſen und ſtand auf der Brüſtung.

„Heinrich, — halt ein — dieſe Höhe! —"

„Mit Gott und für das Recht des Kaiſers!"

„Du biſt frei!"

Der junge Mann hörte die letzten Worte nicht mehr, der Sprung war schon gewagt.

Holzer stürzte an's Fenster, außen war's finstre Nacht; er stierte hinab und athmete leichter auf, als er die Tritte eines davon Eilenden zu hören glaubte.

Fünftes Capitel.

Der Tag, welcher die feindlichen Gemüther aussöhnen, dem bedrängten Lande den Frieden bringen sollte, der Jakobitag, war erschienen.

Die erste Versammlung, welche bei den Augustinern stattfand, war stürmisch, aber erfolglos. Landherren und Bürger, Rath und Pöbel, Alles traf in der großen Halle ein, die Gemüther waren aber zu aufgeregt; der ehrwürdige Bürgermeister Christian Prenner bemerkte zu seinem größten Schrecken, wie wenig von solchen Elementen eine Einigung zu hoffen sei, und wie bei solcher Gährung jedes gesetzliche Recht bald hintenangesetzt sein würde. Die Versammlung wurde aufgehoben.

Am nächsten Morgen strömte Alles zu den Franziskanern auf der Laimgrube*), denn dies war der zweite Versammlungsort.

*) Im Jahre 1451 war das Franziskanerkloster auf der Laimgrube gestiftet worden; erst nach der ersten Türkenbelage-

Ganz Wien schien auf der Wanderung begriffen zu sein, Tausende von Menschen wogten hinaus, und wenn auch die Wenigsten Hoffnung hatten, im Innern des Klosters der Versammlung beiwohnen zu können, so gaben sie sich schon damit zufrieden, wenn sie nur außen stehen, an die Fenster hinaufgaffen, und die etwaigen Vorfallenheiten brühwarm an Ort und Stelle einsammeln konnten. So wie heute, so auch damals! — Das Gedränge vor dem Kloster war außerordentlich, das Wogen und Drücken nahm kein Ende, und wurde besonders stark, wenn die Landherren und Edlen mit ihren bewaffneten Begleitungen zu Roß, oder auch in den schwerfälligen Karossen einhergerumpelt kamen.

Als jedoch der Andrang zu stark wurde, suchte sich der Strom einen Einfluß; ein Webergeselle machte den Anfang, er erklomm die Einfriedigungsmauer des nächsten Gebäudes. Dies galt den Andern als Fingerzeig — im Nu wurden die Thore, Zäune, Mauern, ja sogar die Dächer der niederen Häuser erstiegen, und die Umgebung des Franziskanerklosters war im wahren Sinne des Wortes mit Menschen besäet.

---

rung wurde den von den Osmanlis aus der Vorstadt vertriebenen Franziskanern das Kloster zu St. Niklas in der Stadt eingeräumt.

Wenn alle Jene, welche hier versammelt waren, für eine oder die andere Partei Theil genommen hätten, so würde sich gewiß noch an demselben Vormittage in Mitten der Stadt Wien ein Kampf entwickelt haben, welcher nicht so leicht, oder mindestens nicht ohne bedeutend nachtheilige Folgen zu dämpfen gewesen wäre; aber zum Heil der Stadt war dies nicht der Fall. Die Minderzahl der Kaiserer war freilich gegen jene der Brüder bedeutend im Nachtheil, aber das Gleichgewicht wurde gewissermaßen, wenigstens für diesen Vormittag, dadurch hergestellt, daß viele ruhige, leidenschaftslose Bürger durch begütigende Worte die Gemüther der Empörten zu ebnen suchten, und als Neutrale dahin wirkten, daß für den Augenblick außer der Versammlungshalle keine Störungen vorfielen.

Die größte Anzahl der Anwesenden waren also keine Theilnehmer, sondern blos Neugierige, welche der Wunsch, die Vorfallenheiten mit anzusehen, hierher gelockt hatte; für diese hatte also die Sache auch ihre komische Seite, oder sie suchten derselben eine abzugewinnen; die Laune, der bekannte Muthwille und die übrigen unschädlichen, aber derben, mitunter recht witzigen Einfälle der Wiener zeigten sich auch hier im günstigsten Lichte. Wenn sich also meine Leser ein von Lehrlingen, Dienern und Gesellen,

von Bürgern aller Gattungen, von Studioſen, Söldnern, Strolchen und Sterzern, kurz und gut, ein von allen Elementen der mittlern und niedern Klaſſen gemiſchtes Publikum vorſtellen, und dieſes auf einem Platze, und auf alle nur zu erkletternden Gegenſtände der nächſten Umgebung vertheilen, und dazu einen ſchönen, aber äußerſt heißen Auguſtvormittag denken, ſo haben ſie ein Bild der Scene, wie ſie ſich den Blicken darbot; um jedoch dieſelbe ganz getreu zu erhalten, dürfen ſie auch nicht vergeſſen, auf das Getöſe, Schreien, Murmeln, auf das Fragen, Rufen, Antworten, bald hier und bald drüben, bald oben und bald unten, von allen Ecken und Enden zu achten; es war eine offene, freie, laute, ganz ungenirte Volksconverſation, wo Jeder fragen, und Jeder, dem es beliebte, darauf antworten konnte, mit einem Worte: es war ſowohl in Scene als Dialog ein echtes, derbes Volksſchauſpiel, wo jeder Mitagirende auch zugleich Publikum war. — Anfangs, ſo lange noch Alles ſchrie und lärmte, wurden die Einzelnheiten von dem Getöſe verſchlungen; aber die Hitze, und die unbequemen Stellungen der Meiſten wirkten auf Viele ſo niederſchlagend, daß ihnen mit der Zeit die Luſt zum Schreien benommen war, und ſie überließen das Feld willig den Andern, welche in ihrem Muthwillen mehr Ausdauer und Beharrlichkeit entwickelten.

„Aufgepaßt!“ rief eine Stimme von oben herab.

Es trat Stille ein, und der frühere Sprecher fuhr fort:

„Aufgepaßt! Ich sehe einen Trupp Reiter kommen, gebt den Zugang ins Kloster frei, und wahret Eure Beine!“

Der Warnung zu Folge entstand in der Nähe des Haupteinganges ein Drücken und Drängen, man harrte der angekündigten Ritter, aber es kam Niemand.

Da rief die frühere Stimme:

„Ich habe mich geirrt, es sind nur zwei Bäcker, sie waren aber so staubig, daß ich sie für Reiter hielt.“

„Ist auch der Meister Haselbeck dabei?“, schrie eine Stimme von einem andern Dach herüber.

„Welcher Haselbeck?“

„Derselbe, der vor vierzehn Tagen wegen verschiedener Kleinigkeiten in die Donau geschupft worden ist.“

„Was? Wegen Kleinigkeiten?“

„Nun ja, seine Brode waren lauter Kleinigkeiten!“

Allgemeines Gelächter.

Eine andere Stimme auf einer andern Mauer rief: „Ja, ja, ich war selbst dabei, das war ein Unglück, den schupfen sie gewiß nicht wieder!“

„Warum denn nicht, warum denn nicht?“ riefen zehn Andere.

„Der arme Mann hat vom schmalen Brode einen breiten Rücken bekommen, da mußten sie also das Loch in dem Schupfkorb erweitern, damit er hinein konnte; kaum war er drinnen, so bricht beim ersten Schupfer der Boden, der Mehlwurm plumpst wie ein Sack ins Wasser, und es kostete viel Mühe, ehe sie ihn wieder herausfischten!“

„Das war der erste Stockfisch, den man aus der Donau gezogen!“

„Armer Haselbeck!“

„He da! Drängt Euch nicht so hinein ins Haus, „Ihr verliert ja den Kopf.“

„Der kann ihn nicht verlieren!“

„Wer ist denn das?“

„Den hat Herr Holzer geladen, er muß über das ganze Gewäsch eine süße Muß machen; — es ist der Methsieder Schallauzer.“

„O, der ist ein höflicher Mann, er grüßt jede Hausdirne.“

„Warum denn das?“

„Weil seine Mutter, als er in die Welt guckte, auch noch eine Hausdirne gewesen!“

„Wie könnt Ihr dem Methsieder so bittere Wahrheiten sagen?“

„Er soll sich 'nen Honig drein mengen, er mengt sich auch überall drein.“

„Auf die Seite!“ schrie jetzt ein Lehrjunge, welcher wie ein Reiter auf einem Thore saß, „auf die Seite, ausgewichen, mein Roß geht durch!“ —

Diese kurze Episode erregte ein allgemeines Gelächter.

„Wer ist denn der mit dem Schwert an der Seite?“ fragte eine Stimme aus dem Gewühl.“

„Das ist Meister Friedrich Ebner der Arzt,“ entgegnete ein Studiosus aus einem Fenster, „er curirt seine Kranken alle mit Eisen, der Todtengräber außen kann es beweisen!“

„Das reimt sich!“ rief Einer von drüben.

„Fortgesetzt, fortgesetzt,“ schrie ein Anderer, und hundert Stimmen wiederholten: „Fortgesetzt!“

Der Studiosus sprach: „Das Sprüchlein: der Tod ist umsonst! wirft er über'n Haufen, bei ihm muß man ihn theuer erkaufen!“

„Weiter — weiter“ — jubelte die Menge, und der Studiosus rief: „Immer weiter, immer weiter, ich werde dümmer und ihr gescheiter!“

„Heiliger Florian!“ schrie jetzt eine Stimme, „da oben hat es eine Hitze!“

Alle blickten hinauf, und sahen einen Mann durch das Dachfenster eines Hauses schauen.

„Kommt herunter, wenn's Euch oben zu warm iſt!“ rief Einer.

„Geh, Peter Stürmer! Hau' ihn ſo lange, bis ihm's kalt wird, mach's ſo wie der Peter Strobl!“

„Was hat denn der gethan?“

„Sein Weib hat ihm immer heiß gemacht, und da hat er ſie in den Brunnen gehangen, bis ſie ſich ganz abgekühlt hat.“

„O, der Peter Strobl iſt ein Galgenhobl!“

„Aufgepaßt, aufgemerkt! Das iſt derjenige, welcher den Frieden bringt!“

„Das iſt ja der Blutſchreiber, der Partekenfreſſer Rabensberg!“

„Nein, nein, nicht der, der Andere!“

„Das iſt ja der Weißgerber Aſam Trunkenfriſch!“

„Ja, derſelbige bringt den Frieden, wer nicht „Ja!“ ſagt, dem ſchind't er den Balg ab.“

„Wer iſt denn der Schwarze mit dem bleichen Geſicht?“

„Schweig, verdammtes Ungeziefer! Das iſt der Herr Magiſter Haſelbach!“

„Was? Der Haſelbach, der zwei und zwanzig Jahre über das erſte Capitel „Jeremiä“ vorlieſt, und noch nicht fertig iſt?“

„Ja, das iſt der Haſelbach!“

„Nun, wenn der den Frieden machen soll, so können wir auch hübsch lange warten.“

Allgemeines Gelächter.

„Ruhig, ruhig!“ schrie jetzt eine Stimme. „Bei den Franziskanern geht es um!“

Auf diesen Ruf kehrte sich die Aufmerksamkeit der Menge dem Kloster zu, aus welchem jetzt ein verworrenes Getöse herausdrang. Man horchte ängstlich und neugierig, je nachdem man an der Sache mehr oder weniger Theil nahm, und sollte bald Zeuge des Ergebnisses werden.

So wie bei den Augustinern waren auch hier Landherren beider Parteien, der ganze Rath, Bürger aus allen Gilden und besonders jene Masse anwesend, welche Holzer zu den Seinen zählte, und die er zeitig genug in dem Versammlungssaale zu vertheilen wußte. Als Abgesandte des Kaisers waren anwesend: der kaiserliche Kanzler und Probst von Freisingen, Ulrich Riederer, der Kämmerer Hanns von Rohrbach, die Edlen Ulrich von Grafeneck, Andreas Baumkircher, Ulrich von Weisbriach. Von des Herzogs Partei bemerkte man unter den Vielen: Graf Wilhelm von Tirstein, Siegmund von Eyzingen, die Edlen von Strahemberg, Frankenreiter, Ellerbach, Kling von Urschendorf und viele Andere.

Der Probst von Freisingen war der Erste, welcher das Wort ergriffen hatte, und die im Namen des Vaterlandes Versammelten beschwor, jeden Haß, jeden heimlichen Groll schwinden zu lassen, um heute nicht wieder so wie gestern die Versammlung ohne den mindesten Erfolg aufheben zu müssen; er machte Alle darauf aufmerksam, daß es sich hier nicht um Persönlichkeiten, nicht um einzelne Parteien, sondern um das Heil des ganzen Oesterreicher Landes handle, dem jeder andere Vortheil weichen müsse. Endlich bat er einen Gesandten des Herzogs seine Anliegen vorzutragen.

Der Eyzinger nahm das Wort: „Unter allen Oesterreichern giebt es vielleicht Niemanden, der den jammervollen Zustand des Landes tiefer fühlt und besser kennt, als mein gnädigster Herr, der Herzog."

„Glaub's gerne," rief hier der schlaue Hubmeister Konrad Hölzler, einer der populärsten Anhänger des Kaisers; „jeder Meister muß sein Werk am besten kennen!"

Der Urschendorfer sprang auf: „Wer trägt die Schuld an diesem Elend? Wer hat den letzten Waffenstillstand vom 6. des Herbstmonats zuerst verletzt? War es nicht der Kaiser, welcher seinen Hauptleuten den Befehl gab, die Waffen zu ergreifen, und die abgetretenen Orte wieder zu erobern? Waren es

nicht die Kaiserlichen, welche mitten im Winter vor Güntersdorf zogen, die Kirche beschossen und endlich doch abziehen mußten?"

„Ja, ja!" schrie hier die Stimme eines Bürgers aus einer Ecke hervor. „Wir haben in Wien auch viel von den langen gefrorenen Nasen erzählen gehört; man hat auch gesagt, die hiesigen Apotheker wären um eine Fuhre Heilsalbe angesprochen worden, weil Seine kaiserliche Majestät in der Steiermark nicht so viel auftreiben könne."

Diese beleidigende Stichelei wurde natürlich von der befreundeten Partei belacht; die Gegner schwiegen dazu, und hüteten sich, etwas darauf zu erwiedern, weil am vorigen Tage gerade eine solche Erwiederung den anwesenden Janhagel erbost und aufbrausen gemacht hatte. Uebrigens dürfen sich unsere Leser über diese Kühnheit der Bürger, sich öffentlich, in Gegenwart des Adels so auszusprechen, nicht wundern; vor Allem war das Betragen der Fürsten von der Art, daß ihr Ansehen in den Augen des Volkes nicht mehr in jenen Nimbus von Hoheit gehüllt war, wie früher; denn auch die Fürsten beschimpften sich damals gegenseitig, wodurch es kam, daß man vor ihnen nur mehr Furcht, aber keine Ehrfurcht hatte; um so mehr war dies vor dem ihnen noch unterstehenden Adel der Fall; ferner waren sich die Bür-

ger in der Stadt zu ſehr ihrer Uebermacht bewußt, als daß ſie ihre Zunge im Zaum zu halten für nothwendig befunden hätten; damals, wo das Recht des Stärkeren an der Tagesordnung war, dünkte ſich Jeder auch dort, wo er Macht hatte, nach Belieben ſprechen und handeln zu dürfen, daher die Kühnheit der Adeligen auf ihren Schlöſſern, der Bürger in ihren Städten!

Der greiſe Kling warf dem Spötter einen mißbilligenden Blick zu, und fuhr mit ſeiner Donnerſtimme fort: „Ich frage, wer trägt den größten Theil der Schuld an der Verarmung des Landes? Die Erpreſſungen des Kaiſers, ſeine Sorgloſigkeit, ſeine Trägheit, ſeine Unbeachtung der öffentlichen Sicherheit, wodurch das ganze Land zu Grunde gehen müßte, wenn es an Herzog Albrecht keinen Beſchützer fände!"

Hanns von Rohrbach nahm das Wort: „Ihr deutet es dem Kaiſer übel, daß er den letzten Waffenſtillſtand zuerſt gebrochen, daran thut Ihr Unrecht. Denn vor Allem werdet Ihr Euch erinnern, daß dieſer Waffenſtillſtand ſowohl der kaiſerlichen Majeſtät wie dem Herzoge durch viele Vermittlungen gewiſſermaßen abgedrungen wurde, außerdem ſtand der Letztere bereits mit einem Heere vor Wien, während der Kaiſer, von Allen verlaſſen, ohne Hoffnung war, Widerſtand leiſten zu können. Auch lag in den

Bedingniſſen dieſes Waffenſtillſtandes ſelbſt ſchon der Same der ferneren Zwietracht, daß der Kaiſer, ſtatt den Angriff abzuwarten, dieſen zuerſt anbefahl. Was die Verarmung des Landes belangt, ſo fragt den jammernden Landmann, fragt den vertriebenen Winzer, fragt die fortgeſchleppten Jungfrauen, fragt die verkauften Kinder, wer das Elend im Lande heraufbeſchworen, und Ihr werdet nur einen Namen hören, und dieſer Name iſt —"

„Friedrich!" riefen unzählige Stimmen von der Partei des Herzogs; und „Albrecht" ſchrieen mit ihnen zugleich die Gegner. Darauf wurde es ſtille.

„Friedrich und Albrecht!" verſetzte jetzt ganz allein der Bürger Oswald Reichholf, ſo daß er von Allen gehört wurde: „vox populi est vox dei!"

„Gut geſprochen!" nahm Reimbrecht von Ebersdorf das Wort. „Wärt Ihr ein Jünger des Bacchus, ſo würde ich erwiedern: in vino veritas, aber da es bekannt iſt, daß Ihr, der Einzige von den Bürgern Wiens, keinen Wein trinkt, ſo muß ich ſagen: et in aqua veritas. Einer wie der Andere; wenn man das ganze Elend des Landes in zwei gleiche Theile ſondern könnte, ſo dürfte mit vollem Rechte der Kaiſer und der Herzog ein Jeder die Hälfte davon auf ſein Gewiſſen nehmen. Wir ſind jedoch nicht hier verſammelt, um nach der Urſache des Uebels

zu ſpähen, ſondern wie demſelben abzuhelfen wäre, und dieſer Zweck darf nicht aus dem Geſichtspunkte verloren werden. Die beiden Fürſten müſſen ſich einen." —

„Das wird hübſch viel Mühe koſten!" rief Jakob Mainhart der Metzger. „Lamm und Wolf können nie an einem Tiſche ſitzen!" —

Der kaiſerliche Kämmerer rief ſchnell: „Das Gleichniß iſt trefflich! Seine Majeſtät der Kaiſer haben es bisher noch gar nicht gewußt, welch einen treuen Anhänger ſie in Euch beſitzt."

Der Schielende wurde bocksroth; er hatte es gleich gemerkt, daß ſein Vergleich ſehr übel gewählt war, aber das Wort fleugt wie der Wind von den Lippen.

Ein Magiſter rief: „Si tacuisses, Philosophus mansisses!"

Aus dem Hintergrunde erſcholl eine Stimme: „Mainhart, habt Ihr den Herrn Magiſter verſtanden? Wie ſpricht die Kuh?" —

Allgemeines Gelächter.

Holzer war bisher auf ſeinem Platze geblieben, er hörte Alles ruhig mit an, ohne zu ſprechen. Dieſe Plänkeleien, das wußte er, führten zu nichts, im Gegentheil, ſie machten den Gegner nur ſorgloſer; er blieb alſo wie ein lauerndes Raubthier in ſeinem

Versteck, um bei der ersten günstigen Gelegenheit eine Blöße zu benutzen, und hervor zu stürzen.

Nun nahm der Bürgermeister das Wort: „So lange zwischen den beiden fürstlichen Herren nicht ein festes Uebereinkommen, ein heiliger Friede geschlossen; so lange zwischen Beiden die Herrschaft getheilt, und man die Rache des Andern zu erwarten hat, wenn man dem Einen mit Treue zugethan; so lange die Fürsten es nicht selbst fühlen, welch unsäglichem Elende sie das Land preisgeben: so lange ist auch auf keine Erlösung zu hoffen!"

„Wer sagt Euch denn," sprach jetzt der Grafeneck, „daß Seine Majestät die Wahrheit dessen nicht fühlen?" —

„Und doch," unterbrach ihn Eyzingen, „und doch ist dies schon der dreizehnte Krieg mit dem Herzog, unserem Herrn!"

„Ihr wollt sagen," entgegnete Grafeneck, „es ist dies der dreizehnte Krieg des Herzogs gegen den Kaiser, des Jüngeren gen den Aelteren, des Unrechtes gegen das Recht!"

Der ganze Adel von Albrechts Partei sprang auf. „Wer wagt es, zu behaupten, daß auf unserer Seite das Unrecht sei?" riefen mehr als hundert Stimmen zugleich.

„Wenn hier," donnerte Berthold von Eller-

bach, „die Wahrheit ſo offen am Tage läge, ſo hätte man nicht durch mehr als zwanzig Jahre um die Entſcheidung kämpfen dürfen.“

„Schlecht gefolgert!“ rief der Bürgermeiſter; „wäre es zweifelhaft, auf weſſen Seite das Recht ſei, Ihr hättet vielleicht ſchon längſt geſiegt, weil aber des Kaiſers Recht zu offen am Tage liegt, ſo muß das Unrecht kämpfen. Unruhige Gemüther ſind dann am unbeugſamſten, wenn ſie Unrecht haben!“

„Ihr Herren vom Rathe,“ rief jetzt Ellerbach, „ſeid mit Eurem Urtheile zwiſchen Recht und Unrecht immer zu voreilig; meint Ihr, Ihr ſäßet in Eurem Rathhauſe, und es handle ſich um den Entſcheid zwiſchen zwei Raufbolden?“

„Wir vom Rathe,“ entgegnete der hitzige Entheimer, „ſind in unſerer Meinung beharrlicher, als viele der Landherren, welche unſtet von einer Partei zur andern ſchwanken; wir ſind uns daher unſeres Rechtes bewußt, ſie müſſen über das ihre doch noch Zweifel hegen.“

„Herr Stadtrichter von Wien!“ erklangen jetzt viele drohende Stimmen, deren Eigenthümer ſich von dieſer Wahrheit getroffen fühlten.

„Wer wünſcht mich zu ſehen?“ rief Entheimer, und ſprang blitzſchnell vom Sitz.

„Wir rathen Euch,“ brüllte der Ellerbach,

„unſere Handlungen unangetaſtet zu laſſen, und Euch mehr um das landbekannte, falſche Gewicht Eurer Bäcker und Fleiſcher zu kümmern!“*)

Das war ein ſchweres Wort!

Der ganze Rath ſprang entrüſtet auf.

Die betheiligten Bürger ſtießen ein Wuthgeſchrei aus.

Wolfgang Holzer fuhr empor, und ſtreckte den rechten Arm ſteif in die Luft. Leichenſtille trat ein, man hörte das ſchwere Athmen der Menge. „Brüder, Bürger!“ rief er mit ſeiner volltönenden, wirkſamen Stimme. „Auch ich bin ein Mann des Rathes, aber kein angeborner, kein ererbter Titel ſchmückt mich, ich bin aus Eurer Mitte, und kann es nicht mit anſehen, wie das Wohl des Bürgers zum Spielball geworden. Statt mit den mächtigen Landherren auf Leben und Tod ſich zu einen, fordert man ſie heraus, entzweit ſich mit ihnen, und will auch unſere Stadt, welche bisher verſchont geblieben, den Gräueln preisgeben, denen bereits das ganze Land verfallen. Ich, Wolfgang Holzer, bisher Rathsherr und Hubmeiſter hieſiger Stadt, lege demgemäß meine Würde nieder, und ſage mich los vom Amte!“

*) Ward auch ain groß geſchray wider die Pekhen und Fleiſchhacker u. ſ. w.

Der Sturm der Bürger, oder vielmehr der „Brüder“ gegen den Rath brach los.

Holzer hätte zu seinem Hervortreten keinen günstigeren Augenblick, keinen günstigeren Vorwand wählen können; die Wendung, mit der er die Entrüstung und den Grimm der Bürger, welcher eigentlich die Landherren hätte treffen sollen, auf den Rath hinleitete, war ein Meisterstück seiner scharfblickenden List, denn er empörte mit einem Schlage die Bürger gegen den Rath, und gewann einen großen Theil der Landherren für sich. — Nun war der Augenblick gekommen, wo seine Creaturen wirken konnten, wo vor den Augen der ganzen Reichsstadt seine Popularität den größten Triumph feiern sollte. Von nun an war Keiner der Anwesenden mehr im Stande, ein begütigend Wort zu reden: dieser Lärm, dies Geschrei verschlang jede Rede. Eine Art von Tobsucht schien sich der Meisten bemeistert zu haben, Keiner wollte hören, Alle schrieen, ohne gehört und verstanden zu werden. In einzelnen Momenten machten sich besondere Stimmen hörbar, und gewannen durch ein wüthendes Brüllen die Obergewalt; da vernahm man die schrecklichen Worte: „Fort mit dem Rath!“

„Nieder mit den Verräthern!“

„Wir wollen sie nicht!“

„Sie bestehlen uns!“ —

Ob dieſes ungeahnten Aufſtandes erſchreckt, ſahen ſich die Rathsherren, auch die ruhigeren Landherren ſtaunend an; der ehrwürdige Bürgermeiſter Prenner wollte den Sturm beſchwören und zu ſprechen beginnen, aber es wäre eben ſo fruchtlos geweſen, den Donner übertäuben zu wollen; die hochgewölbten Hallen des Conventſaales erdröhnten von dem Gebrüll der Raſenden.

„Der Holzer darf nicht vom Amt!“ heulte vom unteren Ende des Saales eine Stimme wie durch ein Sprachrohr herauf, und gleich riefen hundert Andere: „Nein, nein, er darf nicht! Er iſt der Einzige, der uns beſchützt!“ Dann johlten Alle im Chor: „Er ſoll unſer Beſchützer, unſer erſter Vertreter ſein!“

Der Rath verließ eilig durch die rückwärtige Pforte den Saal, Viele der Landherren thaten ein Gleiches. Wolfgang Holzer trat der Verſammlung gleichſam überraſcht entgegen, und betheuerte durch Mienen und Geberden ſeinen Dank. — — —

Dies war das von Innen herausdringende Getöſe, welches die Aufmerkſamkeit der vor dem Franziskanerkloſter verſammelten Menge auf ſich gezogen hatte. Nach einigen Minuten ſtummen Horchens wurden die Pforten des Kloſters aufgeriſſen, und die verſammelt Geweſenen ſtürmten heraus.

Gesellen, Meister, Studiosen, Patrizier, Landherren, Doctoren der Universität und der ganze Plebs mit ihnen, Alles wogte bunt durcheinander aus der Pforte, glühend roth, erschöpft, mit einer Eile, mit einer Hast, welcher man es abmerken konnte, welch ein Ende die Versammlung genommen, und auf welch einen Erfolg man gefaßt sein durfte. Dieses Ergebniß betrübte die Ruhigern, regte die Theilnehmenden noch mehr auf, und gab den Leichtsinnigen wieder hinlänglichen Stoff zu Spöttereien.

Man schrie bald hier, bald dort: „der Friede ist fertig!“ —

„Der Friedensmacher hat vor Seligkeit ein himmelblaues Auge bekommen!“ —

„Merkt Euch's von nun an, so schauen die aus, welche die Eintracht machen!“ —

„Schönen Dank für die zu erwartende Ruhe!“ —

„Da kommt der Haselbach wieder, der Langweilige ist wie immer zu spät gekommen.“ —

„Tummelt Euch doch nicht so, Ihr Herren, Euer Mahl wird nicht auskühlen!“ —

„Da seht nur den Meister Speckesser an, den haben sie drinnen wie eine dürre Feige zerquetscht!“ —

„Und der Kramherr Michl hat sich das Maul verrenkt!“ —

„Was kostet eine Elle von Eurem Friedenszeug?“ —

„Mir auch ein Pfund!“

„Haltet die Mäuler!“ schrie der auf dem Thore reitende Junge mit gellender Stimme: „mir scheint, wir fangen jetzt wieder von vorne an!“ —

Unter Allem, was an diesem Tage gesprochen wurde, waren diese Worte die einzigen, welche am kürzesten, am einfachsten und auch am wahrsten die ganze Lage der Gegenwart, und auch der nächsten Zukunft charakterisirten. So kann man oft von den unscheinbarsten Menschen herrliche Worte hören, die sie, ohne selbst ihren Werth zu kennen, herausprudeln.

Ja, ja, jetzt fing man wieder von vorne an, man stand wieder auf demselben Flecke, auf dem man vor drei und zwanzig Jahren gestanden, nur mit dem Unterschiede, daß nun auch noch die Zwietracht der aufgewiegelten Hauptstadt zum giftigen Unthier heranwuchs, und daß damals Oesterreich ein Land war, und jetzt nur den Anblick eines zertretenen Schlachtfeldes darbot. Es war dies aber auch der dreizehnte Krieg, welchen Herzog Albrecht VI. gegen seinen Bruder, Kaiser Friedrich IV., im Lande führte!!!

— — — — — — Blaß, mit sorgenschweren Häuptern, saß auf dem Wiener Rathhause der Bür-

germeister mit den kaiserlich gesinnten Räthen versammelt, und erwogen, was zu unternehmen sei, um die Ruhe wieder herzustellen; da drang die Steintreppe herauf Waffengeklirr, Tritte näherten sich der verschlossenen Thüre; als man sie auf ungestümes Begehren nicht öffnen wollte, wurde sie aufgepocht, und der Arzt Hanns Kirchheimer, selbst Rathsherr, trat, von bewaffneten Bürgern begleitet, herein. Er war kriegerisch gerüstet, trug Helm, Harnisch und Schwert.

„Was soll das kühne Eindringen mit bewaffneter Hand in den Rathssaal?" fragte der ehrwürdige Bürgermeister mit Entrüstung.

Der Kirchheimer erwiederte mit Stolz: „Von diesem Augenblicke an seid Ihr und alle Anwesenden der Würden entsetzt, der Aemter enthoben." —

„Wer hat das Recht hierzu?" fragte der Bürgermeister mit ruhiger Würde; „außer Seiner Majestät dem Kaiser weiß ich Niemand in Wien, dem diese Gewalt zusteht."

Ohne diese Rede zu beantworten, fuhr der geharnischte Arzt fort:

„Weiter hab' ich Euch zu künden, daß Ihr von diesem Augenblicke an meine Gefangenen seid!"

Die Rathsherren erhoben sich bestürzt, Kirch-

heimer winkte mit der Hand, und sechzig bewaffnete Bürger drangen in den Saal.

„Im Namen des Rechtes rufen wir Gott zum Zeugen unserer Unschuld und dieses Verrathes an!" begann der Stadtrichter Martin Entheimer mit feierlicher Stimme.

„Ergeben wir uns ruhig in das unverdiente Geschick!" mahnte Herr Christian Prenner. „Der Himmel wird die Gerechten im Drangsale nicht verlassen, der Kaiser wird auch die Seinen nicht vergessen!"

So wurde der Bürgermeister mit mehr als zwanzig Räthen gefangen genommen; ein Theil von ihnen wurde im Rathhause, der andere im Kärnthner-Thurm eingesperrt.

Wolfgang Holzer war der erste Vertreter des Volkes in Wien!!

Sechstes Capitel.

Milde Nacht, wie biſt du ſo lieb, ſo wunderlieb anzuſchauen! — Wenn du dich näherſt, ſo däucht es mir immer, als ſäh' ich eine Fei, welche, verbannt aus dem luftigen Reich der Geiſter, auf unſere Erde, ein Aſyl ſuchend, trauernd herniederſteigt. Die dämmernde Stille, mit welcher du heranſchwebſt, die melancholiſche Trauer, welche dich umweht, ach, ſie erwecken ein wehmüthiges Ahnen in meiner Bruſt, das Ahnen einer ſchöneren, einer freudigeren Welt. O ſprich, du milde Fei, was haſt du verſchuldet in der Geiſterwelt, daß man dich zu uns herabgezwungen? Warſt du den Fröhlichen zu traurig, oder den Lichten zu finſter? Haſt du unter den Ewigen vielleicht zu irdiſch empfunden, oder haſt du dich gar gegen den Fürſten der Geiſter frevelnd vergangen? — O du arme Fei, das Letztere wäre das Schlimmſte von Allem, denn die Fürſten lohnen ſelten, und ſtrafen immer! — Sprich, was haſt du

verbrochen, daß man dich verurtheilt, ewig und unſtet von einer Hälfte unſerer Erde zur andern zu wandeln, jetzt oben, dann unten zu trauern, und ſo fort im gleichen Wechſel, ohne dem Oſten oder dem Weſten anzugehören, da und drüben nicht zu Hauſe, überall ohne Heimath, ohne Ruhepunkt! —

O du zauberiſche Fei, du biſt ſo lieb, ſo wunderlieb anzuſchauen, wenn dein Erſcheinen die Erde umdunkelt, wenn dein Hauch duftige Kühle weht, wenn dein Gruß Ruhe beſcheert, und du darfſt nicht ruhen, ſondern mußt pilgern immerfort, ohne Anfang, ohne Ende! — Doch tröſte dich, arme Verbannte! Du biſt es nicht allein, welche zur ewigen Wanderung verurtheilt iſt; ſieh hinauf gen den tiefblauen Himmel, jene Millionen Welten ziehen wie du ihre ewige Bahn; ſieh herab gen die Erde, jene Millionen Menſchen durchpilgern wie du ihren irdiſchen Lauf, und wenn ſie an deſſen Grenze gelangt, dann, ja dann erſt beginnt der ewige Gang! Tröſte dich, milde Nacht, du theilſt mit jedem Weſen nur gleiches Loos, denn im ganzen All iſt nirgends Ruhe, nirgends ein Stillſtand möglich! —

Ich befinde mich jetzt außen, im Freien; duftige Bergluft umweht meine Stirn, unten rauſcht die Donau an Nußdorf vorüber, jenſeits derſelben dehnen ſich grünnächtige Auen, links erhebt ſich das Kah-

lengebirge, rechts winkt der Stefansdom herüber, in Mitten des ungeheuren Dächergewühles gleicht er einem Maſt, emporragend aus wogender Meeresfläche. Ein einſames Gehöfte liegt vor mir, es befindet ſich am Abhange einer Höhe, baufällig, zerfallen, ſo wie damals die kleinen Hütten der Fiſcher häufig herumlagen. Nun tauchſt du herab, milde Nacht, umſpinnſt die ganze weite Gegend mit deinem Netz, und traulich ſchmiegt ſich der Wald in deine Feſſel, mit Gier blickt die lechzende Flur deinen Thränen entgegen, ſelbſt der rieſige Berg läßt ſich von deinen Schleiern umhauchen, nur der Strom, der tückiſche, rauſcht und wälzt ſich, nicht zu bändigen, hinab, er gleicht jenen Unruhigen, die über Alles maulend, mit nichts zufrieden, durch die Welt irren. Aber auch die Menſchen blicken dir mit Sehnſucht entgegen: dem ſollſt du Ruhe bringen, jener will vergeſſen ſeiner Mühen, dieſer ſieht deinem Dunkel entgegen, weil ſein Thun das Licht ſcheut, und der Andere wünſcht dich herbei, weil ihm ſtille, heimliche Freuden winken, Freuden, die der freche Tag nur entweihen würde. Darum, milde Nacht, du arme Verbannte, du ewige Wandlerin, biſt du ſo lieb, ſo wunderlieb anzuſchauen, darum wirſt du, trotz deinem Dunkel, der Erde doch immer willkommen ſein, mitſammt deinen unheimlichen Geiſtern, mitſammt

deinen düstern Ahnungen, Schauern und Geheimnissen. —

Unfern von dem erwähnten Häuschen stand in der Dunkelheit eine Gestalt, und sah aufmerksam auf ein noch erleuchtetes Fenster desselben. Alles war still, nur die Donau rauschte einförmig herüber. Nach einer Weile ruhigen Betrachtens näherte sich der Mann der Gartenumfriedigung, welche sich an die rückwärtige Seite des Gehöftes anschloß, und einen Theil der steilen Anhöhe einrahmte. Er lauschte angestrengt hinein — drinnen war Alles ruhig, kein Blatt bewegte sich. — In der Stadt verkündeten die Uhren die zehnte Nachtstunde. —

„Schon so spät?" brummte der Mann unwillig vor sich hin. „Wo mag der Schelm nur bleiben? Ich brenne vor Begierde, mich von der Wahrheit seiner Angabe zu überzeugen. Wenn sie es wirklich wäre — wenn es mir gelänge — wie rasch jagt das Blut durch die Pulse, wenn ich nur an die Möglichkeit denke — und wenn dann erst die Wirklichkeit — horch — mir däucht es, von der Stadtseite her Tritte zu vernehmen; sollte er jetzt erst nach Hause kommen? — Der Schall verliert sich links — er ist es nicht!"

Er lehnte sich ruhig an die Gartenumzäunung; nach einer Weile drang von Innen heraus ein leiser Pfiff, der Horchende fuhr freudig erregt zusammen,

und gab daſſelbe Zeichen zurück. Man hörte jetzt Männertritte den Garten heraufkommen.

„Er iſt es,“ murrte der Lauſcher vor ſich hin, „er war alſo ſchon zu Hauſe, und hat ſich nur verſpätet.“

„Ein kleines Pförtchen in der Umfriedigung des Gartens wurde von Innen geöffnet, und ein Mann trat in die Thüre.

„Biſt Du es, Simon?“ fragte der Harrende ungeduldig.

„Ja, gnädiger Herr!“ verſetzte der in der Thüre.

„Du haſt verdammt lange auf Dich warten laſſen!“

„Was hätte es auch gefruchtet, wenn ich früher gekommen wäre? Ihr hättet ebenſo im Garten harren müſſen, als Ihr es jetzt außen gethan. Die Weiber wollten mich nicht von ſich laſſen, und um nicht auffallend zu ſein, mußte ich ihren Wünſchen genügen.“

„Würde ich ſie alſo ſehen können?“

„Sobald ſie in die rückwärtige Schlafſtube kommen. Ihr ſeht, daß mein früheres Erſcheinen Euch auch nichts genützt hätte.“

„Ob es wohl daſſelbe Mädchen iſt, welches mir damals auf dem Platze ſo auffiel?“

„Der ganzen Schilderung nach, die Ihr mir

machtet, möchte ich beinahe mit Gewißheit behaupten, daß ſie es ſei. Und angenommen, gnädiger Herr, ſie iſt es, was dann?"

„Dann erhältſt Du den bedungenen Lohn."

„Und dann?"

„Dann trachteſt Du, daß ich mit ihr ſprechen kann."

„Ganz richtig; aber nur ſprechen! Habt Ihr mich verſtanden? Und was erhalte ich für dieſe Mühe?"

„Das Dreifache von dem Früheren."

„Bin's zufrieden. Ich bin nur ein Knecht des Hauſes, aber ein treuer Knecht. Tretet in den Garten!"

Der Andere vollzog die Weiſung, Simon ſchloß das Pförtchen. Ein Gedanke ſchien ſich jetzt plötzlich in der Seele des Unbekannten zu beleben. Wenn der Burſche, den er bisher nicht näher kannte, ihm ſeine Dienſte nur angeboten hätte, um ihn hierher zu locken, in dieſes abgelegene Gehöfte, und ihn vielleicht —? Er blieb entſchloſſen ſtehen, faßte Simons Hand krampfhaft mit der Linken, und riß mit der Rechten einen Dolch unter dem Gewande heraus. „Schelm!" rief er mit drohender Stimme, „wenn Du mich belogen hätteſt, um mich in dies Verſteck zu locken und zu ermorden?"

Simon ſah ihn ruhig an und erwiederte:

„Iſt Euch der Teufel oder ſonſt ein böſer Geiſt in den Leib gefahren? Was ficht Euch ſo plötzlich an? Wild mag ich vielleicht ausſehen, aber muß ich deswegen ein Mörder ſein? Bei meiner Seele! wenn man den Menſchen nach ſeinem Aeußeren beurtheilen wollte, wie weit würde man da irre gehen; ſelbſt Ihr, von Einem, der Euch nicht kennt, auf dieſe Weiſe abgeſchätzt, würdet ſehr im Nachtheil ſein.“

„Ich trau' Dir nicht, Schelm!“

„Thut mir leid; kommt, ich will Euch wieder den Eingang öffnen!“

Der Unbekannte ſchien ſich zu beſinnen; Simon fuhr fort:

„Aber ſagt mir doch, wie ſeid Ihr plötzlich auf dieſen unſeligen Einfall gekommen? Ihr müßt ſchon ſehr oft und viel mit Spitzbuben zu thun gehabt haben, weil Ihr gar ſo mißtrauiſch ſeid. Doch damit Ihr nicht etwa glaubt, daß mich die Furcht vor Eurem Stahl ſo reden heißt, ſo ſeht — er zog langſam einen Dolch hervor — daß ich auch ſo etwas habe, was in manchen entſcheidenden Augenblicken gute Dienſte zu leiſten pflegt. O, ich bin nur ein Knecht des Hauſes, aber ein treuer Knecht!“

„Siehſt Du, Schelm! daß ich mich nicht in Dir geirrt habe!“ rief der Fremde, „Du trägſt einen Dolch!“

„Ihr tragt auch einen!“

„Ich bin auf einem nächtlichen Gange begriffen, Du aber biſt zu Hauſe!“

„Ihr ſeht es aber ſelbſt, daß man oft auch zu Hauſe ſo etwas brauchen kann; ich bin nur ein Knecht im Hauſe, aber ein treuer Knecht.“

Einige Augenblicke ſtanden ſich die beiden Männer drohend gegenüber, Einer ſchien in der Seele des Andern leſen zu wollen; der Fremde rang nach einem Entſchluſſe, da rief Simon:

„Seht, ſeht, das Fenſter der Schlafſtube wird erleuchtet!“

Dies gab den Ausſchlag; der Andere ſteckte ſeinen Dolch ein. Simon folgte dem Beiſpiele, und ſprach, gleichſam gekränkt durch das Benehmen des Fremden:

„Nun, gnädiger Herr! ſeht Ihr endlich ein, daß ich nur ein Knecht des Hauſes bin, aber jedenfalls ein treuer Knecht?!“

Der Andere murrte unwillig vor ſich hin:

„Geh' voraus, ich folge Dir!“

Beide nahmen nun ihren Weg gegen das Gehöfte zu. Eine dunkle Weinlaube führte gerade zum erleuchteten Fenſter der Schlafſtube, Alles war ſtill, man hörte den Widerhall der Tritte.

„Tretet etwas leiſer auf!“ rieth Simon mit

lispelnder Stimme. Der Fremde befolgte die Weisung. Jetzt langten sie vor dem froschmaulähnlichen Fenster an. Ringsherum krochen Schlingpflanzen, auch eine Rebe umwucherte den obern Theil des verfallenen Gemäuers. Mit klopfendem Herzen näherte sich der Mann, aber ein weißer Vorhang verhinderte die freie Durchsicht.

„Verdammt!“ murmelte er Simon zu, „da kann man ja gar nichts ausnehmen!“

„Hier,“ erwiederte der Andere, „ist die Decke etwas verschoben, bückt Euch doch ein wenig, und Ihr werdet gerade jenen Theil der Stube sehen, wo sich der Tisch und ihr Lager befindet. O, ich weiß Alles, ich bin zwar nur ein Knecht im Hause, aber ein treuer Knecht!“

Der Fremde befolgte den Rath, sein Blick fiel in das Innere der Stube, ein leises Beben durchzuckte seine Glieder.

„Bei meiner Seele! sie ist es!“ murmelte er in sich hinein, „schön, wie ich noch Keine gesehen!“ —

Er blieb in dieser beobachtenden Stellung. —

Was sah er?

— — — — — Eine halbe Stunde früher befanden sich in der Vorderstube jenes Gehöftes eine Frau und ein Mädchen. Das letztere war etwa

ſechzehn Jahre alt, ſchlank, mit wunderlieblichen Formen, erſt in anmuthiger Jungfräulichkeit ſich entfaltend, aber deshalb doch reizend, einnehmend, bezaubernd. Ein brauner Lockenkopf, ein ovales Geſicht, von Lilien und Roſenroth überhaucht, zwei große, dunkle Augen, voll jugendlicher Freundlichkeit und kecker Zuverſicht in die Welt blickend, um die friſchen Lippen ein ewig heiteres, ſchelmiſches Lächeln, hinter denſelben zwei Reihen Zähne, wie aus weißem Marmor gezirkelt, und über die ganze Geſtalt jene Fluth unnachahmlicher, keuſcher, unſchuldiger Geberden ausgegoſſen, ohne alle Berechnung, ohne Ziererei, ganz natürlich, und dabei doch ſo hinreißend, ſo elektriſch wirkend, daß ſelbſt beim eiſigſten Blute nach der Ueberraſchung des erſten Anblicks ein augenblickliches Wohlgefallen eintreten mußte. Mit welcher Gewalt konnte ſich erſt dieſe Wirkung bei einem heißblüttigen, begehrlichen Manne geltend machen, bei einem Manne, der von jeher gewohnt war, jede ſeiner Begierden, jeden ſeiner Wünſche, wenn es nur irgend im Bereiche der Möglichkeit lag, augenblicklich zu befriedigen! — Die ältere Frau, welche ſich mit dieſem Mädchen in der Vorderſtube befand, war eine kleine, blaſſe, abgezehrte Geſtalt; man hätte ihr Alter im erſten Augenblicke auf ſechzig Jahre geſchätzt, allein ihre gerade Haltung, ihr rabenſchwarzes Haar,

besonders aber ihre helltönende, starke Stimme, widersprachen dem, und zwar mit Recht, denn sie war um zwanzig Jahre jünger, und mußte daher nur im Sturme des Lebens so gewaltig gelitten haben. Von ihren sonstigen Zügen konnte man wenig wahrnehmen, denn über die Augen trug sie eine breite, schwarze Binde, weil sie blind war, und aus demselben Grunde hatte sie auch zu jeder Zeit einen Stock bei sich, um sich mit demselben durch die schon langjährig gewohnten Räume zu tappen. — —

Simon hatte eben die Vorderstube verlassen, da fragte die Blinde: „Wer ist hinausgegangen?"

„Der Bruder, Mutter Katharina!" antwortete das Mädchen, welches Johanna hieß.

Die Frau murmelte einige unverständliche Worte vor sich hin, dann begann sie wieder laut:

„Ich glaube, die zehnte Stunde wird nahe sein!"

„Wenn sie nur nicht schon vorüber ist," meinte Johanna.

„Glaubst Du?"

„Simon ist heute später als sonst nach Hause gekommen."

„Ob der Andere wohl schon angelangt?" murmelte die Blinde leise vor sich hin, dann setzte sie laut hinzu: „Komm, Johanna! Wir werden zu Bette gehen."

Das Mädchen ergriff die brennende Lampe, hing ſich in den linken Arm Katharina's, und leitete ſie vorſichtig in die rückwärtige Stube, welche von der vorderen nur durch eine kleine Küche getrennt war.

„Ehe ich in mein inneres Kämmerlein gehe," nahm die Blinde das Wort, „will ich noch ein wenig mit Dir plaudern, liebes Kind; biſt Du es zufrieden?"

„Wie könnt Ihr nur fragen, lieb' Mütterchen! Kommt, ſetzt Euch in den Lehnſtuhl bei meinem Lager!"

„Nein, nein, ich gehe lieber zur Polſterbank in die Ecke, ich finde es dort viel bequemer!"

Sie tappte ſich mit ihrem Stocke hin und ließ ſich nieder.

Die Stube, in welcher dieſe Scene vorging, war einfach, aber nicht ohne gewiſſe, den Wohlſtand verrathende Kennzeichen ausgeſtattet. Ein bequemes Lager, mit einem gepolſterten Armſeſſel zur Seite, ſtand rechts von dem einzigen Fenſter; links deſſelben befand ſich in der tiefen Ecke eine ſchwellende Polſterbank, welche daher von außen in keiner Richtung wahrgenommen werden konnte; an der dem Fenſter gegenüber liegenden Wand ſtand ein mit Windungen und Schnörkeln verzierter, ſchwerfälliger Eichentiſch, über welchem ein Glasſpiegel hing; ein Einrichtungs-

ſtück, welches damals eben ſo ſelten als koſtſpielig war. Der Boden der Stube war mit Teppichen belegt, links von dem Eingange aus der Küche befand ſich eine Feuerſtelle für die ſtrengere Jahreszeit, gegenüber derſelben war eine niedere Thüre, welche in die Schlafkammer der Hausfrau führte. Aus dieſer ging auch ein Fenſter in den Garten. — Als ſich die Blinde auf die Polſterbank niedergelaſſen hatte, fragte ſie: „Iſt das Fenſter verhängt?“

„Ja, Mütterchen!“ verſetzte Johanna.

„Nun, liebe Johanna, zünde die beiden Wachskerzen vor dem Spiegel an und löſche die Oellampe aus!“ — —

Das Mädchen vollzog den Befehl, die Stube wurde hell erleuchtet, und dies war der Augenblick, wo Simon, mit dem Fremden an der Gartenthüre ſtehend, zu dieſem geſagt hatte: „Seht, ſeht, das Fenſter der Schlafſtube wird erleuchtet!“

Während Johanna mit dem Vollzuge obiger Ordnung beſchäftigt war, murmelte die Blinde leiſe:

„Der Vorhang iſt herabgelaſſen, Simon wird doch ſo klug geweſen ſein, ſich früher zu überzeugen, daß die freie Durchſicht nicht gehindert ſei!“

Nach einigen Augenblicken fragte ſie: „Biſt Du fertig, Johanna?“

„Ja, Mutter Katharina!“

„Was haſt Du für ein Mieder auf dem Leibe?“

„Das braune mit den ſchwarzen Bändern.“

„Braun kann Dich unmöglich gut kleiden, es iſt zu todt für Dich, Du mußt helle Farben tragen, liebes Kind! Als ich noch in Deinem Alter war — ein tiefer Seufzer begleitete dieſe Worte — trug ich immer gern roth und blau; ſeitdem ich das Augenlicht verloren, iſt es freilich mit den Farben aus, nun iſt Alles gleich, Alles grau, Alles ſchwarz!“ —

Sie verſank in ein düſteres Schweigen, dann murmelte ſie eine Weile leiſe vor ſich hin; Johanna verſtand von dem Selbſtgeſpräch nichts als die letzten Worte: „Nun iſt's immer Nacht, Nacht von außen, Nacht im Innern!“ — Die Blinde ermannte ſich, nahm ihren Leitſtock, deutete mit demſelben auf den Eichentiſch, und ſprach: „Geh', Johanna, öffne dort die Schublade.“

Das Mädchen hatte dies kaum gethan, als es mit dem Ausrufe freudigen Erſtaunens zurückfuhr.

„Nun?“ fragte die Frau lächelnd, „was ſoll dieſe Verwunderung?“

„Ach!“ rief Johanna, „welch' ein herrlich blaues Mieder! Seide, pure Seide, und die prächtigen weißen Bänder, und die ſchön geſtickten Blumen, und dies Alles — —“

„Gehört Dir!“ unterbrach ſie die Blinde.

Das Mädchen sprang jubelnd zur Polsterbank, knieete vor Katharina nieder, ergriff ihre Hände, und überschüttete sie mit Küssen. Die Blinde streichelte ihr wohlgefällig das seidenglatte Haar, das wunderliebliche Antlitz, und sprach:

„Wenn ich Dich nur sehen könnte, nur einen Augenblick lang, um mir dann für immer Dein Bild im Geiste vormalen zu können. Willst Du mir nun eine Freude machen, liebe Johanna?"

„Tausend für eine, liebe Mutter! Sprecht, redet, was soll ich thun?"

„Ziehe noch jetzt das Leibchen an, schmücke Dich mit den Bändern und Blumen, und sieh, wie Dich dies Alles kleiden wird."

„Ach, recht gerne, vom Herzen gerne, liebes Mütterchen! Aber Ihr werdet mich doch nicht sehen können!" sprach Johanna traurig.

„Thut nichts, liebes Kind! Ich werde mich mit der geistigen Vorstellung begnügen, und wenn diese auch der Wahrheit nicht nahe kömmt."

„Ihr wollt es," rief Johanna aufgemuntert, „und ich thue gern nach Eurem Wunsche."

Sie eilte zum Tisch, zog die niedlichen Kleinigkeiten heraus, betrachtete sie mit Wohlgefallen, und begann sich dann zu entkleiden.

In diesem Augenblicke langte außen Simon mit

dem Fremden vor dem Fenster an, und letzterer, da er durch den etwas verschobenen Vorhang eine bequeme Durchsicht hatte, murmelte die Worte: „Schön, wie ich noch Keine gesehen!“

Johanna nestelte ihr braunes Mieder los, der jungfräuliche Busen wallte frei und ohne Fessel, Hals und Brust, wie von Milch übergossen, wurden sichtbar, sie band den dunkeln Rock ab, er sank, und ein blühendes Untergewand deckte den zarten, reizenden Leib, dessen schöne Wölbungen jetzt erst recht sichtbar wurden; nun knüpfte sie das Band aus den Haaren; diese, der Fessel ledig, wanden sich offen über Nacken und Schulter, wie ein ringelnder Wald über eine frischgefallene Schneefläche; so stand sie einen Augenblick da, mit anmuthiger Schüchternheit um sich blickend, fast zu scheu vor den Wänden, um ihnen diesen bezaubernden Anblick zu gönnen.

„Bist Du schon fertig, Johanna?“

„Bewahre der Himmel, liebes Mütterchen! Ich habe ja kaum das alte Gewand abgethan.“

„Komm her, meine Tochter, laß Dich umarmen!“ —

Das Mädchen eilte zu ihr, die Blinde drückte sie an sich, fuhr ihr streichelnd über Haar, Schulter und Brust; Johanna schmiegte sich an sie und lispelte:

„Ach, wie seid Ihr so gut; so herzensgut, als ob ich Euer eigen Kind wäre!“

Katharina, wie von unangenehmen Erinnerungen angeregt, drängte sie sanft von sich und sprach:

„Nun geh', Johanna! Kleide Dich wieder an, und nimm das blaue Mieder!“ —

Als das Mädchen zum Tisch eilte, murmelte die Blinde: „Ob denn Simon auch schon außen am Fenster ist?“

Der Fremde an Simons Seite verzehrte mit glühenden Blicken die ganze Scene, sein Auge trat stier aus den Höhlen, seine Hand, mit welcher er sich an eine Weinranke stützte, begann zu zittern, seine Kniee wankten, Schweißperlen traten ihm auf die Stirn. Als Johanna drinnen, auf Verlangen der Blinden, zu ihr geeilt war, konnte er sie nicht mehr sehen, denn die Polsterbank stand, wie erwähnt, tief in der Ecke.

„Verwünscht!“ lispelte er leise zu Simon. „Ich kann nichts mehr wahrnehmen, sie wird doch wieder zum Vorschein kommen?“

„Ganz gewiß; sie muß ja die Kerzen auslöschen, wenn sie zur Ruhe geht!“

Johanna kam hervor, trat vor den Spiegel, begann das üppige Haar wieder zu ordnen, unterband die reichen Locken mit einer blauen Seidenschleife, ordnete die künstlichen Blumen zum Kranze, und schlang diesen ums Haupt. Neckisch guckte sie dabei in den

Spiegel, zerrte bald rechts, bald links, bis der Putz nach ihrem Sinne saß, und als ihr dies endlich gelungen war, lispelte sie selbstzufrieden: „So, jetzt ist's recht!"

„Was ist recht?" fragte Katharina, welche den Abgang des Gesichtes durch ein angestrengtes Lauschen zum Theil wenigstens zu ersetzen suchte.

„Ich bin so eben mit dem Kopfputze zu Stande gekommen!"

„O, komm' her, liebe Johanna! Laß mich es mindestens betasten, da ich Dich nicht sehen kann."

Das Mädchen eilte zu ihr.

„Verdammt!" murmelte der Fremde abermals zu Simon. „Sie ist schon wieder verschwunden; was mag sie nur in der Ecke zu suchen haben?"

„Ich weiß es wahrhaftig nicht; ich bin nur ein Knecht des Hauses, und zwar ein treuer Knecht, aber in die Frauenstuben komm' ich selten."

Johanna stand wieder am Tisch, warf rasch ihren rothen Sonntagsrock um, band ihn fest, dann ergriff sie das neue Mieder, und ehe einige Minuten verflossen, war sie völlig angekleidet.

„O, lieb Mütterchen! Wenn Ihr mich nur sehen könntet! Wie trefflich mir dies Alles steht, wie angegossen! Das Mieder liegt knapp an, schmiegt sich recht in die Hüften hinein, und hebt sich oben wie-

der heraus; die weißen Bänder drauf ſtechen zwar etwas ſtark ab, aber Ihr habt wirklich Recht, die grellen Farben kleiden mich beſſer als die dunkeln; — und dann die Schleife, der Kranz" — dabei wand ſie immer den ſchlanken, ſchmiegſamen Leib, um jeden erwähnten Theil auch gehörig im Spiegel beſehen zu können — „wie mich der neckiſch kleidet! Ach, wenn ich nächſten Sonntag zur Kirche gehe, wie ſchön werde ich da ſein, wie werden ſie mich Alle begaffen und beſchauen! Aber halt, Mütterchen! Bald hätt' ich die erſte Pflicht vergeſſen; ſeht, die Freude hat mich faſt verwirrt gemacht; ich Undankbare! Wie konnte ich mir nur ſo Etwas zu Schulden kommen laſſen!"

Sie eilte zur Blinden.

„Verdammt! Höll' und Teufel!" zürnte der Fremde draußen. „Was hat ſie nur immer in der Ecke zu thun? Iſt ſie vielleicht nicht allein in der Stube?"

„Was fällt Euch bei!" entgegnete Simon. „Wer ſoll denn noch da ſein? Die Alte iſt ſchon zu Bette, ſonſt dürfte das eitle Ding ſich nicht bis Mitternacht vor den Spiegel ſtellen, und in den Sonntagsſtaat werfen, um ſich ſelbſt zu begaffen."

Johanna war vor der Blinden niedergekniet, und ſprach mit kindlicher Rührung:

„Ich danke Euch recht innig, liebes Mütterchen! für die ſchöne Gabe; ich danke Euch ſchon ſo Vieles während der Zeit, als Ihr mich und meinen Bruder ins Haus genommen, und Ihr fügt von Tag zu Tag noch neue Wohlthaten zu den alten; meine Schuld wird immer größer, und ich weiß jetzt ſchon nicht mehr, was ich thun ſoll, um meine Dankbarkeit würdig zu bezeugen.“

„Bleibe ſo, wie Du jetzt biſt, Johanna! Bleibe gut, fromm und tugendhaft, daß ich arme Blinde mich Dir ganz anvertrauen kann, und Du wirſt mir mehr Dank erwieſen haben, als Du mir in der That ſchuldeſt. Jetzt geh', zünde die Oellampe an, löſche die Kerzen aus, geh' in mein Kämmerchen mit der Lampe, und bereite mir das Lager.“

Johanna that, wie ihr befohlen; dadurch wurde es in der Stube dunkel, und die Blinde konnte, von außen unbemerkt, in ihre Schlafkammer gelangen.

„Wo führt dieſe Thüre hin?“ fragte der Fremde leiſe, als Johanna ſich mit der Lampe in das innere Stübchen verfügt hatte.

„In die Schlafkammer der Alten,“ verſetzte Simon. „Die Blinde iſt wahrſcheinlich aufgewacht, und hat das Mädchen zu ſich beſchieden.“

Die Glocken verkündeten eben die Mitternachtsſtunde.

„Kommt, gnädiger Herr!“ fuhr Simon drängend fort. „Für heute dürftet Ihr sie schwerlich mehr zu Gesichte bekommen; denn nun kommt sie von der Alten so leicht nimmer fort; die arme Kleine klagt oft genug, daß sie die schlaflosen Nächte der Blinden durch Plaudereien kürzen muß.“

Der Fremde erhob sich, und Beide traten den Weg zum rückwärtigen Pförtchen an. Als sie dort angelangt waren, sprach der Fremde zu Simon:

„Von nun an will ich Dir vollkommen Zutrauen schenken; hier nimm Deinen Lohn; ich habe Dir für die erste Zusammenkunft, welche Du mit Johanna zu Wege bringst, das Dreifache dieses Betrages versprochen, nun aber sage ich Dir, daß Du das Zehnfache erhältst. Wie lange kann es noch bis dahin währen?“

„Das kann ich Euch wahrhaftig nicht mit Bestimmtheit angeben, denn die Alte darf nichts davon wissen; wir müssen daher die Gelegenheit benutzen, wenn sie außer Hause ist. Seid Ihr einmal mit Johanna einig, so wird die Blinde schon leichter zu hintergehen sein. Es dürften daher Tage, vielleicht auch Wochen —“

„Nein, nein, das ist für meine Ungeduld viel zu lange.“ —

„Was wollt Ihr aber thun, wenn Ihr sie gar

nicht mehr ſehen könntet? Beſſer einſt, als nie!"

Der Fremde fügte ſich in die harte Bedingung.

„Noch Eines," fuhr Simon fort; „wenn Ihr vielleicht, von Ungeduld oder ſonſtigen Gründen verleitet, in dieſer Angelegenheit ohne mein Wiſſen einen Schritt wagen ſolltet, ſo wißt, daß Johanna die Erſte ſein wird, welche es mir vertraut, und daß ich dann ungeſäumt die Alte davon in Kenntniß ſetze."

„Und wenn ich aber dann," erwiederte der Fremde, „die Blinde auch von Deiner Schurkerei in Kenntniß ſetze?"

„So wird ſie es nicht glauben," erwiederte Simon, „denn ich bin nur ein Knecht im Hauſe, aber ein treuer Knecht! Gott befohlen!"

Sie ſchieden. Indeſſen war es im Innern des Gehöftes ganz finſter geworden. Johanna lag ſchon tief in den Armen des Schlafes, die Blinde aber war noch nicht zur Ruhe, ſie lehnte am offenen Fenſter und ſog die kühle Luft, welche aus dem Garten hereinſtrömte, mit vollen Zügen ein. Manchmal kehrte ſie das Antlitz gegen oben, als ob ſie zu dem geſtirnten Himmel aufſchauen wollte; aber ach! Die Zeit, wo dieſe Augen die Erde und ihre Seligkeiten, den Himmel und ſeine Wonnen ſehen konnten, dieſe Zeit iſt ſchon lange verfloſſen; und doch ſchaut ſie

gegen oben, wenn auch nicht mit dem körperlichen, so mit dem geistigen Auge; ihr Blick ist gewiß inniger, tiefer, heiliger, als der eines Sehenden; sie schaut nach oben, und versinkt in ein stilles Gebet.

Die Tritte des zurückkehrenden Simon klangen dumpf herab, die Blinde lauschte, sie kamen immer näher.

„Bist Du es, Simon?"

„Ja, Frau Katharina."

„Ist er schon fort?"

„Ja. Hab' ich meine Sache gut gemacht?"

„Recht gut, Simon! Ich bin mit Dir zufrieden! Wahre nun Deine Zunge, damit Johanna nichts ahnt."

„O, ich kann schon schweigen; ich bin zwar nur ein Knecht im Hause," setzte er tückisch hinzu, „aber ein treuer Knecht!"

Er umging das Gehöfte, um zur Thüre zu gelangen; die Blinde schloß Laden und Fenster, trat in die Mitte der Stube, streckte beide Hände gen die Decke, und rief mit flehender Stimme: „Heiliger Gott! Du weißt, was ich geduldet, was ich gelitten, Du hast ein freudenloses Dasein über mich verhängt, ich habe getragen und nicht gemurrt, aber dies Eine mußt Du mir gelingen lassen, es soll der Ersatz für mein ganzes Leben sein!"

Sie ging zur Ruhe.

O du milde Nacht, wie biſt du ſo lieb, ſo wunderlieb anzuſchauen; du arme Verbannte, du ewige Wandlerin, trotz deinem Dunkel, trotz deinen Geheimniſſen, biſt du doch immer Jedem willkommen, mitſammt deinen Schauern und düſteren Ahnungen ſehen ſie dir doch freudig entgegen. Ach, ich ſcheide für heute noch nicht von dir, denn ich habe noch Manches zu künden, wovon du Zeuge geweſen, ich habe noch Manches zu ſchildern, wozu Deine Sterne geleuchtet; o dieſe kleinen, winzigen Lichtlein, wenn ſie ſprechen könnten, was wüßten ſie nicht Alles zu erzählen! — — — — —

Noch eine Scene in derſelben Nacht!!

Als es zu dunkeln begann, verließ Heinrich Blumtaler das gaſtliche Haus, wo er einſtweilen einen Schutzort gegen die allenfallſigen Nachſtellungen Holzers gefunden hatte. Des Tages wagte es der junge Mann nicht, das Haus zu verlaſſen, denn obwohl er überzeugt ſchien, daß ſein Leben im Falle der Entdeckung nicht gefährdet ſei, ſo war ihm doch ſeine Freiheit zu lieb, um ihr nicht dieſes Opfer zu bringen; und beſonders jetzt, wo ſein Herz von ſo ſtürmiſch glühenden Gefühlen bewegt war; jetzt, in dem Augenblicke, wo die Liebe frei und kühn in der Bruſt eingezogen war, jetzt der Freiheit entbehren zu müſſen, es wäre ſchrecklich geweſen!

In der Zeit der ersten Liebe giebt es keinen Abschnitt, der nicht mit seinen eigenen Freuden und Leiden ausgestattet wäre. Von dem Augenblicke des ersten Treffens, bis zum ersten schüchternen Händedruck, von da bis zum zarten Geständniß, vom Geständniß bis zum ersten süßen Kuß, und endlich vom Kuß bis zum höchsten, heiligsten Augenblick der Weihe, o du mein Himmel, welch einen Reichthum von Freuden und Leiden birgt eine jede dieser Epochen! Die Quelle, der sie entspringen, ist zwar immer die nämliche, die schönste, die erhabenste, die heiligste der Leidenschaften, aber wie mannigfach, wie verschieden sind sie selbst! —

Heinrich hatte Amelei vor dem Vorfalle mit Holzer mehrere Male schon gesehen und gesprochen; er liebte die Jungfrau bereits mit ganzer Seele, ehe er nur noch die geringste Hoffnung einer Gegenliebe fassen durfte; eine unbekannte Stimme, eine Ahnung flüsterte ihm zwar zu, daß sein Fühlen nicht unerwiedert bleiben würde, allein konnte er sich nicht trügen? Sie hatte ihm ja auch noch nicht das leiseste Zeichen ihres Wohlwollens gegeben! Heinrich befand sich noch immer in der ersten Epoche seiner Liebe; und wie viele süße Stunden hatte sie ihm nicht schon gewährt! Dieses Hoffen, Bangen, Träumen, und selbst die wonnige Pein der Ungewißheit, wer

weiß nicht davon zu erzählen, wer denkt nicht mit thränendem Lächeln an diese Tage zurück, wer hat sie nicht schon selbst erlebt, diese ersten Stunden der ersten Liebe? O es ist schon eine alte Geschichte, und doch bleibt sie ewig neu! —

Den Tag hindurch lebte Heinrich auf seinem Stübchen ein Gedankenleben; Pläne, Hoffnungen, Träumereien beschäftigten ihn, er baute Schlösser in der Luft, und schwelgte, dieser Erde entrückt, in Entzücken. Erst am Abend, wenn er das Haus verließ, gehörte er wieder diesem Leben an, aber nur um aus dem Brunnen der Wirklichkeit so viel zu schöpfen, damit seine Gedanken neuen Stoff, frische Nahrung erhielten, und sein Phantasieleben sich noch bunter und reicher gestalten konnte. So wanderte er auch heute, in einen Mantel gehüllt, durch die Straßen Wiens, deren Leben mit dem herangebrochenen Dunkel fast ganz aufgehört hatte, weil die Sicherheit in der stark bewegten Stadt, wie bereits mehrere Ergebnisse zeigten, nicht ungefährdet blieb.

Eine Stunde beinahe war er zwecklos herumgeirrt, als er endlich, dem inneren Drängen nachgebend, auf den Graben einbog. Seitdem er so zurückgezogen zu leben gezwungen war, hatte er Amelei nicht gesehen; es zog ihn daher mit unwiderstehlicher Gewalt in ihre Nähe, es drängte ihn, mit ihr

zu sprechen und ihr die Ursache dieser plötzlichen Zurückgezogenheit zu erklären. Zu seinem größten Staunen fand er die Fenster der Frauengemächer in dem bekannten Hause noch erleuchtet; mochten die Frauen vielleicht noch in traulicher Zwiesprache beisammen sitzen? — „Ach," seufzte er, „wer da oben bei ihnen sein könnte, mit ihnen sprechen, in ihrer Nähe athmen; o, wie lange schon mußte ich ihren Anblick entbehren!".

Traurig ging er auf den Kohlmarkt, und wollte hier an dem Eckhause vorüber, gen den Hof zu; da vernahm er innerhalb der geschlossenen Thüre jenes Hauses ein Geräusch, er blieb stehen, die Thüre öffnete sich, und ein verhüllter Mann trat rasch heraus, schloß hinter sich wieder zu, und eilte davon. Dies Alles geschah mit einer Hast, die dem Jüngling auffiel; er hatte den Mann nicht erkannt; wer mochte er sein, und wohin eilte er noch um diese Zeit? Heinrich wollte sich wieder beruhigen; es konnte ja auch ein Diener des Hauses sein, der heimlich seinem Mädchen zu Liebe ging: „Wenn es aber doch — wenn ich nur die Frauen davon in Kenntniß setzen könnte," dachte er; „aber wie ins Haus gelangen? Der Vorwand wär' triftig genug, um mein außergewöhnliches Erscheinen zu entschuldigen, wenn —" ein Gedanke durchfuhr sein Inneres, „wenn der

Mann in der Eile vielleicht die Thüre ſchlecht verſchloſſen, oder vielleicht gar den Schlüſſel ſtecken gelaſſen hätte?" —

Der Menſch denkt ſich oft die außergewöhnlichſten Fälle als wahrſcheinlich, wenn es darauf ankömmt, ſeine Hoffnungen und Wünſche zu erfüllen. Heinrich eilte alſo raſch auf die Thüre zu, der Schlüſſel war abgezogen, er drückte an die Klinke, und die Thüre — ging auf! Ein Zufall bewahrheitete die unwahrſcheinlichſte Vermuthung. Mit hochklopfendem Herzen, ohne auch nur einen Augenblick zu überlegen, trat Heinrich ins Haus, drückte die Thüre ins Schloß, ſchob innen den Riegel vor, und eilte die Treppe hinauf.

Wie es Heinrich vermuthet hatte, ſaßen Juliane und Amelei wirklich beiſammen; wenn ſchon das unerwartete und unſchickliche Erſcheinen des jungen Mannes geeignet war, den Damen Schrecken zu verurſachen, ſo mußte dieſer durch die Haſt, mit welcher er eintrat, nur noch vermehrt werden. Heinrich eilte auf die Freifrau zu, ergriff die Hand der Staunenden, und drückte ſie an ſeine Lippen.

„Edle Frau!" bat er, „vergebt die Kühnheit, in der Nacht in Euer Haus und Gemach zu dringen. Aber ein wichtiger Vorfall, gerechte Beſorgniß um Eure Sicherheit hieß mich alle anderen Rückſichten

außer Acht ſetzen, und möge mein Erſcheinen entſchuldigen."

Amelei, als ſie Heinrich Blumtaler erkannt hatte, wurde leichenblaß; ſie mußte, um ſich auf dem Sitze behaupten zu können, die Lehne deſſelben faſſen, ihr Buſen wallte, ihr Blick hing furchtſam an dem Geliebten, ein ſchwaches Beben erſchütterte ihre Glieder.

Nicht ſo Juliane. Ihr Blick verdüſterte ſich; wer hätte es vermuthen ſollen, daß ſo wunderſchöne Augen auch zürnen können? Ihre Miene kündete Unwillen, Entrüſtung. Sie entzog dem Jünglinge kalt ihre Hand und ſprach mit eiſiger Strenge:

„Möge der Vorfall noch ſo wichtig ſein, Eure Beſorgniß um uns verdient zwar Dank, aber ſo hättet Ihr nicht kommen ſollen!"

„Ihr zürnt mir, edle Frau," bat der junge Mann, welchem in dieſem Augenblicke das Unſchickliche ſeines Beſuches erſt im wahren Lichte erſchien.

Amelei warf einen bittenden Blick auf die Freifrau, und dieſe ſprach: „Nun, ſagt uns die Urſache, welche Euch zu dieſem ſpäten Beſuche bewog?"

Heinrich erzählte. Juliane hörte ihn dem Anſcheine nach ruhig an, aber in ihrem Innern wogte es unruhig, ihr Herz klopfte heftiger, ſie hatte Mühe ſich zu bezwingen, um ihr Aeußeres nicht zum Verräther ihrer Gefühle werden zu laſſen. Als der Er-

zähler schwieg, sann sie einige Augenblicke nach, dann fragte sie:

„Und habt Ihr den verhüllten Mann nicht erkannt?“

Blumtaler verneinte.

„Habt Ihr auch keine Muthmaßung, wem er etwa der Gestalt nach gleichen könnte?“ —

Ein leises Schwanken der Stimme verrieth bei dieser Frage die innere Bewegung.

Heinrich verneinte wieder.

„Dem Himmel sei es gedankt!“ sprach die Freifrau leise in ihrem Innern, „meine Schande ist noch nicht entdeckt!“ Dann fügte sie laut hinzu: „Ich will heute die Ruhe des Hauses und meines schlafenden Gatten nicht mehr stören; morgen jedoch werde ich bei den Dienern mit Strenge der Wahrheit nachforschen. Somit könnt Ihr, Herr Blumtaler, über unsere Sicherheit ganz ohne Sorgniß sein.“

Heinrich erröthete, denn diese Worte galten ihm als eine ziemlich deutlich ausgesprochene Weisung, sich zu entfernen. Er gerieth in Verlegenheit, Juliane schien es nicht zu bemerken. Amelei schlug den Blick zu Boden.

Wir müssen hier noch erwähnen, daß den Damen das plötzliche Unterbleiben von Heinrichs Besuchen wirklich schon aufgefallen war, und daß Ame-

lei ihre Unruhe darüber bereits gegen ihre Freundin geäußert hatte. Aus dem Umstande, daß Blumtaler die Abendstunde zum Besuche wählte, konnte die Freifrau nun leicht entnehmen, daß etwas vorgefallen sein müßte, was sein Ausgehen am Tage unmöglich mache, die Ursache hiervon zu erfahren, war ihr daher erwünscht; sie muthmaßte auch nicht unrichtig, daß dies der eigentliche Beweggrund von Heinrichs Erscheinen sei, und der Vorfall am Thore ihm nur zum Vorwand gedient habe; wenn sie daher dem Aeußeren nach strenge gegen ihn verfuhr, so fühlte sie doch im Innern schon viel milder, konnte aber nicht umhin, den jungen Mann, als Strafe für seine Schuld, der Verlegenheit preiszugeben.

Heinrich war einige Augenblicke stumm und wie eingewurzelt stehen geblieben; er hatte schon in Gedanken den Entschluß gefaßt, sich wieder zu entfernen, als er von der Freifrau angeredet wurde:

„Ich sollte Euch zürnen, Herr Blumtaler," begann sie, „heute hättet Ihr es mit vollkommenem Rechte verdient; aber wir Frauen sind so schwach, erwiesene Dienste nicht leicht zu vergessen, und dafür manche Unbill zu vergeben, was zwar von Milde zeugt, dagegen die Gerechtigkeit beeinträchtiget. Ihr seid meiner einzigen Freundin rettend beigestanden, und habt uns zu Dank verpflichtet, darum gewährten

wir Euch den Eintritt in unſer Haus. Anfangs ſchien Euch dieſe Gunſt genehm zu ſein, aber ſeit mehreren Tagen waret Ihr verſchwunden, und man hörte nichts von Euch und ſah Euch nicht. Haſt Du das nicht auch bemerkt, liebe Freundin?" wandte ſie ſich zu Amelei.

Die Jungfrau erröthete und wurde verlegen, denn ſie war es ja eigentlich, welche Julianen darauf aufmerkſam gemacht hatte, doch faßte ſie ſich bald, und konnte ſich nicht enthalten, die kleine Neckerei der Freundin auf dieſelbe Weiſe zu erwiedern, indem ſie ſprach: „Freilich wohl mußte ich darauf aufmerkſam werden, da Du das Geſpräch einige Mal auf den Gegenſtand hinleiteteſt."

Juliane konnte ſich eines Lächelns nicht enthalten und rief: „Ei ſeht, Jungfrau Amelei, welch eine Aeußerung — doch," wandte ſie ſich raſch zu Blumtaler, „wollt Ihr uns die Urſache dieſer plötzlichen Vernachläſſigung mittheilen?"

„Vernachläſſigung?" bat Heinrich, „wie könnt Ihr, gnädige Frau, mir nur ſo Etwas zumuthen? Ich, der ich mich ſtets des Augenblicks freue, dieſes Haus betreten zu können, ſollte Euch, ſollte Fräulein Amelei vernachläſſigen?"

„Ihr ſprecht ſehr warm, Herr Blumtaler," bemerkte Juliane.

„So warm," erwiederte der junge Mann kühn, „als mein Herz empfindet! Doch vernehmt die Ereigniſſe, welche ſich in den letzten Tagen mit mir zutrugen." —

Er erzählte nun den Vorfall mit ſeinem Verwandten. Er verſchwieg nichts, ſelbſt das nicht, was ihm in den Augen der Frauen zum Nachtheil hätte gereichen können. Juliane hörte ihm aufmerkſam zu; ihr ging kein Wort, kein Zug, keine Miene des Erzählers verloren; ſie ſchien, während er ſprach, ſein Innerſtes ganz erforſchen zu wollen. Es iſt eine längſt anerkannte Wahrheit, daß das Geheimnißvolle auf das Gemüth eines jeden Menſchen einen eigenen Reiz ausübt; abgeſehen von der Neugierde, die es erregt, wirkt es hauptſächlich dadurch, daß es den Geiſt anregt, da den Gedanken ein ſo ausgebreiteter Spielraum bleibt, das Räthſel auf mannigfache, oft abenteuerliche Weiſe gelöſt zu denken, oder tauſend Vermuthungen darüber aufzuſtellen. Dieſe Wahrheit zeigte ſich auch hier wieder. Das Dunkel, welches über Heinrichs Abkunft waltete, erregte das höchſte Intereſſe der Frauen; wer waren ſeine Eltern, — warum wurde er an Holzer zur Erziehung übergeben — und warum verſchwieg man dem Sohne den Aufenthalt der Eltern? — Dies waren Fragen, welche dem Ideenfluge ein ſo rieſiges Feld boten, daß man

dazu unzählige Antworten auffinden konnte, besonders wenn man sich ein wenig dem Abenteuerlichen zuneigte, und welches junge, liebende Mädchen kann solchem Reiz widerstehen? — Dies war bei Amelei der Fall.

Als Heinrich geendet hatte, nahm die Freiin das Wort:

„Ich kann Euer Handeln nicht tadeln, nur ist es mir unbegreiflich, daß Ihr damit so lange säumen konntet. Die Ursache, welche Euch endlich zu handeln ermuthigt, glaube ich zu kennen!“ — Sie sah den jungen Mann fest an, dieser senkte seinen Blick.

„Es sollte ja des Kindes heißester Trieb sein,“ fuhr sie fort, „seine Eltern, so sie noch am Leben, kennen zu lernen, denn wer weiß, ob Ihr ihnen nicht wider ihren Willen genommen wurdet; ob nicht Eure Mutter um Euch weint, ob nicht ein Vater Euch sucht! — Euren Entschluß, dem Kaiser zu dienen, kann ich nur billigen, denn je mehr die Sache des Gerechten sinkt, desto mehr ist es die Pflicht der Gutgesinnten, sie zu stützen, zu heben und zum Siege zu führen; aber Ihr dürft nicht vergessen, daß Ihr auch als Sohn Pflichten habt, und Ihr müßt diesen, wie jenen genügen. Versäumt es daher ja nicht, das Dunkel zu lichten, und den ränkevollen Hubmeister

zur Erfüllung seines Vertrages zu verhalten. Und nun möge Euch der Himmel geleiten, und Alles so enden lassen, wie Ihr, wie ich, und" — setzte sie zögernd hinzu — „wie Amelei es wünscht!"

Heinrich warf einen seelenvollen Blick auf die Jungfrau, trat hin zu ihr, faßte ihre Hand und sprach mit innigem, sein Gefühl verrathendem Tone: „Ihr nehmt also wirklich Theil an meinem Geschicke?"

„Könnt Ihr hieran zweifeln?" entgegnete die Jungfrau fast gekränkt.

„Herzlichen Antheil?" drängte Heinrich weiter.

Amelei erwiederte nichts, aber Blumtaler fühlte einen leisen Händedruck; es durchfuhr ihn, wie siedend Blei; rasch drückte er einen Kuß auf die zitternde Hand, eilte sprachlos auf die Freiin zu, that hier ein Gleiches, und sprach:

„Edle Frau! Die heutige Nacht hat mich zum Glücklichsten aller Sterblichen gemacht; ich werde sie nie vergessen!" —

Er eilte fort.

Seligkeiten durchflutheten ihn, sein Herz war voll, übervoll; er stürmte seiner Wohnung zu, um, von den süßesten Gefühlen betäubt, sich den entzückendsten Träumen hinzugeben.

O du milde Nacht, du arme Verbannte, wie bist du so lieb, so wunderlieb anzuschauen; du milde Nacht, du Schutzgöttin der Liebe, wie heiß klopfen dir die jungen Herzen entgegen; wie zutraulich harren sie deiner Ankunft, denn dein Schleier umhaucht ihr Geheimniß, zu deinem blauen Himmel schauen sie hoffend empor, deinen Sternen klagen sie ihr Weh, deinen Sternen künden sie zuerst ihr Glück! — Ach, wie schön ist dieses Nachtleben, wie anmuthig deine Stille, deine Einsamkeit! Wie ein Schwarm von Bienen, so sind die Gedanken in uns zusammengeballt, und wenn es um uns ruhig und traulich wird, da lösen sich die geflügelten auf, und schwingen sich nach rechts und links und summen hin nach allen Seiten, und bringen den Staub der Erinnerungen, um die süßen Gefühle in unser Herz zu träufeln, und das tausendzellige Gehäuse der Wünsche und Hoffnungen aufzubauen; wenn es um uns ruhig und traulich wird, da lösen sich auf die geflügelten, und schwingen sich empor gegen oben, gegen den tiefblauen, heiligen Himmel, und bringen auf ihren Flügeln den Thau, den berauschenden Trank der Begeisterung, und größer wird das Herz, kühner das Wort, tiefblickender der Geist und geheiligter das ganze Wesen; in diesen Augenblicken gehört der Mensch nicht mehr der Erde an, er hat die

irdiſche Hülle von ſich geſtreift, er hat es vergeſſen, daß er ſterblich iſt; in dieſen Augenblicken der Begeiſterung ſchöpft er aus dem heiligſten, nie verſiegenden Borne, ſchlägt aus dem ödeſten Felſen erfriſchende Quellen, umzaubert die Wüſte in ein Eden, findet verborgene Welten, und macht ſeinen Namen durch Jahrtauſende hinhallen: ja, du milde Nacht, du arme Wandlerin, du beſchwörſt die Begeiſterung herab, deine Ruhe, deine Stille wecken die geiſtige Sehkraft, gebären das unſterbliche Wort des Dichters! —

Seht hin! — —

Dort im einſamen Gemache ſitzt ein Mann — Mitternacht iſt bereits vorüber — Alles um ihn iſt ſtill — eine Lampe brennt hell auf dem Tiſche — ringsum liegen Bücher, Folianten, Scripturen — vor ihm iſt Schreibgeräthe ausgebreitet.

Der Mann — ſeine Lebensjahre mögen die Mitte zwiſchen vierzig und fünfzig halten — ſitzt in einem Lehnſtuhl, ſeine Hände ſind auf den Tiſch geſtützt, ſein dunkles Auge gegen die Decke des Gemaches gekehrt, ſeine ſchöne Stirn in leichte Falten gelegt, der ganze Kopf drückt ſich rückwärts an die hohe Lehne des Stuhles. Das längliche, etwas blaſſe Antlitz dieſes Mannes wird durch einen ſchelmiſchen Zug um Lippe

und Kinn charakterisirt; Schnauz- und Knebelbart geben ihm ein etwas kriegerisches Aussehen; seine braunen, reichen Haare sind vorn am Scheitel getheilt, an beiden Seiten nach rückwärts gekämmt, und fallen in langen Locken über Rücken und Schulter hinab. In dem Augenblicke, da wir ihn beobachten, haben seine Gedanken freien Flug, frisch und lebhaft gestalten sich die Bilder vor seinem Auge; ohne daß er es selbst weiß, verkörpern sich die Ideen zum Wort, und dieses wird zum Verräther seiner Gefühle.

Er sprach: „Ich kann nicht — die Gegenwart liegt zu inhaltsreich vor mir, die Zukunft scheint zu bedeutungsvoll auf mich einher zu schreiten, ich muß vor- und nicht rückwärts schauen. Mein Leben, so bunt, so voll Abwechslung, was mag es mir noch Alles zu bieten haben? Jedenfalls der Unruh mehr als des Friedens; denn von Jugend auf zieh' ich in der Welt umher, ohne Halt, ohne Rast; liegt die Ursache dieses Treibens in mir, oder trägt die Außenwelt die Schuld daran? Ich vermag es nicht zu entscheiden; genug, es war von Anfang so, und wird vermuthlich auch noch ferner so bleiben. Doch, mag da kommen, was da will, mein Wort soll nicht verstummen; mein wahres Wort soll nicht vergraben bleiben, es soll heraus aus tiefem Herzensschacht, und wie bisher soll weithin mein Lied, mein Ge-

ſang erklingen! O, du heilige, himmelentſtiegene, göttliche Kunſt! Du haſt mich von Jugend auf entzückt und beſtürmt; ich habe deiner im Drange des Lebens nie vergeſſen; ich habe dir gehuldigt zu jeder Zeit, und du biſt mir treulich zur Seite geblieben; verlaß auch nun den Mann, verlaß ſpäter den Greis nicht, und beſtreue mit Blüthen die dornige Bahn! — — Einſt, als Jüngling, ſchien es mir, als befände ich mich in einem fremden Waldgebirge, wo viele Steige ſich wirr durchkreuzten; plötzlich bemerkt' ich einen Schacht, ſein Erz war — Silber. Meine Bruſt bebte freudetrunken, und mit Haſt begann ich nach dem edeln Metalle zu forſchen; doch nur zu bald bemerkte ich, wie Viele vor mir ſchon dageweſen, wie Viele ſchon das Beſte und Koſtbarſte hinweggenommen, und wie für mich Armen nur ein zweifelhaftes, mühevolles Ringen überblieb. Die Früheren hatten Erz in Fülle gefunden, und edle Münze daraus geprägt, die in alle Welt ausging und noch jetzt tönt und klingt; auch ich folgte ihrem Beiſpiele, ſtellte mich rüſtig zum Werk und rief: Es ſei gewagt, ich will beginnen, und ſollt' ich graben bis an das Lebensende! Und ich grub und grub, mit ganzer Kraft, mit Ausdauer, mit Muth durch harte Felſen, Steingefüge — ſo lange — bis der Himmel mir die Gnade ſchenkte, meine Mühe

lohnte, und mich, wie die Andern, edles Erz finden ließ. Was damals mir geſchienen, iſt nun Wirklichkeit geworden; in dem großen Waldgebirge der Kunſt hab' ich einen Pfad betreten, aus dem Schacht der Dichtung hol' ich das edle Erz des Liedes, und dieſes will ich nun münzen, redlich, wahr, echt und gerecht; mein Hammer ſoll fallen ſchwer und gewichtig, mein Sang ſoll tönen weit hinaus durch Deutſchlands Gauen, denn nur dazu hab' ich des Sanges Macht errungen, nur darum ließ mich der Herr auch dort noch edles Erz finden, wo ſo Viele vor mir ſchon ſo erfolgreich gegraben hatten. — So hab' ich von je mein Lied geſungen, ſo will ich es auch noch fürder dichten; wie ich's gefühlt, erlebt, ſo ſoll mein Wort auch künftig ſein, einfach, wahr, wenn auch manchmal hart und derb! — Und weil die Gegenwart ſo ereignißreich vor mir liegt, weil die Zukunft ſo Bedeutungsvolles ahnen läßt, ſo will ich ihnen volle Aufmerkſamkeit ſchenken. Ja, ja, dieſes Treiben der Wiener fängt an, aus dem Dunkel hervorzubrechen, dieſes geheime Schleichen und Deuten beginnt mit keckem Uebermuth den Kopf gen oben zu ſtrecken, dieſer Pöbel droht übermächtig über die Beſſeren den Sieg zu erringen, wie weit wird dies noch kommen? Was kann die Zukunft in dieſen Wirren, bei dieſen aufgeregten Gemüthern, bei dieſen

ſchlechten, liſtigen Seelen nicht Alles bringen? Welche Kämpfe ſtehen uns noch bevor?" — — —

Die Gedanken des einſamen Mannes ſtrebten jetzt alle nach einem Ziele, um ſich in einem Punkte zu ſammeln; er hatte alles Uebrige vergeſſen, nur dies Eine war in dieſem Augenblicke für ihn gegenwärtig; ſein Kopf ſenkte ſich etwas, ſein Blick fiel ſtarr auf das Schreibgeräthe, ſeine Lider öffneten ſich, das Auge ſchien größer zu werden, die Stirn zog ſich in die Höhe, Unruhe durchzitterte ſeinen Leib, er ſaß gerade, aufrecht im Lehnſtuhl; plötzlich erfaßt er die Feder und ruft: Ja, ja, ich will es ſingen, will ein Buch davon bringen, ſchlicht und wahr, derb und ungekünſtelt! Wie die Ereigniſſe auch kommen mögen, ich werde ſie aufzeichnen, damit Kindeskinder erfahren, was in unſeren Tagen geſchehen! — Schande und Trug, Liſt und Bosheit, Verrath und Verbrechen will ich den kommenden Zeiten bewahren, und wenn das Geſchick den Thätern dafür keine Vergeltung beſtimmt hat, ſo ſoll doch mindeſtens die Verdammung der Nachwelt ſie treffen! — Auf, mein Sang! Ich will dich ſchreiben, für alle Welt, für Jedermann, daß man es leſen ſoll wie einen Spruch, oder ſingen wie ein Lied. Du aber, Gott! der Alleinige! ſteh' mir bei, denn mein Wort gilt der Wahrheit! Ich kämpfe für das Recht, mein Ban-

ner ist geweiht von den heiligsten Gefühlen, du hast Wahrheit und Recht noch immer beschützt, du wirst auch jetzt den Sänger für Wahrheit und Recht nicht verlassen! — — — — — Der Mann, welcher so sprach, war Michel Beheim und das Buch, welches er zu schreiben begann, hieß:

„Das Buch von den Wienern!!“

Zweite Abtheilung.

Siebentes Capitel.

Im Hauſe des Metzgers und Parteigängers Mainhart am Eck, oder auch des ſchielenden Mainhart, ſchien nun das vollkommenſte Einverſtändniß zu herrſchen. Der Meiſter baute und traute auf Holzers Verſprechen, und Dorothea war wieder durch Preiſings Worte beruhiget; daher kam es, daß alle Anſpielungen des Vaters in Bezug auf ihre Verbindung mit Heinrich Blumtaler ergeben und ruhig hingenommen wurden, als ob ſie ſich bereits in das Unabänderliche gefügt hätte, während ſie im Innern feſt überzeugt war, daß die Hinderniſſe ſchon von einer unvorhergeſehenen Seite heranbrechen würden.

Jakob Mainhart hegte ebenfalls den allgemeinen Glauben, daß Heinrich ein Verwandter Holzers ſei, und dieſer Umſtand machte ihm die Verbindung ſeiner Tochter mit dem jungen Manne beſonders wünſchenswerth, denn er wußte zu gut, wie hoch Holzer in der Gunſt des Herzogs ſtand, und daß

deſſen Sache in Kurzem triumphiren werde, davon ſchien er eben ſo feſt überzeugt zu ſein. Im Bewußtſein der wichtigen Dienſte, welche er, der Einflußreichſte bei der mächtigen Metzgergilde, dem Hubmeiſter geleiſtet hatte, dachte er gar nicht daran, nur zu zweifeln, daß es dem Holzer mit ſeinem Verſprechen nicht Ernſt ſein könnte.

Dorothea befand ſich allein im Gemache, als ſich die Thüre leiſe aufthat und Gilg Stößl, der Knecht, den Kopf ſpähend hereinſteckte.

„Seid Ihr allein?“ fragte er liſpelnd.

„Das wirſt Du wohl ſehen, daß Niemand mehr hier iſt!“ lautete die Antwort.

Gilg trat ein.

„Ich habe mit Euch zu ſprechen, Jungfrau Dorothea!“

Bei dieſen Worten machte er eine hochwichtige Miene und zog die beiden Augenbrauen in die Höhe, als ob er ſchon im Voraus ſagen wollte: „O Ihr, Ihr ſeid auch eine Schelmin, wie alle Anderen.“

„In welcher Angelegenheit wollt Ihr mit mir ſprechen?“ fragte Dorothea erſtaunt.

„In Angelegenheit — ja — in Angelegenheit —“ Gilg kratzte ſich hinter den Ohren. — „Ihr fragt, in welcher Angelegenheit? O, in einer wichtigen Angelegenheit!“

„Nun, laß hören!“.

„Ich steh' heute Nachmittags beim Hacktisch auf'm Fleischgraben, Evchen war gerade bei mir —“

„Welch ein Evchen?“ —

„Kennt Ihr mein Evchen nicht? O, Jungfrau Dorothea! das ist ein kluges, schnippisches Ding, ein Kernmädl! Sie ist im Edelhause der Ellerbach Küchenmagd, und durch sie, — und durch mich versteht sich auch dazu — hat der Meister das Haus zum Kunden bekommen; o, der Gilg und Evchen, das sind zwei kluge Leutchen, die wissen schon, wie man in Leid und Freud zusammenhalten muß; man ist nicht so einfältig, um nicht zu wissen, daß die ersten zwei Menschen auch ein Paar gewesen, ich meine nämlich nicht so ein Paar, wie man z. B. bei uns sagt: ein Paar Ochsen, oder ein Paar Kühe, sondern ich will ein Paar gemeint haben, wo ein Ochs und eine Kuh beisammen sind, will sagen ein Männchen und ein Weibchen.“

Dorothea wurde ungeduldig, Gilg merkte es, und lenkte rasch ein: „Doch daß ich die Angelegenheit nicht vergesse — also ich und Evchen standen beisammen und plauderten — da sagt die Kernige auf einmal zu mir: Du, Gilg! — Ihr müßt wissen, wir Beide, ich und Evchen, nennen einander „Du,“ es ist viel bequemer, und man kömmt eher

zum Ziel — Was willſt Du, Evchen? fragte ich — Dein Meiſter hat eine Tochter? — Ja, die Jungfrau Dorothea! — Da meinte ich Euch — Ich habe an mehreren Orten gehört, daß ſie einen Liebſten hat? — Wer? — Die Tochter Deines Meiſters! — Da meinte ſie auch Euch! — Ich wußte von der ganzen Geſchichte nichts, aber Evchen kommt herum in die Krambuden, zu den Bäckern, zu den Hökerinnen, da erfährt man denn Manches; ich verwunderte mich alſo darüber und Evchen fuhr fort: Ich habe auch den Namen ihres Zukünftigen gehört! — So? Iſt's ein ſchöner Name? — Den Henker auch! rief Evchen; Ihr müßt ihr das Kernwort nicht mißdeuten, denn Evchen iſt eine fromme Haut, aber wenn ſie aufgebracht iſt, ſo ſchimpft ſie wie ein herzoglicher Kriegsknecht. Alſo weiter: ſie ſprach: Der Name mag ſchön ſein, aber der, welcher ihn trägt, iſt ein Schelm, ein Falſcher, ein Betrüger, ein Lügner, ein Heuchler, ein — — Evchen hat noch mehrere Namen genannt, die mir aber entfallen ſind, ich glaube mich jedoch zu entſinnen, daß es für Euren Liebſten keine Schmeicheleien geweſen. Nun fragte ich: Aber ſage mir, was haſt Du denn gegen den vielnamigen Werber einzuwenden? — Da begann ſie nun auszukramen: Der junge Mann ſei Euch untreu —"

Dorothea erſchrak, denn in dem Augenblicke

dachte sie nur an Herrmann Preising; Gilg fuhr fort: „Ja untreu, denn derselbe Freier komme oft zu der Freiin von Ellerbach in's Haus, wo sich ein junges Fräulein von Kling befinde, mit welchem der Allerweltswerber auch so verliebt thut, als ob er sonst kein Mädchen in der ganzen Stadt kennen würde. Mein Evchen hat nun gemeint, ich solle Euch den ganzen Handel erzählen, damit Ihr dem saubern Werber Eins vor'm Kopf geben möget, oder ihn gar laufen lasset."

Dorothea's Schrecken vermehrte sich von Augenblick zu Augenblick. Sollte es möglich sein, dachte sie, daß Herrmann so falsch handeln könnte? —

Stößl fuhr fort: „Ihr müßt Euch die Geschichte nicht so ins Herz wachsen lassen, denn es giebt der Männer mehr in hiesiger Stadt, und Meister Mainharts Erbin braucht keinem nachzurutschen; macht es so, wie es Fräulein Amelei gethan hat, das ist dieselbe, deren Vater Hanns Kling heißt."

„Was meinst Du damit?" fragte Dorothea betrübt.

„Seht, mein Evchen ist eine gute Haut, und da war's ihr um selbiges Fräulein leid, sie sagte also zu ihr: daß sie dem Werber nicht trauen möge, daß er bereits ein Liebchen habe und mehr dergleichen. „Und wer ist dieses Mädchen?" fragte die Amelei.

— „Des Metzgers Mainhart Tochter in der Kärnthnerſtraße!“ verſetzte mein Kernmädl. Da ſchlug Euch die von Urſchendorf ein wildes Gelächter auf, und rief: „Iſt's ſonſt nichts, da hat es keine Gefahr!“ — Stellt Euch vor, als ob ein Metzgerskind einem Edelfräulein nicht gefährlich werden könnte!“

Dorothea wurde roth, ihre Eigenliebe war gekränkt, die Galle regte ſich in ihrem Innern. Und für einen ſolchen Mann, dachte ſie, habe ich ſo viele Thränen vergoſſen? — Sie ſenkte traurig den Kopf, und dachte einige Augenblicke nach, dann, einen Entſchluß faſſend, nahm ſie das Wort: „Gilg, kann ich auf Deine Verſchwiegenheit bauen?“

Stößl blies ſich auf und verſetzte: „So viel Ihr wollt; ich weiß, wie weh es im Herzen thut, wenn man ſo getäuſcht und betrogen wird; iſt mir auch ſchon zweimal geſchehen, aber die Eva, glaube ich, wird mich in keinen ſo ſauern Apfel beißen laſſen.“

„Willſt Du mir den Falſchen herbeſcheiden? Der Vater iſt gerade für heute abweſend, ich muß mit dem Wortbrüchigen ſprechen.“

„Ich gehe, in einer halben Stunde ſoll der Herr Blumtaler hier ſein!“

„Wer, ſagſt Du?“

„Nun, Herr Blumtaler!“

„Heinrich Blumtaler?“

„Nun ja, das ist derjenige, den Euer Vater —"

„Und er bewirbt sich um Fräulein Amelei?"

„Freilich er, wer denn sonst?"

Dorothea lachte laut auf; eine zentnerschwere Last fiel ihr vom Herzen, das Mißverständniß war ihr nun klar. Gilg sah sie verblüfft an, und die Jungfrau rief lustig:

„Ist's sonst nichts, da hat es auch keine Gefahr!" Und eilte fröhlich aus der Stube.

Gilg sah ihr staunend nach. Was hat denn die auf einmal? dachte er; früher Thränen, jetzt Lachen; sind doch die Mädls verrückt! Da werde klug daraus wer will, ich hab' so was noch nicht erlebt. Jetzt weiß ich nicht, soll ich den Heinrich holen oder nicht? Am Ende hab' ich einen dummen Streich gemacht; alle Wetter! Was wird Evchen sagen? —

Er schüttelte, mit sich selbst unzufrieden, den Kopf, und wollte sich entfernen, da trat ein junger Mann eilig herein, und fragte: „Ist Meister Mainhart zu Hause?"

„Nein!"

„Dem Himmel sei es gedankt!" rief der Andere aus. Gilg hörte die Worte mit Staunen, und fragte: „Was habt Ihr da gesagt?"

„Geh, Gilg! hole die Jungfrau Dorothea!"

Stößl riß die Augen auf und rief: „Was habt Ihr da wieder gesprochen?“

„Ich wünsche mit Jungfrau Dorothea zu reden, geh' und hole sie!“

„Das ist Heinrich Blumtaler nicht!“ brummte der Knecht bei sich, „da hat sie freilich leicht lachen, wenn sie auch mit Einem nicht zufrieden ist, darf sie es dem Andern auch nicht übel nehmen. Wer hätte das von der Züchtigen geglaubt?“

Er entfernte sich, gleich darauf eilte Dorothea herbei. Ihre Freude, Herrmann Preising zu sehen, war außerordentlich. Er zog sie an seiner Seite nieder und erfaßte mit Innigkeit ihre Hand: „Ich habe heute eine glückliche Stunde erhascht,“ nahm der Jüngling das Wort, „ach, wie oft wollte ich schon zu Euch, und immer mußte ich mich entfernen, weil Euer Vater zu Hause war.“

„Reut Euch die vergebene Mühe, Herr Preising?“ fragte Dorothea lächelnd.

„Wie Ihr mich kränken wollt!“ rief Herrmann, „soll das die Entgeltung für meine Liebe sein?“

„Für Eure Liebe? Ob Ihr mich denn auch wirklich so innig liebt, wie Ihr schon oft betheuert?“

„Könnt Ihr jetzt noch daran zweifeln?“

„Ich sollte es, Herrmann! Denn ich fürchte, daß ich zu früh Euch zu glauben angefangen.“

„Ihr fürchtet? Verdiene ich dieſen Vorwurf?“

„Hört mich an, Herrmann! Ihr liebt mich, ich nehme an, es ſei wirklich ſo, Ihr habt es ja ſchon oft genug betheuert; auch ich bin Euch vom Herzen zugethan, Ihr könnt mir's glauben, aber ich fürchte, wir werden trotz dieſer Uebereinſtimmung der Gefühle doch nicht miteinander glücklich ſein.“

„Ihr erſchreckt mich, Dorothea!“

„Wie lange wird es dauern, und mein Vater wird bei Holzer auf die Erfüllung ſeines Verſprechens dringen; meint Ihr, mein Vater werde ſich bei Blumtalers Weigerung zufrieden geben?“

„Er muß!“

„Da kennt Ihr ihn ſchlecht, wenn Ihr ihn für ſo nachgiebig haltet, und angenommen, dieſe Gefahr wäre überwunden, ſind wir Beide deshalb dem Ziele näher? Mein Vater wird mir einen andern Gatten ſuchen, und ich glaube nicht, daß ſeine Wahl dabei auf Euch fallen dürfte.“

„Dorothea, beim Himmel! Ihr macht mich bangen!“

„Das will ich nicht, lieber Freund! Mein Zweck iſt nur, Euch darauf hinzuleiten, daß Ihr für unſer Wohl thätig werden müßt, ehe wir einer zweiten Gefahr ausgeſetzt werden. Ihr müßt die Aufmerkſamkeit des Vaters auf Euch lenken; eh' er weiß, was

Ihr im Schilde führt, muß er Euch lieb gewinnen; ſucht ihn Euch zu verbinden, und dann — dann dürften die übrigen Hinderniſſe leichter zu beſiegen ſein."

Herrmann Preiſing konnte im Vergleich gegen den mächtigen Mainhart arm genannt werden. Seine Eltern waren unanſehnliche Bürger, mit denen in Verwandtſchaft zu treten, der hochaufſtrebende Metzger jedenfalls Bedenken getragen hätte. Der Jüngling ſelbſt hatte bisher noch nicht daran gedacht, einem feſten Ziele zuzuſteuern; er war dem Stand der Handwerker abgeneigt, und wollte ſich einem andern Erwerbe widmen, aber welchem? Wohin er auch ſein Auge warf, hier fehlte ihm Geld, dort Wiſſen, am meiſten hinderlich ſtellte ſich ſeine unanſehnliche Abkunft entgegen; auf ſolche Weiſe vergeudete er mit Harren und Hoffen die Zeit, und blieb immer auf demſelben Platze, wo er vor Jahren geſtanden. Sein Verhältniß zu Heinrich Blumtaler trug bisher mehr den Charakter einer bloßen Bekanntſchaft, als einer innigeren Freundſchaft, ſonſt war er bis nun Niemandem begegnet, der ihn auf ſein zweckloſes Thun hätte aufmerkſam machen können. Dorothea war alſo die Erſte, welche auf dieſe bitteren Wahrheiten, freilich auf eine ſehr ſchonende Weiſe, hinwies. Herrmann verſtand vollkommen, was ſie eigentlich ſagen wollte, ſeine

Verlegenheit und sein Erröthen bezeigten dies nur zu sehr.

„Dorothea!“ stammelte er, vor Scham das Auge senkend.

„Mein theurer Herrmann!“ rief die Jungfrau zärtlich, „Ihr müßt mich nicht mißverstehen, sondern meine Worte nur meiner herzlichen Liebe für Euch zuschreiben.“

Preising sah ihr in's aufrichtige Auge, zog sie an sich, preßte ihr einen heißen Kuß auf die Stirne und rief: „Ja, meine theure Dorothea! Ihr habt Recht, mit mir muß es anders werden; so darf es nicht mehr bleiben! Wenn wir uns wieder sehen, so sollt Ihr mit mir zufrieden sein.“

Die Jungfrau küßte ihn zum Dank für diesen Entschluß, und sagte freundlich lächelnd: „Was werdet Ihr beginnen, Herrman?“

„Weiß ich es selbst noch?“ erwiederte dieser, „eine Ahnung dämmert davon durch meine Seele, und wenn sich die verwirklicht, so dürfte ich ein ehrenvolles Ziel erreichen. Ob aber Euer Vater mich dabei lieb gewinnen wird? Das glaub' ich schwerlich. Doch, wir wollen sehen, unsere Sache dem Himmel, hoffend, anheimstellen, und der schönsten Zukunft gewärtig sein!“

Dorothea war's zufrieden, ſie vertraute auf Herrmanns Sinn für Rechtlichkeit und ſeine aufrichtige Liebe zu ihr.

Als der Abend herandunkelte, drang ſie in den Geliebten, das Haus zu verlaſſen, denn dies war die Zeit, in welcher der Vater gewöhnlich nach Hauſe zu kommen pflegte. Obwohl ungern, ſo mußte ſich Herrmann doch dazu entſchließen; er preßte noch viele Küſſe auf Dorotheens Lippen, drückte ſie feſt und innig an ſich, und eilte dann die Treppe hinab. Unten ſtand Gilg Stößl, noch immer mit der zweifelhaften, nachdenklichen Miene, mit welcher er bei Herrmanns Ankunft die Stube verlaſſen hatte. Er trat dem Herabkommenden entgegen: „Wollt Ihr ſo gut ſein, Herr?"

„Was willſt Du?"

„Ich bin der Gilg Stößl!"

„Das weiß ich."

„Ich bin der Gäuknecht bei Meiſter Mainhart."

„Und weiter?"

„Weiter bin ich nichts!"

„Was willſt Du von mir?"

„Kennt Ihr Herrn Heinrich Blumtaler?"

„Sehr gut."

„Wollt Ihr ſo gut ſein, und mir ſagen, ob er Euch nicht ähnlich ſieht?"

„Bewahre, er hat viel dunkleres Haar und andere Eigenheiten.“

„So? Also Ihr seid nicht der Heinrich Blumtaler.“

„Schelm, was soll dieses Kundschaften!“

„Mißkennt mich nicht, ich bin ja Jungfrau Dorothea's einziger Vertrauter im Hause,“ drängte Gilg aus Furcht und Verlegenheit, „ich will ja nur Euern Namen wissen!“

„Den mag Dir ein Anderer sagen,“ rief Preising ungestüm.

„Und wer ist der Andere?“ bat Gilg weiter.

„Der Teufel!“ entgegnete Herrmann aufgebracht und eilte von dannen.

„Hübsche Bekanntschaft!“ dachte Stößl; „ich werde es wohl bleiben lassen, dort nach seinem Namen zu forschen. O, deshalb erfähre ich ihn doch! Er mag hinter den Bergen halten, so lang' er will, mir entgeht er nicht. Ich weiß schon was ich thu': ich steck' mich hinter Evchen; so oft ich mich noch hinter Evchen gesteckt habe, bin ich gut gefahren, es wird auch diesmal geschehen!“

Er ging über den Hof in seine Kammer.

Herrmann Preising hatte seinen Weg durch das Kärnerthor genommen, und beschloß längs des Stadtgrabens gegen den Werd zuzugehen. Er hatte

vielleicht schon lange nicht so angestrengt nachgedacht, wie heute.

Eine Weile so fortgegangen, bemerkte Herrmann einen Burschen, welcher ihm entgegen kam. Das Aussehen desselben zog seine nähere Aufmerksamkeit auf sich. Es war eine starke Figur, mit einem unverhältnißmäßig großen Kopf, welcher durch das schwarze, abstehende, struppige Haar noch größer schien. Das Auge war groß, aufgeschlitzt, von starken Brauen beschattet, die Nase stumpf, eingedrückt, der Mund breit, die Wangen wie zwei aufrechtstehende Ellipsoiden, das Kinn lang und gespalten: es war ein häßlicher Anblick! — Als die beiden Männer an einander vorbeigegangen waren, blieben sie, wie verabredet, zu gleicher Zeit stehen, um sich nachzusehen, Herrmann aus Neugierde, der Andere aus ernsterer Absicht. Der Erstere merkte dies auch, und fragte deshalb: „Habt Ihr etwas mit mir zu sprechen?"

„Freilich," versetzte der Häßliche, „aber, ich weiß nicht, ob ich auf den rechten Mann getroffen. Wenn Ihr das wäret, für was ich Euch halte, dann könnte ich freilich keinen Tauglicheren finden."

„Nun, für was seht Ihr mich denn an?"

„Für einen armen Studenten!"

„Ihr habt es errathen," rief Herrmann lächelnd, „ich glaube, es giebt für den Augenblick keinen ar-

mern Teufel in der ganzen Stadt Wien, als ich bin."

„Ich könnte Euch für jetzt schon zum Theil helfen, und wer weiß, ob mit der Zeit nicht so viel, daß Ihr auf lebelang ein reicher Mann würdet."

„Ho, ho!" rief Preising mit einer Stimme, die sehr scherzhaft klang, „solch ein Anerbieten laff' ich mir gefallen."

„Will's glauben; aber ich thue es auch nicht umsonst. Ich fordere einen Gegendienst."

„Und worin soll dieser bestehen?"

„Ja, das ist nicht so leicht und so schnell gesagt, wie Ihr meint. Wer steht mir dafür, daß Ihr mich in diesem Augenblicke nicht zum Narren habt?"

„Da irrt Ihr sehr, Euer Antrag schien mir anfangs so ungewöhnlich, daß ich ihn mehr für Scherz hielt; sollte es jedoch wirklich Euer Ernst sein, so geb' ich Euch mein Wort, daß auch ich meinen Mann stelle."

„Damit darf ich mich noch nicht zufrieden geben, denn sobald ich Euern Dienst in Anspruch nehme, muß ich mich Euch ganz vertrauen, und wer steht mir dafür, daß Ihr auch schweigen wollt?"

„Wenn Euch mein Ehrenwort genügt, so sei es Euch hiermit gegeben."

Der Häßliche besann sich eine Weile, dann versetzte er: „Ich will's versuchen, und Euch in mein Geheimniß einweihen, doch hier kann's nicht geschehen, denn ich hab' Euch viel zu erzählen, wir müssen ungestört sein. Führt mich zu diesem Zwecke irgend wohin, wo dies der Fall ist."

Herrmann schlug den Weg gegen das Schottenthor ein. Die vor demselben gelegenen Weinpflanzungen zogen sich bis fast in die Nähe des Stromarmes, an dessen Ende sich hier und da einzelne Baumgruppen befanden. Unter einer derselben ließen sich die beiden Männer nieder.

Die Sonne war bereits untergegangen, jenes Dunkel, welches unsern jungen Bekannten aus der Nähe seiner Geliebten verscheucht hatte, fing sich hier erst jetzt zu verbreiten an, denn die hohen Gebäude und die engen Straßen der Städte verkürzen den Tag zu jeder Jahreszeit. Der Abend war angenehm, vom Kahlengebirge strich eine kühle Luft, die Blätter der Bäume säuselten melodisch, der Strom rauschte in leichten Wellen hinab, einzelne Sperlinge suchten die Ruhe zwischen den Zweigen, zahllose Mückenschwärme hoben und senkten sich in der Nähe der feuchten Wellen, und schienen noch lange nicht geneigt, so wie alle anderen Geschöpfe, die Ruhe zu suchen.

Der Häßliche begann: „Vor Allem, muß ich Euch gestehen, freut es mich, daß Ihr mich noch nicht gefragt habt, wie ich heiße, und wer ich sei? Ihr scheint mir also Vertrauen zu schenken, und derjenige, der traut, dem ist auch wieder zu trauen. Ich werde Euch in wenigen Worten das eigenthümliche Verhältniß darstellen, in dem ich mich jetzt befinde, dann sollt Ihr auch erfahren, welchen Dienst ich von Euch in Anspruch nehme; was die Namen der Personen belangt, von denen ich sprechen werde, so habe ich beschlossen, Euch selbe auf so lange zu verschweigen, bis wir uns näher kennen, oder bis ich überzeugt sein werde, daß Ihr auf meine Vorschläge eingeht; ich glaube das um so eher thun zu können, da Euch ohnedies die Personen fremd sind, mithin es gleichviel ist, ob Ihr deren Namen wißt oder nicht. Ich werde Euch eine kleine Begebenheit erzählen. In einem Markte der obderennsischen Lande befanden sich bei einem Gastwirthe zwei arme Waisen, ein Knabe und ein Mädchen, der Knabe war zwölf Jahre alt, das Mädchen um vier Jahre jünger. Der Schankherr, ein mildthätiger Mann, hat die beiden Kinder, deren Eltern arme Taglöhner im Orte waren, nach ihrem Tode zu sich genommen, und sie zu leichten Diensten im Hause verwendet. Eines Vormittags kommt eine Karosse gefahren, welche vor dem

Schanke hielt; eine blinde Dame wurde von dem Schankherrn freundlich ausgehoben, und auf ein Gemach gebracht. Die Fremde blieb über Nacht im Hause, und man bemerkte, wie der Schankherr sich öfter und längere Zeit bei ihr aufhielt.

Am Morgen wurde das junge Mädchen zur Dame gebracht. Die Blinde nahm sie in ihren Schooß, streichelte ihr Haar und Wangen, und fragte mit liebevoller Stimme: Ob sie mit ihr fortwölle, um ihr als Leiterin zu dienen? — Die Kleine fing zu weinen an, denn wie die meisten Dorfkinder vor Fremden und besonders vor Reichen, hatte auch sie Furcht und Scheu vor der Dame. Nach langem Zureden endlich rief das Kind unter Weinen und Schluchzen: „Nun denn, wenn Ihr mich schon bei Euch haben wollt, so nehmt auch meinen Bruder mit, denn wir haben uns so lieb, und wenn ich ihn nicht bei mir hätte, so würde ich sterben!“

Der Schankherr und die Dame entfernten die Kleine und blieben wieder allein, um mit einander zu unterhandeln; endlich wurde den Geschwistern angekündigt, daß Beide die Dame begleiten, und sie diese nun als ihre Mutter anzusehen haben würden, da der Schankherr alle Rechte an jene abgetreten.

Mit welchem Herzen die beiden Waisen aus ihrem Heimathsorte schieden, könnt Ihr Euch leicht

vorstellen; sie vergossen noch lange, lange heiße Thränen, und die Dame war wirklich so mild und sanftmüthig, daß sie Alles anwandte, die Kinder zu trösten. So fuhr man bis in eine Stadt, in einem Gasthause daselbst wurde Halt gemacht; hier harrte ein sehr altes Mütterchen der Blinden, und führte die drei Angekommenen vor die Stadt in ein ziemlich einsam gelegenes Häuschen, wo von nun an gewohnt werden sollte.

Die beiden Waisen hätte fürwahr kein glücklicheres Loos treffen können; die Frauen waren gütig und nachsichtig, und die Geschwister mußten es sich oft gestehen, daß sie hier viel besser geborgen seien, wie bei ihrem früheren Pflegevater im Schanke.

Jahre verstrichen. Ohne daß man es gemerkt hatte, bildete sich unter den vier Bewohnern des Hauses ein eigenes Verhältniß. Das Mädchen lernte von der Alten das Hausweſen besorgen, und der Bruder mußte die härteren Arbeiten verrichten; da die Geschwister auch im Schanke hatten arbeiten müssen, so fiel ihnen dieses nicht schwer, und sie thaten so viel, als in ihren Kräften stand; allein der Unterschied ihrer Beschäftigung führte auch, ohne daß sie es merkten, einen Unterschied ihrer Stellung in dem Hause herbei, und als das Mütterchen nach einigen Jahren starb, und das herangewachsene Mädchen

selbstständig das Besorgen des Hauswesens übernahm, und der Bruder, so wie früher der Alten, jetzt der Schwester gehorchen mußte, so wurde dieser Unterschied um so merklicher, und bald standen sie sich in ihren Verrichtungen, sie als Befehlende und er als Diener, gegenüber.

Bei dem Allen war es wunderbar, daß sich die beiden Geschwister dennoch herzlich zugethan blieben, und daß selbst die Blinde, durch deren Anordnungen eigentlich dieser Unterschied herbeigeführt wurde, auf der entgegengesetzten Seite wieder Alles anwandte, um die gegenseitige Liebe der Geschwister zu nähren; sie selbst behandelte das Mädchen liebevoller, herzlicher, kurz wie ihr eigen Kind, und den Bruder wie einen langjährigen, treuen Diener.

So wuchsen beide Geschwister heran, der junge Mensch fing an über seine Lage nachdenklich zu werden, und er hatte nun Gelegenheit, Manches zu bemerken, was ihm auffiel, und besonderes Mißtrauen gegen die Blinde einflößte. Vor Allem glaubte er wahrzunehmen, daß der Dame sehr viel an der Ausbildung der körperlichen Reize ihrer Pflegetochter gelegen war; man konnte ihr nicht vorwerfen, die Erziehung des Mädchens vernachläßiget zu haben, allein die Blinde ließ sich von dem Bruder so oft die Schönheit seiner Schwester schildern, — versteht sich in

Abweſenheit derſelben — daß dieſer darauf aufmerkſam werden mußte, und darüber in unzählige Vermuthungen gerieth; es beunruhigte ihn daher ein wenig, als das Mädchen ſich von Tag zu Tag herrlicher entfaltete, denn aus der Sorgfalt der Blinden für dieſe Reize, die ſich bei jeder Gelegenheit zu erkennen gab, ließ ſich ſchließen, daß ſie in Bezug auf dieſelben beſondere Pläne im Schilde führe.

Der junge Menſch beſchloß daher, ein ſehr aufmerkſames Augenmerk auf die Schweſter zu haben, denn wie geſagt, trotz des Unterſchiedes ihrer Stellungen, hing er mit ganzer Seele an ihr; er nahm ſich vor, die Blinde genau zu beobachten, um ihre Abſichten zu errathen; dies war aber ganz unnöthig, denn ſie that es bald darauf ſelbſt. Eines Tages rief ſie ihn zu ſich in die Stube, und ſagte: Kommt ſetze Dich her an meine Seite, wir haben heute viel mit einander zu ſprechen. Ich glaube Dich erwachſen und klug genug, daß Du mich nun vollkommen zu verſtehen im Stande ſein wirſt, doch befehle ich Dir, daß Alles, was wir von nun miteinander unterhandeln, Deiner Schweſter ein tiefes Geheimniß bleiben muß. — Ich habe Euch Beide in mein Haus genommen, und mit Wohlthaten überhäuft; ich erwähne dieſes nicht, um von Dir einen Dank zu erwarten, ſondern nur, um hinzuſetzen zu können, daß ihr Beide

von mir noch viel mehr als das Bisherige zu erwarten habt; unser Häuschen ist zwar von außen unansehnlich und zerfallen, das ließ ich jedoch deswegen geschehen, um die Aufmerksamkeit der Leute davon abzulenken; ich muß Dir also sagen, daß ich reich, sehr reich bin, daß ich im Besitze eines heimlichen Schatzes bin, der Dich und Deine Schwester zu den glücklichsten Menschen machen wird, denn wenn ich mich in euch nicht getäuscht habe, werdet ihr Beide herrlich ausgestattet mein Haus verlassen, und am Ende meine einzigen Erben sein. —

Die Worte der Blinden waren sehr glaubwürdig, denn sie [illegible]aß immer viel Geld, und man hatte nie bemerkt, daß sie von irgend einer Seite einen Zufluß gehabt hätte; auch war das Leben die ganzen Jahre hindurch so einsam, so abgeschieden, daß man mit Recht annehmen mußte, sie stehe ganz einsam auf der Welt, und habe, die beiden Geschwister ausgenommen, Niemanden mehr, der ihr nahe ging.

Höre mich also an, sprach die Blinde zu dem jungen Menschen weiter. Als ich Dich und Deine Schwester in's Haus nahm, verband ich eine zweifache Absicht damit: die erste war: Menschen um mich zu haben, deren Dankbarkeit sie verpflichtet, mich nach dem Tode jener alten, treuen Dienerin zu warten, zu lieben und zu achten; das ist geschehen, und in dieser

Beziehung habe ich mich in euch nicht getäuſcht; was aber die zweite anbelangt, ſo wird die Zukunft erſt entſcheiden, ob ich bei derſelben von euch das Nämliche werde behaupten können, und ich muß Dir geſtehen, daß die letztere Abſicht eigentlich der Hauptgrund eurer Aufnahme in mein Haus war. —

Der junge Menſch brannte vor Neugierde, endlich die langgeahnten Plane der Blinden zu erfahren, und verlor keinen Laut von der weiteren Darſtellung derſelben. Sie fuhr fort: Seit Jahren ſchon beſchäftige ich mich in Gedanken mit einem Unternehmen, von deſſen Gelingen die Ruhe meines ganzen Lebens abhängt. Der Augenblick der Ausführung iſt gekommen, und ihr Beide, Du und Deine Schweſter, werdet die Werkzeuge ſein. Ich wiederhole Dir noch einmal, daß Deine Schweſter ein für alle Mal von dem, was wir Beide miteinander vorhaben, keine Ahnung haben darf; ich will weder ihre Seelenruhe ſtören, noch will ich den roſigen Hauch ihrer Reinheit trüben; ohne daß ſie es ſelbſt weiß, wird ſie die eigentliche Kraft ſein, welche das Räderwerk meines Planes in Bewegung ſetzt, und am Ende ſtaunen, ſo mächtig gewirkt zu haben. Was Dich belangt, ſo mußt Du thätiger ſein, Du wirſt das handelnde Räderwerk bilden, aber vergiß nie, daß auch Du nur Maſchine biſt, welche vollzieht, ohne zu wiſſen, was,

ohne zu fragen: warum? — Ich werde nur befehlen, Du wirst handeln, pünktlich, gewissenhaft, ohne Dich um das Weitere zu kümmern. Ist das, was ich beabsichtige gelungen, — in längstens einem Jahre muß Alles entschieden sein, — so werde ich mich aus der Welt ganz zurückziehen, die Mauern eines Klosters werden mich umschließen, und ihr Beide erhaltet dann meinen ganzen Schatz zu gleichen Theilen."

Der Häßliche schwieg. Herrmann, welcher aufmerksam zugehört hatte, sprach: „Eure Geschichte macht mich neugierig, doch seh' ich nicht ein, zu was Ende Ihr mir die ganze Begebenheit erzählt hättet, wenn Ihr nicht selbst dabei sehr betheiligt wäret, drum sagt es nur aufrichtig: Ihr seid der Pflegesohn jener Blinden?"

„Woher dieser voreilige Schluß? Könnte ich nicht irgend ein entfernter Anverwandter der Dame, oder der beiden Geschwister sein? Doch — das thut nichts zur Sache, da Ihr es errathen habt, so will ich es bestätigen: mein Name ist Simon, ich bin derjenige, für welchen Ihr mich haltet; wenn es Euch auch einfiele, an mir zum Verräther werden zu wollen, ob Ihr meinen Namen wißt oder nicht, deswegen wird es Euch doch nicht leichter werden, uns aufzufinden."

„Ich begreife nicht, was Euch bewegt, solche Furcht vor Verrath zu hegen.“ —

Der Häßliche warf ihm einen finstern Blick zu, er knirschte mit den Zähnen, ballte die Faust, die Galle sprühte aus den unheimlichen Augen, man sah es ihm nun an, daß die frühere Ruhe nur eine Maske gewesen, dies jetzt war sein wahres Aeußere.

„Was mich bewegt?“ rief er mit giftigem Hohn, „warum ich den Verrath fürchte? Bis jetzt fürchte ich von Euch nichts, denn Ihr wißt noch nichts; mit Mühe habe ich an mich gehalten, um meine inneren Gefühle nicht zu verrathen; ich habe mich bezwungen, die Galle hinabgewürgt, so wie ich es schon unzählige Mal gethan. So vernehmt denn, ehe ich weiter erzähle. Seit ich zu Vernunft gekommen, hasse ich diese Blinde, verabscheue sie mit einer Wuth, die mich zum Rasen bringen könnte. Sie hat *mich*, den Aelteren, zum Diener meiner *jüngern* Schwester herabgewürdiget, sie hat mich geknechtet, sie hat uns nicht aus Menschenliebe, sondern aus Eigennutz, ihrer teuflischen Pläne halber, ins Haus genommen, sie hat uns aus dem einfachen Marktschanke entrissen, uns an Ueberfluß gewöhnt, damit dereinst der Mangel uns um so empfindlicher scheine, und wir sie ja nicht verlassen mögen; ja, ja, staunt mich nicht so verwundert an; ist es etwas Ungewöhnliches, ein

Weib bis auf den Tod zu haſſen? Eines nur giebt es, was mich bis jetzt immer in Schranken hielt, das iſt die Liebe zu meiner Schweſter. Das Mädchen hängt mit ſolcher Innigkeit an der Blinden, als ob ſie ihre Mutter wäre, und jener zu nahe treten, hieße auch dieſe kränken. Daraus mögt Ihr vor Allem die tiefe Liſt der Schlange erkennen, daß ſie ſchon von Beginn her mich an meine Schweſter ſo zu ketten wußte, daß ich eher den Tod dulden, als dieſe nur mit einem Worte kränken könnte; ſie ſchien es damals ſchon zu ahnen, daß das Mädchen einſt ihr ſchützender Engel werden dürfte, und wahrſcheinlich ſchon bis jetzt iſt ſie es oft genug geweſen. Die Schweſter zu bewegen, daß ſie die Blinde verlaſſe, iſt unmöglich, und mich von der Schweſter trennen, überſteigt meine Kraft; ſo bin ich denn an dieſes Weib mit ehernen Banden gefeſſelt, wie durch einen Zauberſpruch in ihre Nähe gebannt. Doch hört mich weiter an. Sie hat bereits begonnen, in ihrem Sinne thätig ſein. Ich mußte die Aufmerkſamkeit eines Mannes, deſſen Namen ſie mir angab, auf meine Schweſter hinlenken. Was zu erwarten war geſchah; der Elende entbrannte in Liebe zu dem Mädchen; die Blinde befiehlt mir, ihn in der Nacht an's Fenſter zu bringen, unter dem Vorwand, ihm die Wohnung des Mädchens zu zeigen: hier ward er Zeuge einer

Scene, die ſeine Begierden auf's Höchſte ſteigern mußte, und er erwartet jetzt mit Ungeduld die erſte Gelegenheit zu einem Zwiegeſpräche, welches ich ihm auf Anordnung der Liſtigen zuſagen mußte. Der Mann iſt eben ſo mächtig, als ungewohnt, ſeine Leidenſchaften zu bekämpfen; der Anblick meiner Schweſter hat alle ſeine Gierden in Bewegung geſetzt. Im erſten Augenblicke habe ich die Größe der Gefahr für das Mädchen nicht erkannt, aber jetzt blicke ich mit Schaudern in den Abgrund, an dem ſie ſteht. Was die Blinde im Sinne führt, ich habe mich ſchon zerquält mit Gedanken, aber ich habe noch nichts ermittelt, was man nur als wahrſcheinlich annehmen könnte. Sie hat mir die Zuſage geleiſtet, die Reinheit des Mädchens zu bewahren; bei Gott! darüber werde auch ich wachen; eher ſoll ſie und jener Elende verenden, als daß nur ein Hauch den reinen Seelenſpiegel meiner Schweſter trüben ſollte. So ſteh' ich nun da: dort der begonnene Plan der Blinden, die Gefahr für meine arme Schweſter, und hier ich, ganz allein, erfüllt von Haß und Liebe, beide gleich groß, beide gleich mächtig, der Haß für die Blinde, die Liebe für die Schweſter."

Herrmann, weit davon entfernt, Simons Haß nicht zu verdammen, mußte jedoch geſtehen, daß die Lage deſſelben in der That eine ſchwierige war. So

viel er den Charakter des Häßlichen jetzt schon beurtheilen konnte, so war demselben nur Böses zuzutrauen; in dem ganzen Innern dieses Menschen lebte nur vielleicht ein schönes Gefühl, und das war die Liebe zu seiner Schwester!

„Sagt mir doch," wendete er sich nach einigem Nachdenken zu Simon, „wäre es nicht möglich, der Blinden Trotz zu bieten?"

„O ja! Aber wer wird die Folgen davon tragen? Ich, ich ganz allein! Ich würde das Haus verlassen müssen, ein Fremder nähme meinen Platz ein, und die Gefahr für meine verblendete Schwester wäre um so größer, denn das Mädchen ist nicht zu bewegen, das Haus zu verlassen."

„Wäre es vielleicht nicht gerathen, Euch jenem Manne zu entdecken, der Eure Schwester liebt?"

„Das kann ich nicht, denn er vermuthet in mir blos den Knecht des Hauses, welcher ihm das Mädchen ohne Wissen der Mutter zuführen will; so hat es die Blinde befohlen."

„Nun, wenn er Eure Schwester wirklich liebt, so könnte es sich vielleicht doch fügen, daß er, von der Macht seiner Leidenschaft hingerissen, sie zur Gattin nimmt."

„Das ist unmöglich, denn er ist schon vermählt."

Herrmann ſchauderte zuſammen. „Welch ein unſeliges Zuſammentreffen von Umſtänden!“ rief er. „Welch einen gräßlichen Plan mag die Blinde im Sinne führen? Jetzt ſagt mir, was gedenkt Ihr zu unternehmen?“

Simon rückte näher und erwiederte im Tone heimlichen Vertrauens: „Ich will Liſt gegen Liſt gebrauchen! Jener Elende, welcher meiner Schweſter ſo gefährlich werden könnte, darf nicht mehr in ihre Nähe kommen. Sobald mir die Blinde befiehlt, ihn ins Haus zu bringen, ſo ſoll ein Anderer, von dem ich nichts zu befürchten habe, ſeine Stelle vertreten, und dieſer Andere ſollt Ihr ſein.“

Herrmann wurde betreten. Im erſten Augenblicke überraſchte ihn der Antrag; ſchon die Maßregel ſchien ihm verdammenswerth, und nun ſollte er noch eine Rolle in derſelben übernehmen? Je mehr er jedoch den Gegenſtand in Erwägung zog, deſto einleuchtender ſchien ihm das Annehmbare deſſelben zu werden; es galt ja die Ruhe eines unſchuldigen Mädchens zu retten, und die Pläne eines hinterliſtigen Weibes zu vereiteln; er erwog, daß dieſe Maßregel, wenn auch nicht zum Ziele führen, ſo doch mindeſtens über die geheimen Abſichten der Blinden Aufſchluß geben könnte, wo es ſich ſodann herausſtellen würde, in

wiefern dieſelben verwerflich ſeien, und wie denſelben zu begegnen wäre.

Nun nahm Simon nach einem längeren Stillſchweigen das Wort: „Habe ich mich in Euch getäuſcht?“

Herrmann entgegnete: „Ehe ich in Euren Entſchluß einwillige, muß ich noch eine Frage an Euch ſtellen: Was bewog Euch dazu, gerade mich zum Gehülfen dieſes Betruges auszuwählen?“

„Warum ich Euch gewählt? Ich ſeh' Euch zum erſten Male in meinem Leben, Ihr ſeid mir fremd und noch bis auf dieſen Augenblick unbekannt. Ich gehe ſchon einige Tage mit meinem Vorſatze um, und habe beſchloſſen, einen armen, aber ehrlichen Mann aufzuſuchen, und mich ihm anzuvertrauen; ſo gut ich auf Euch ſtieß, eben ſo gut hätte es auch ein Anderer ſein können, wenn er nur, dem Anſcheine nach beurtheilt, jene Eigenſchaften beſaß; Ihr ſeht alſo, an der Perſon lag mir nichts.“

„Und was müßte geſchehen, wenn ich in Euer Begehren willigte?“

„Für jetzt dürft Ihr mir nur Euren Namen und die Wohnung bekannt geben, wo Ihr zu finden ſeid, wenn ich Euch benöthigen werde.“

Das Vorhaben war zu abenteuerlich, die Neugierde zu ſehr angeregt, als daß der raſche Herrmann

die geringen Bedenklichkeiten nicht besiegt hätte. „Ich willige ein!“ wendete er sich zu Simon.

„Den Lohn —“

„Kein Wort davon; für Geld thue ich nichts! Ich gestehe Euch im Voraus, daß ich nur um der Sache willen Euer Helfer geworden, und es so lange bleiben will, als das Recht auf Eurer Seite ist. Ich heiße Herrmann Preising und wohne auf dem St. Stefansplatze bei Meister Toman, dem Hauptportale des Domes gegenüber; dort könnt Ihr mich finden. Gott befohlen!“ — —

Er entfernte sich. — —

Simon blieb noch eine Weile auf dem Platze, sah dem davoneilenden Jünglinge nach, nickte zufrieden mit dem häßlichen Kopfe, und sprach: Der ist der Rechte! Solch einen Narren brauch' ich, denn wer kein Gold achtet, ist in meinen Augen ein Narr! Wohlan, Frau Katharina, nun soll's der Erfolg lehren, wer von uns Beiden der Klügere ist, nun will ich Deine Ränke enthüllen, und sehen, ob Du es auf das Verderben Johannens abgesehen. Weh' Dir, wenn sich dafür nur ein Funke von Wahrscheinlichkeit erkennen läßt! So — so muß — so wird es gehen! So wird die Schwester gerettet — So gewinne ich den geheimen Schatz der Blinden!

Die Gier nach dem Golde ſchien aus ſeinen breiten Augen zu leuchten, ſeine Geſtalt hatte ſich auf einen Augenblick grade aufgerichtet, ſo ſtand er mitten im Dunkel der Nacht mit geballter Fauſt und knirſchenden Zähnen, das Antlitz zur grinzenden Fratze verzerrt. Dann ſenkte ſich allmälig das Haupt, er nahm wieder ſeine gebückte Stellung an, und murmelte, ſeinen Heimweg antretend, giftig vor ſich hin: Ja, ja, ich bin nur ein Knecht des Hauſes, aber ein treuer Knecht! —

Achtes Capitel.

Das Band der Eintracht in der Hauptstadt war zerrissen, die Ruhe gefährdet, noch immer schmachteten die Rathsherren sammt dem Bürgermeister im Gefängniß, noch immer trugen die Empörer ihre Häupter stolz gen den Himmel; welch ein drückendes Gefühl mußte daher die kleine Zahl der kaiserlichen Anhänger belasten, mit welcher Angst mußten sie dem ferneren Ausbruche größerer Uebel entgegen sehen! — Und noch immer saß der Kaiser zu Grätz, pflegte noch immer seine Pflanzen, sann noch immer auf die Erfindung des Steins der Weisen, und zählte noch immer mit bewunderungswürdigem Gleichmuthe seine Schätze; und zu Wien in der Burg schmachtete seine Gemahlin Eleonore, die portugiesische Königstochter, und verging schier in Angst für sich und den kleinen Prinzen, und beschwor ihre Getreuen mit Thränen in den Augen, den Kaiser zur Reise nach Wien zu bewegen.

Und von Tag zu Tag ſchienen ſich die Anzeichen eines herannahenden Sturmes zu mehren, von Tag zu Tag wuchs die Unzufriedenheit, ſtieg der Sinn der Empörer immer höher; die Anderen ſeufzten im Stillen, und ſandten faſt täglich dringende Boten an den Kaiſer; aber wer noch immer zögerte, das war Friedrich! Er frug, ſo lange nur noch Jemand in Grätz zu fragen übrig war, er rathſchlagte wie gewöhnlich bis auf den letzten Augenblick, ohne einen Entſchluß faſſen zu können, er zögerte jetzt noch, wo jeder Augenblick die Krone koſten konnte. Und eine gerechte Entrüſtung bemeiſterte ſich aller ſeiner Getreuen in Wien; ſie verſammelten ſich ins Geheim, ohne Aufſehen zu erregen; Bürger und Landherren ſaßen gemeinſchaftlich, um Maßregeln für die Zukunft zu faſſen. Hier waren unter Anderen der Forchtenauer, Strahemberg, Seuſtenecker, die Bürger Rieder, Pöll, Rohrbacher, dann Michel Beheim, Heinrich Blumtaler und viele Andere. Jeder ſah die bedrohliche Lage für die Zukunft ein, Jeder war überzeugt, daß, wenn der Kaiſer mit ſeiner Abreiſe von Grätz noch länger zögerte, die Stadt Wien für ihn verloren ſein müſſe, und daß, wenn ſie ja noch gerettet werden ſollte, dies nur durch ſein ſchnelles, perſönliches Erſcheinen in Wien geſchehen könnte.

Die Verſammelten beſchloſſen daher, noch einmal, und zwar zum letzten Mal, an den Kaiſer zu ſchreiben. Sie ſchilderten ihm die gefahrdrohende Lage, ſetzten ihm in klaren, aufrichtigen Worten die zu erwartenden Folgen entgegen, und ſchloſſen, daß nur ſeine Gegenwart die gefährdete Ordnung wieder herzuſtellen im Stande ſei, denn ſchon wäre ſeine hohe Gemahlin und der Prinz nicht mehr ſicher, bald würde die Burg den Empörern nimmer heilig ſein! —

Und als dies Pergament von den Meiſten unterzeichnet und dann abgeſendet war, nahm der Probſt von Freiſingen das Wort: „So wollen wir denn zuſammenhalten in den Zeiten der Noth, ausharren in Treue für den rechtmäßigen Fürſten, und keine Gefahr, kein Verſprechen, keine Drohungen ſollen unſern Sinn ändern, und uns der gerechten Sache untreu werden laſſen. Uebermüthig ſchreiten die Empörer einher und nennen ſich „Brüder," unſere Zahl aber iſt ſchwach, wir vermögen den Böſen nicht die Stirn zu bieten, und müſſen ſie mit blutendem Herzen ſchalten und walten laſſen; mir müſſen unſere Entrüſtung im Innerſten verſchließen, unſere wahren Gefühle bis auf gelegnere Zeiten zurückſcheuchen, und mit zerriſſenem Herzen, mit zerknirſchter Seele Ruhe heucheln. Ja, heucheln müſſen wir, wir, die für das Recht ſtehen, und ſie, die Böſen, triumphiren. Ein Ge-

danke durchfährt mich: sie nennen sich „Brüder," weil sie gegen Brüder kämpfen, und wir, die sie Kaiserer schimpfen, wir wollen uns selbst einen ärgeren Schimpf aufbürden, wir wollen uns „Heuchler" heißen, und diese Schmach soll ein Sporn zum Kampf gegen Alle sein, die sich Brüder nennen!"

Von dieser Stunde an wurden die Anhänger des Kaisers „Heuchler" genannt.

Die Versammlung ging auseinander.

— — — — — — Eine Stunde später saßen Michel Beheim und Heinrich Blumtaler im traulichen Zwiegespräche bei einander. Wenn es möglich gewesen wäre, ihre schon früher so eng verbundenen Herzen noch näher an einander zu fesseln, so hätte es jetzt geschehen müssen, durch dieses Beisammenwohnen, durch dieses stete Beisammensein. Trotz der Verschiedenheit ihres Alters waren sie innige Freunde, Jeder schien blos für den Andern zu leben, einen Theil seines Selbst in den Andern übertragen zu haben. Zwei durch eine nicht leicht bemerkbare Thüre verbundene Gemächer bildeten ihre Wohnungen, das innere hatte Beheim dem Freunde abgetreten, und so saßen sie oft halbe Tage hindurch, und erwogen die Gegenwart, plauderten von der Vergangenheit, und deuteten nach Ursachen und Vergleichungen die Zukunft. Den Stoff zu ihrem jetzigen

Zweigespräche lieferte ihnen die eben stattgehabte Versammlung und die Muthmaßungen für den Erfolg derselben.

„Glaube mir sicher, mein Heinrich," sprach Beheim, „ich kenne diese Wiener, als ob ich von Jugend auf unter ihnen gelebt hätte; die Besseren sind ohnedies ausgeschieden, es bleibt also nur der leicht aufgeregte, bestochene, unzufriedene, unruhige Theil, dann jene bürgerlichen Emporkömmlinge, jene geldstolzen Patrizier und der dienstbare Pöbel — gewiß, wir werden noch Manches erleben." —

„Wenn sich aber der Kaiser bewegen lassen wird?" —

„O dann kann sich noch Alles zum Guten kehren. Seine wirklich väterliche Gutmüthigkeit, seine liebenswürdige Persönlichkeit, endlich sein beinahe patriarchalischer Anblick werden ihm wieder Hunderte von Herzen gewinnen. Bedrohlichen Stürmen ist nicht mehr vorzubeugen, denn kommen werden sie bestimmt; aber sie gerüstet zu empfangen, sie so viel als möglich abgleiten und unschädlich zu machen, das muß unsere Aufgabe sein. O, ich fürchte, mein lieber Freund, mein „Buch von den Wienern" wird sehr umfangreich werden."

„Weil Du eben selbst auf Dein neuestes Gedicht zu sprechen kommst, lieber Beheim, so will ich

Dich auf etwas aufmerksam machen. Du bist sehr unvorsichtig."

„Unvorsichtig? In welcher Beziehung, mein Freund?"

„Eben in Ansehung auf dieses Buch. Man spricht bereits in der Stadt davon, man kennt Deine Gesinnung, Deinen beißenden Spott, und daß ich Dir es nur sage, die Herzoglichen sind über Dich aufgebracht."

„Mögen sie's immerhin!" rief Beheim, „wenn sie es erst lesen werden! Ich habe bisher nur unter Freunden und Gleichgesinnten von meinem Buche gesprochen, und stillschweigend erwartet, daß sie mein Vertrauen ehren werden; sie haben's nicht gethan; für die Zukunft will ich mich gegen ein solches vorzeitiges Bekanntwerden meiner Pläne schon zu wahren wissen!"

„Um Deinetwillen, theurer Freund! wünschte ich, daß dies jetzt schon geschehen wäre; Du hast Deiner Verse halber schon so viel Verfolgungen erdulden müssen, und sollen nun noch neue hinzukommen?"

„O, mein Freund! Du kennst das Gefühl des Dichters nicht, wenn er für ein freies, wahres Wort zu leiden hat. Meinst Du, ein solches Leiden mache den echten Sänger kleinmüthig, drücke ihn

zur Erde nieder, oder mache gar den Quell ſeiner Lieder verſiegen? O nein, es erhebt ihn, giebt ihm Bedeutung, begeiſtert ihn zum ferneren Sange, er wird der Märtyrer ſeines Liedes, ſo wie hundert Andere Märtyrer ihres Glaubens wurden, denn bei jedem Dichter birgt ſein Lied ſein Herz, ſeine Liebe, ſeinen Glauben, ſeinen Himmel und ſeine Seligkeit. — O, mein Heinrich, wer die Wonne, die Verzückung einer begeiſterten Dichterſtunde noch nicht gefühlt, der kennt das erhabenſte Glück auf dieſer Erde nicht; glaube mir, der Lohn der Fürſten, die Anerkennung der Mitwelt, der Ehrentag einer Poetenkrönung, ja, ich glaube, ſelbſt die Gewißheit, auch bei Kindeskindern noch im Angedenken fortzuleben: dies Alles kann dem Dichter wohl ſchmeicheln, ihn ehren, erheben, ihn von irdiſchen Gefühlen trunken machen; aber ſein einziger Lohn, ſein höchſter Lohn bleibt doch immer das Schaffen ſelbſt, und wenn der Aermſte unſerer Kunſt matt, abgezehrt, ſiech, zerquält und zermartert auf moderndem Lager ruht, wenn er mit ſpitzem Nagel in die Wand ſeinen letzten Seufzer ritzt, in dieſem Augenblick der Begeiſterung iſt er der Erde entrückt, in dieſem Augenblick iſt er ſelbſt ein Geiſt, ein ſeliger Geiſt!“

Beheim hielt einige Minuten inne, ſein Gefühl ſchien ihn zu bewältigen, die Heiligkeit, die Erhaben-

heit seiner Kunst hatte ihn durchdrungen, seine Worte drangen zum Herzen und rührten den Freund zu Thränen. Nach einer Weile fuhr er fort: „Wäre dem Dichter nicht jenes innere Bewußtsein, jene höhere geistige Kraft zu eigen, woraus hätt' ich sonst bei einem so bewegten Leben, wie das meine, jene Ausdauer, jene innere Ruhe, alle meine Gedanken und Lieder schöpfen sollen? Ja, mein lieber Heinrich! Mein Leben, so wie es jetzt schon hinter mir liegt, war eines der abenteuerlichsten, voll Ereignissen und Abwechslungen. Noch seh' ich es vor mir, das liebe, schöne Schwabenland, noch seh' ich dich, du theures Sulzbach, mit deinen freundlichen Weinbergen; dich, du anmuthiges Vaterhäuschen, mit den buntgemalten Laden, mit den glatt geschnitzten Webstühlen, hinter denen mein guter Vater Tage lang saß, und die glatten Schiffchen hin und her gleiten ließ; noch denk' ich der Tage, wo man auch mich hinter den knarrenden Webstuhl setzte, mich, — der ich lieber wie ein Vogel von Baum zu Baum, von Wald zu Wald geflattert wäre; mich, der ich lieber mit nackten Beinen das ganze Schwabenland durchpilgert hätte. O wie viele bittere Thränen habe ich damals geweint, wie hab' ich immer sehnsüchtig hinaus in's Freie geblickt, wie gern wär' ich schon als Knabe bei jenen trotzigen Kriegern gewesen, welche unsere Burg gegen

den Churfürsten Ludwig den Bärtigen so lange vertheidigten*). — Sieh, lieber Heinrich, mein Gewerbe hat mich durch diesen Zwang viele Thränen gekostet, und doch bleib' ich ihm immer hold, will mich sein nicht schämen, denn es hat mir gar gütlich gethan, als ich noch kein anderes Leben kannte, aber zurückzukehren dazu? Nein, nein, ich will nicht hoffen, daß „ich es genöthiget sein werde!"**) — Und der Himmel sandte auch mir einen Erlöser: der Edle Konrad von Weinsberg, unser Lehnsherr, — nie werde ich seinen Namen vergessen, — er hat die Qualen des Jünglings erkannt, hat mein Wollen geahnt, mein Sehnen verstanden, er zog mich hervor hinter dem Webstuhl, rüstete mich aus mit Wehr und Waffen***), und nun war endlich des Hockens ein Ende, nun sprang die starre Eisdecke in der Brust, und der frische Liederquell begann zu sprudeln mit jugendlicher Keckheit, mit kindlicher Zuversicht; da schäumte und gohr es wie junger Wein, der Kern und Schale hinaus treibt, um sich selbst zu reinigen und zu kräftigen; nun konnte ich mich regen und bewegen nach Lust und Liebe, nun hatte die kleine Schifffahrt

*) Im Jahre 1429. Beheim war damals 13 Jahr alt.
**) Beheims eigene Worte.
***) 1439.

ein Ende, und die große durch's Leben sollte beginnen. Da gab's Fehden und Kämpfe mit Edlen, Züge zum Concile nach Basel*), zur Krönung nach Aachen**), und an den Hof Albrechts von Brandenburg***); da lernte ich die Fürsten, ihre Höfe, die Großen und ihr Treiben kennen, und bei all dem unsteten Wandern und Wogen fand ich doch ein Herz, das mich liebte, sang lustige Weisen in die Welt, und errang die Hand meiner Geliebten†); ach, nach dreizehn Jahren schon raubte der Tod mir die Theuere. Und als der Edle Weinsberg starb††), begann ich höher zu streben, und trat in die Dienste des Markgrafen von Brandenburg — doch" — Beheim unterbrach sich selbst, „wo gerath' ich hin? Der Zauber der Erinnerung hat mich so verstrickt, daß ich Dir, ohne es gewollt zu haben, einen Theil meines Lebens erzählt habe."

„Und willst Du mich des Uebrigen berauben?" drängte Blumtaler in ihn, „weißt Du nicht, wie gern ich horche, wenn Du sprichst, weißt Du nicht,

*) 1439 und 1440.
**) 1442.
***) 1442.
†) 1440.
††) 1448.

wie angenehm mir jeder Laut von Deinen Lippen tönt? Laß Dich die Anstrengung nicht gereuen, mein theuerer Beheim, erzähl' weiter, Du thust es ja mir, Deinem Freunde, zu Liebe."

Beheim lächelte freundlich: „Du kennst die verwundbare Ferse des Achilles, Du weißt mich schon zu fassen; doch hätte es von Deiner Seite keiner Bitte, sondern nur einer Anregung bedurft, und ich hätte auch nicht gesäumt; denn in Erinnerungen schwelgen, vergangener Zeiten gedenken, bleibt immer belehrend und angenehm zugleich. Was nützte dem Menschen all' seine Weisheit, all sein Geist, wenn die Vergangenheit nicht vor ihm offen läge: dieses große Buch voll Erfahrungen und Wahrheiten, dieser unbefangene, unbestechliche Rath für die Gegenwart. Doch will ich die kurze Darstellung meiner Erlebnisse bis zu Ende führen. Im Dienst des Markgrafen zogen wir gegen die erbitterten Rothenburger. Hier traf mich ein schweres Mißgeschick: ich gerieth in die Gefangenschaft der übermächtigen Städter, welche, Schmach ihrem Andenken! mich grausam genug behandelten. Der Fürsorge des Churfürsten verdankte ich endlich die Freiheit, aber ich fühlte, daß derlei Raubzüge, begleitet von Grausamkeiten, einem ehrsüchtigen Manne kein Feld boten, und ich bat den Markgrafen, daß er mich entlasse auf so lange, bis

dieſe Fehden geendet*). Da zog ich denn fort gen Heidelberg, wo mein Dienſtherr eben mit den beiden Albrechten von Oeſterreich und Baden und mit Ulrich von Würtemberg ein Trutzbündniß gegen die verhaßten Städte geſchloſſen. Hier nun trat mein Lied zuerſt gegen den Uebermuth des Adels auf; ich hatte die Fehden, die herrſchſüchtigen Pläne, das Rauben und Plündern ſattſam kennen gelernt, und mich regte es auf, daß ſie, denen Gott Macht und Gewalt gegeben, dieſe Waffen gegen den armen Bürger und Landmann kehren, und beim Himmel! ich hatte den wunden Fleck getroffen; mein für das Recht begeiſtertes Lied machte die Uebermüthigen ſchäumen und wüthen; erzürnt, wie ein Falke gegen einen wehrloſen Singvogel, ſchoß einer der Edlen auf mich zu und rief: Still mit deinem Geplärr! Weißt du nichts Beſſeres zu ſingen, ſo ſoll man dich in den tiefſten Fluß werfen. Du lehnſt dich zuletzt wohl noch gen den chriſtlichen Glauben auf! —

Und ſo zog ich denn befriediget fort gegen Köln, von da nach Weſtphalen und Sachſen. Aber ſchon lange war in mir der Wunſch rege geweſen, den großmüthigen, ruhmvollen, jugendlichen Dänenkönig, Chriſtian I., kennen zu lernen; ich pil-

*) 1450.

gerte nach Lübeck, fuhr zu Schiffe die Trave hinab, dann in die Oſtſee und nach Kopenhagen. Der König war eben zur Krönung nach Norwegen gezogen, und ich, nach einem freundlichen Empfang der Königin, — denn mein früherer Gebieter war ihr Oheim, — zog ihm nach. – Ach, mein Freund! welch ein wunderlich Land that ſich in dieſem Norwegen vor meinen Augen auf! Berge und Felſen thürmen ſich ſchroff in die Höhe, ihre Häupter ſtreben himmelan und ſchwimmen in Nebel und Wolken; unten aber, mitten durch die Felſenthäler, wogt und rauſcht das Meer, ſchäumt und brandet und zerſchellt an dem Felſenſtein. Dieſe Welt von Meer und Felſen, dieſes abenteuerliche Gebirge mit ſeinen ſchmalen Stegen, und dann das Land ſelbſt, ſo unheimlich, ſo düſter: wahrhaftig! es muß Grauen erwecken. Im Winter bleibt der Tag ſo dunkel, daß Du die Fährte kaum erſehen kannſt, in den Sommernächten durch faſt fünfzig Tage leuchtet Dir die Sonne um Mitternacht, ſo daß Du Tag und Nacht nicht ſcheiden kannſt. Wilde Lappen wohnen in finſtern Wäldern, in einer zweiten Oede haust das Volk der Schreling e, kaum drei Spannen hoch, aber eben ſo frech und ſtreitſüchtig als es klein iſt. Bis nach Drontheim war ich gekommen, dort traf ich den König. O, mein Heinrich! welche Ehren wurden mir da zu

Theil, wie kam mir dieſer Fürſt entgegen, noch nirgends traf ich ſolche Herzlichkeit, wie an dieſem Hofe. Der König ſelbſt empfing mich gnädig, nahm mich, ſo oft er mit mir redete, an der Hand, wollte mich nicht von ſich laſſen, und behielt mich ſogar auf ſeinem Schiffe, wiewohl manch herrlich Fahrzeug mit uns zog. Von Drontheim fuhren wir nach dem an Kaufmannsgütern reichen Bergen; dort ertheilte der König Lehen, und dann ging's dem Weſterſee zu. Von hier wollte der König zu Land heimwärts ziehen, ich aber konnte eines Fußübels halber nicht reiten, und bat den Fürſten, mich in ſeinem Schiffe zu laſſen. Er gewährte es. Kaum hatten wir die hohe See erreicht, ſo begannen ſich die Winde in Süd und Oſt zu regen, mit der Nacht brach auch der Sturm heran, gewaltig und erſchütternd. Himmelhohe Wellen warfen ſich heran, wie Raubthiere, wenn ſie ſich auf ihre Beute ſtürzen; ſie bedeckten, ſie verſchlangen uns. Und die Todesangſt erfaßte Aller Herzen, und der Gedanke an die Ewigkeit durchdrang jede Seele, der Glaube ward umklammert, und Verlöbniſſe nach Rom, zu St. Jakob und ſelbſt zum Blute Chriſti fanden ſtatt. Endlich am andern Mittage legte ſich der Sturm. Ein ſchmerzliches Uebel hatte mich erfaßt, ich lag matt und krank in der Kajüte, und wirre Bilder ſtiegen auf in meiner Seele,

ich glaubte ſchon den Tod zu ſehen, wie er die Senſe nach mir ſtreifte, ich wußte nicht, daß wir Windſtille feiern mußten, aber der Sorgfalt und der guten Pflege dankte ich meine Geneſung; ein friſcher Nordweſt erhob ſich, da riefen mir die frohen Jungen zu: Steh' auf, Michel Beheim! ſchon ſehen wir Dänemark! Mein Herz klopfte freudiger, und einer zweifachen Gefahr entronnen, ſtieg ich in Kopenhagen an's Land. Siebenzehn Tage ſpäter traf der König ein, dem indeſſen ſein erſtes Söhnlein geboren wurde, und da ich hier erfuhr, daß zu Hauſe der Streit zwiſchen den Fürſten und Städtern friedlich beigelegt ſei, bat ich den König, mich heimwärts ziehen zu laſſen, und — mich reich beſchenkend — gewährte er es. Dreien Albrechten widmete ich nun nach einander meine Dienſte: dem von Brandenburg, von Baiern und von Oeſterreich. Du ſtaunſt mich an? Dein Blick ſcheint mich zu fragen: Wie, auch Du, Michel Beheim! haſt dem Herzog Albrecht VI. gedient, demſelben, welcher jetzt mit unſerem Herrn, dem Kaiſer, im Streite iſt? — Ja, mein Freund! Ich kannte den Fürſten noch von Heidelberg her, aber nur die unruhige, thätige, flimmernde Außenſeite, dieſes Jagen, Streben und Wollen, es gefiel mir; das Innere des Herzogs, ſo wie ſeine herrſchſüchtigen Pläne waren mir aber fremd, deshalb unternahm ich es auch an-

fangs, ihn noch gegen den frechen Adel zu spornen, munterte ihn auf, nannte ihn einen emsigen Gärtner, der seinen Garten vom Unkraut wohl rein zu halten wissen werde! Doch wie schrecklich hab' ich mich getäuscht! Seine Pläne waren noch verwerflicher, als jene der übermüthigen Edlen, denen mein freies Wort ein Gräuel war, und die mich nicht minder zu hassen und zu verfolgen begannen, wie der Herzog selbst. Ich verließ seinen Hof und seine hochverrätherische Partei, und faßte den Entschluß, im Gefolge des jugendlichen Königs Ladislaus nach Ungarn zu ziehen, und den Kreuzzug gegen die Ungläubigen mitzukämpfen, zu welchem der begeisterte Kapistran, wie ein zweiter Peter von Amiens, so unwiderstehlich aufgefordert hatte. Wir verließen Wien*), die Donau trug uns hinab bis an die Grenze des Ungarlandes, somit bis an die Grenze des Christenreichs, bis zur Veste „Griechisch-Weißenburg" sonst „Belgrad" genannt.

Jene Begebenheiten leben noch frisch in Aller Angedenken, die Kämpfe des Cilley mit der Hunyadianischen Partei, das Schwanken des guten, aber eben so schwachen königlichen Jünglings, der Haß der meisten Magyaren gegen den Grafen Cilley, dessen

*) Am 26. August 1456.

Einfluß auf Ladislaus sie nur zu gut kannten: dies Alles führte jene blutige Epoche herbei, deren erstes Opfer der verhaßte Cilley war. Aber nicht gesättigt mit dem Blute des Gemordeten, begannen die Ungarn in der Veste und unten in der Stadt zu plündern, jedoch nur bei den ihnen verhaßten Fremden, den Deutschen und den Böhmen; auch ich wurde meiner Waffen und meines Goldes beraubt. — Glaube mir sicher, mein Freund! ich war froh, dem Lande dieser Wilden zu entkommen, denn unter Magyaren, die auf Leichenhügeln nach der Schlacht ihr Gelage feiern, die zum Labebecher einen Todtenschädel sich erkiesen, nun wahrhaftig, da kannst Du nimmer wähnen, Dich unter Christen zu befinden.

Wohlbehalten langte ich mit dem Könige in Wien an*), doch schon in wenig Monden drauf ging es fort nach Prag. Die alterthümlich schöne Stadt mit ihren duftig grünen Bergen, des Königs Huld und Freundlichkeit munterten mich nicht wenig auf; hier sang ich jene Lieder auf die Thaten „Giskra's," auf „Bisanz's Fall," von des „Pohlenkönigs Türkenkriegen," von „Oesterreichs Lob," jenes „Lied von den drei Rosen," die der König selbst mir freundlich überreichte, und viele

*) Im Juni 1457.

andere. Aber dies Alles, mein Freund, währte nicht lange; wie in Ungarn der Baronen Uebermuth, so bildeten in Böhmen Glaubensstreitigkeiten feindliche Parteien; ich war gewissermaßen aus dem Regen in die Traufe gerathen! Du weißt, wie inniglich ich an meinem Glauben halte, wie wär' es mir also möglich gewesen, bei meinem offenen Sinne, bei meinem rücksichtslosen Tadel die Hofpartei der Taboriten nicht gegen mich aufzubringen? — Man verbot mir das freie Wort, ich nahm zur Allegorie meine Zuflucht, und sie mußten's doch wieder mit anhören; und frug der König mich um die Deutung meines verblümten Sanges, so gab ich ihm selbe an, und erzürnte dadurch die Feinde noch mehr. Die Anfeindungen begannen, das kränkte und erbitterte mein Gemüth, und im gerechten Zorn sang ich jene Spottlieder auf die Hussiten, welche endlich meine Entfernung von diesem Hofe nach sich zogen. So kam ich zum Kaiser, unserem jetzigen Herrn, er nahm mich freundlich auf; doch meinst Du, lieber Freund! die Herzoglichen hätten mich seit der Entfernung aus ihrer Mitte vergessen? O nein, sie grollen mir noch, Herzog Albrecht so gut wie jeder der Seinen; sie können meinen freien Tadel noch immer nicht vergessen, und ließen mich es, bald nach meiner Ankunft am kaiserlichen Hofe, bitter fühlen. Zu Al-

tenburg in Ungarn feierte der Graf Siegmund von Pösing seinen Vermählungstag. Auch ich zog hinab, um im Wettstreit mit andern Sängern um den Preis zu singen. Ein solcher Kampf, mein Freund, ist ein großes Wagniß, aber wenn es gelingt und zum Siege führt, um so ehrenvoller! — Das Fest war glänzend, prachtvoll, eine ungeheure Zahl von Gästen strömte herbei; Frauen, deren Anblick schon begeistern konnte, verherrlichten durch ihre Anwesenheit die Feier. Der Tag des Sängerkampfes erschien; auf Tribünen im Kreise saßen Herren und Frauen, manch' trefflicher Poet trat auf, bald schüchtern, bald mit kühner Zuversicht, und Lieder zum Lobe Hymens, oder zur Ehre des Grafen, oder zu Pannonia's Ruhm ertönten bald mit mehr, bald mit weniger Beifall; da kam auch an mich die Reihe, mit freudig zitternder Hand ergriff ich die Laute, mit lächelnder Miene trat ich in den Kreis, denn mein Bewußtsein, mein Inneres sagte mir, ich würde Schöneres, Besseres schaffen. Und ich begann mit voller Stimme, mit wohlklingendem Tone mein Lied; man sieht das Staunen, den Eindruck, den es bei Allen hervorbringt, beifällig nicken die Frauen, und ernst lächeln die Männer; es reißt mich hin, immer schneller fließen die Verse, immer tiefer, ergreifender wird der Sinn. — „Sein wird der Sieg!" so denkt ge-

wiß jeder der Anweſenden, und den Beifall feſt haltend, eil' ich dem Ende zu. Da begann rückwärts auf einer der Tribünen ein Geräuſch, es wurde immer lauter; Lachen, Höhnen drang herab; erſchreckt, der Begeiſterung entriſſen, halt' ich ein; Alle blicken mit Unwillen auf die Friedensſtörer, der Lärm währt fort, ich konnte mein Lied nicht mehr enden; der Eindruck war verſcheucht, meine Begeiſterung verſchwunden; wie niedergedonnert, wie von einer eiſigen Fluth übergoſſen, ſo ſtand ich da, das Auge zu Boden geſenkt, bebend, ob vor Wuth oder Scham, ich weiß es jetzt noch nicht; ich ſah und hörte nichts, als das Spottgelächter meiner alten Gegner, und floh beſchämt vom Kampfplatz. Die Ruheſtörer waren Gaukler und Poſſenſpieler aus dem Gefolge des Herzogs."

„Armer Freund!" rief Heinrich Blumtaler bedauernd aus.

„Arm? Warum arm? Weil ich den Preis nicht bekommen? Deshalb müſſen ſie es doch geſtehen, daß ich das ſchönſte Lied geſungen! Und was die Scham, das bittere Gefühl jenes Augenblicks belangt, ſo war es bald vergeſſen, denn nicht mein Lied, ſondern Neid und Rache haben es herbeigeführt. Doch genug der Erinnerungen! Ich bin der Kämpfe mit dem Leben ſchon gewohnt, ſie überraſchen mich wenig mehr, und wenn ſie da ſind, weiß ich ihnen zu begegnen." —

Der Erzähler hatte geendet. —

Die beiden Freunde erhoben sich, Beheim trat an's Fenster und sah die Straße hinab. „Warst Du schon lange nicht im Hause der Ellerbach?" wandte er sich nach einer Weile gegen den Freund.

„Seit zwei Tagen!" versetzte Heinrich.

„Was macht die schöne, unglückliche Freifrau?"

„Sie ist tugendhaft genug, über ihr Geschick nie zu klagen."

„Ich kenne diesen Berthold Ellerbach, ebenso wie Deinen angeblichen Verwandten Holzer, noch vom herzoglichen Hofe her; die arme Juliane! Welch ein bitteres Loos, einem solchen Gatten anzugehören! Diese beiden Männer waren, oder sind noch vertraute Genossen Albrecht's; sie sind die Mitwisser und Theilnehmer aller seiner Gelage, seiner geheimen und öffentlichen Freuden. Welch eine erhabene Seele muß das Weib besitzen, welcher Riesenmuth muß ihr zu eigen sein, um über einen solchen Mann keine Klage laut werden zu lassen — doch sieh da — was seh' ich!" — Beheim neigte sich tiefer zum Fenster hinaus — „das ist ja — zurück!" — rief er Blumtaler zu, welcher, von Neugierde angeregt, ebenfalls an's Fenster wollte — „er darf Dich nicht erblicken — er kömmt die Straße daher — gerade auf dies Haus zu — sollte sein Besuch uns gelten?

Wirklich — er geht zum Thore — in's Haus — ſchnell, Heinrich! in dein Gemach!"

„Wer iſt es denn?" fragte dieſer betroffen.

„Nur ſchnell hinein — von Innen zugeriegelt — Du erſcheinſt nur dann, wenn ich Dich rufen werde. Es iſt der Holzer!"

Er drängte den Freund in's zweite Gemach, man hörte innen den Riegel vorſchieben. Beheim eilte zum Tiſch, ergriff ein Buch, die Thüre öffnete ſich, Wolfgang Holzer trat ein.

Der Rathsherr war ſorgfältig gekleidet, ſein Aeußeres verrieth Ernſt und Freundlichkeit; er grüßte den Dichter, welcher, ihn zu bewillkommen, aufgeſtanden war, etwas vornehm, aber nicht ohne einnehmende Weiſe.

„Herr Hubmeiſter!" ſprach Beheim lächelnd, „welch ein glücklicher Tag für einen armen Sänger, daß Ihr ihn Eures Beſuches würdiget."

„Verkennt Euren Werth nicht, Michel Beheim!" erwiederte Holzer zutraulich, „übrigens darf es Euch nicht auffallen, wenn alte Bekannte ſich beſuchen!"

Der Dichter verſtand den Spott und verſetzte:

„Nicht wahr, Herr Hubmeiſter, es iſt doch ein ſchönes Ding um alte Bekanntſchaften, wenn man ſich nach Jahren wiederfindet? Ich bin noch immer der unbedeutende Michel Beheim, der Dichter Thu-

nichtgut, der Sänger von Habenichts; Ihr — Ihr seid indessen hoch gestiegen, Ihr seid der erste Mann in Wien geworden — fast so viel, als —"

Der Rathsherr unterbrach ihn rasch:

„Ich bin nicht hierher gekommen, um von Euch zu hören, was ich bin, sondern Euch zu sagen, was ich will."

Beheim war nicht der Mann, diesen Hochmuth ruhig mit hinzunehmen; er erwiederte:

„Habt Ihr, Herr Wolfgang Holzer, mir, dem kaiserlichen Diener, gegenüber, auch einen Willen?" —

Der Rathsherr brauste auf:

„Ja, Michel Beheim! den habe ich, weil Ihr gegen Recht und Gesetz einen jungen Menschen Unterkunft gebt, welcher der Aufsicht seines Verwandten entflohen ist."

„Seines Verwandten?" fragte der Dichter, indem er das Wort nachdrücklich betonte, und dem Gegner einen zerschmetternden Blick zuwarf.

Holzer wurde betroffen; er merkte, daß Heinrich mit dem Freunde jedes Geheimniß getheilt habe. Er schlug daher rasch einen andern Weg des Angriffes ein und sprach mit Ernst:

„Versetzt Euch, Michel Beheim, in meine Lage, und sagt mir offen, was würdet Ihr an meiner Stelle in derselben Angelegenheit thun?"

„Den jungen Mann gewähren laſſen! — Und hätte ich einen eigenen Sohn, der alt genug iſt, ſelbſtſtändig zu handeln, ich würde ihm nie meinen Willen aufbürden, nie den Weg vorzeichnen, den er zu gehen hat; muß denn gerade immer der Aeltere klüger ſein, als der Jüngere? Wer kann es mit Gewißheit behaupten, daß ſein Weg der beſſere, und jener des Anderen der ſchlechtere ſei? Und wenn der Vater ſchlimme Wege geht, ſoll der Sohn, der es erkennt, ſoll er dem Eigenſinnigen immer nachhinken müſſen?“

„Ihr vergeßt aber des wahren Sprüchleins, daß das Ei immer klüger ſein will, denn die Henne!“

„Das iſt eben ſo ungerecht, als wenn die Henne immer klüger ſein wollte, als das Ei. Glaubt mir ſicher, Herr Hubmeiſter! obwohl ich Heinrichs inniger Freund bin, ſo würde ich ihn doch, hätt' ich ſein Thun als Unrecht erkannt, nimmer bei mir aufgenommen haben.“

„Er befindet ſich alſo wirklich bei Euch?“

„Er iſt bei mir geborgen.“

„Ihr werdet ihn wohl die edle Kunſt, zu dichten, lehren?“ fuhr Holzer ſpottend fort.

Beheim erwiederte unbefangen: „Nein, das thu' ich nicht; der junge Mann hat kein Talent hierzu, als ob er gar nicht Euer Verwandter wäre!“

Das war eine beißende Satire, denn Holzer hatte ſich auch ſchon in Gedichten verſucht, die ihm aber, wie meine Leſer gleich erfahren werden, üble Früchte trugen. Beheim hatte alſo kaum dieſe Aeußerung fallen laſſen, ſo wurde der Rathsherr glühend roth, und knirſchte mit den Zähnen. Der Dichter ſchien dies nicht zu bemerken.

„Michel Beheim!“ rief der Andere aufgebracht, „Ihr habt ein böſes Herz!“

„Ihr thut mir Unrecht, Herr Holzer! Hättet Ihr geſagt, eine böſe Zunge, dann könnte was Wahres an der Sache ſein.“

„Ich kam hierher, um in Güte mit Euch zu ſprechen, zu unterhandeln, und Ihr fordert mich heraus?“ —

„Das thu' ich nicht,“ antwortete der Dichter, „ich vergelte nur Spott mit Spott, Hohn mit Hohn! Ihr kennt mich eben ſo gut, Herr Holzer! als ich Euch kenne; wozu alſo dieſe Umſchweife? Sagt mir offen, was Ihr wollt; ich bin nicht der Mann, mir etwas abtrotzen, oder mich einſchüchtern zu laſſen; kann ich Euch willfahren, ſo wird's geſchehen, kann ich's nicht, ſo müßt Ihr auch zufrieden ſein.“

Der Rathsherr kannte zwar Beheim's Charakter ſchon von früher her, nur war's ihm ſchwer, ſich aus ſeiner lang gewohnten, umſchweifenden, hinterliſtigen

Unterhandlungsweise. herauszuschälen; als ihm jedoch keine andere Wahl blieb, mußte er sich doch hierzu bequemen.

„Hört mich an, Michel Beheim! Das Erste, warum ich kam, betrifft Heinrich Blumtaler. Ich wünsche, daß er wieder in mein Haus zurückkehre."

„Dazu wird er freiwillig nicht zu bewegen sein, denn Ihr habt ihn des Theuersten, was der Mensch besitzt, der Freiheit des Willens, und dann sogar der persönlichen Freiheit berauben wollen."

„Euch gesteh' ich's: es war übereilt von mir, aber er hat mich gereizt; doch dies Alles sei vergessen; bewegt ihn dazu, daß er zurückkehre."

„Das Letztere werde ich nicht thun, denn wie kann ich ihm zu einem Schritte rathen, den ich nicht billige? Hört mich an, Herr Hubmeister! Heinrich hat mir den letzten Vorfall mit Euch erzählt, ich will nicht weiter in das Geheimniß jener sonderbaren Stellung dringen, in welcher Ihr ihm gegenüber Euch befindet; so viel jedoch entnehme ich, daß es Euch am meisten um die Erhaltung des jungen Mannes zu thun ist; für dieselbe nun bürge ich Euch; möge kommen, was da wolle, ich werde über den Freund wachen; was Euren Widerwillen gegen kaiserliche Dienste belangt, so müßt Ihr denselben schon zu bezwingen trachten, oder noch besser, ich will Euch auch

dafür bürgen, Heinrich soll in Zukunft nur mein, und nicht des Kaisers Diener sein."

Holzer dachte eine Weile nach, dann versetzte er: „Ich bin's zufrieden, obwohl ich zu gut einsehe, daß, wenn man selbst für etwas haftet, es immer besser ist, es auch selbst zu bewachen, und daß Euch dienen eben so viel ist, als dem Kaiser dienen; doch es mag so bleiben, nur Eines bedinge ich mir, daß Heinrich ohne mein Wissen diese Stadt nicht verlasse, und daß er überhaupt ohne mich keinen für sein Leben entscheidenden Schritt thue."

„Auf die Erfüllung dieser beiden Bedingungen gebe ich Euch mein Wort. Wir sind also über diesen Punkt einig?"

„Ganz einig," versetzte der Rathsherr, „und nun zur zweiten Ursache, die mich hierher geführt. Diese betrifft Euch."

„Mich?" fragte der Sänger erstaunt.

Holzer rückte näher und sprach im vertraulichen Tone:

„Michel Beheim! ist es wahr, was ich jetzt schon an so vielen Orten sprechen hörte, Ihr dichtet ein Buch von den Wienern?"

Beheim wurde unwillig. „So hat denn diese klatschzüngige Fama ohne mein Wissen und Wollen die ganze Stadt vollgeblasen?" rief er unmuthig aus.

„Ja, das hat sie!“ versetzte der Rathsherr bestätigend, „man weiß auch bereits, daß Euer Gedicht schon in den ersten Zeilen Gift und Galle gegen die Wiener sprüht — nicht wahr, das Gerücht hat nicht gelogen? Auch getrau' ich mir zu wetten, daß Ihr auch mich auf Eure altbekannte Weise in demselben bedacht haben werdet.“

„Nun, angenommen,“ rief Beheim ärgerlich, „dies Alles wäre so, was wollt Ihr weiter?“

„Was ich will? Euch dienen will ich, Michel Beheim!“

„Mir dienen? Auf welche Weise, wenn ich fragen darf?“

„Auf die einfachste von der Welt! Ich will Euch einen heilsamen Rath ertheilen!“

„Nun, laßt hören, Herr Hubmeister!“

„Habt Ihr wirklich das Buch zu dichten schon begonnen, so vertilgt die Blätter, die Ihr bisher davon geschrieben; ist das Gedicht aber noch gar nicht angefangen, so erspart Euch die Mühe und laßt es tief in Eurer Seele bleiben!“

„Diesen Rath, Herr Hubmeister! habe ich von Euch erwartet; doch was soll der Ernst, der fast drohende Ton, mit welchem Ihr mir diesen Rath ertheilt?“

„Sie sollen Euch bedeuten, daß das Buch von den Wienern Euch viel zu schaffen machen könnte.“

„Mir? Steh' ich nicht unter dem Schutze des Kaisers?"

„Jetzt, in diesem Augenblicke, ja! Doch wer bürgt Euch dafür, daß dieser Schutz Euch auch morgen noch vor den Angriffen derjenigen sichert, welche Ihr Euch heute durch Euer Buch zu Feinden macht?"

„Sollte die Sache des Rechtes so weit sinken?" rief Beheim klagend aus, dann setzte er kurz hinzu: „Herr Hubmeister! Nehmt meinen Dank für Euren Rath."

„Werdet Ihr ihn befolgen?"

„Nein! Ich werde mein Buch von den Wienern weiter dichten. Mein Buch erzählt nur das, was wahrhaft sich begeben; wer mein Buch scheut und fürchtet, hat entweder schon Böses gethan, oder gedenkt erst Böses zu thun, und wer dazu gewissenlos genug ist, der muß es auch zu ertragen wissen, daß die Mit- und Nachwelt seinen Namen und sein Wirken kenne lerne."

„Ist dies Euer fester Entschluß?"

„Ich kann nicht anders! Ich bin es mir, dem Recht, der Wahrheit, dem Kaiser und Eurem Vaterland schuldig; ich muß es dichten, ich muß den Kindern die Thaten ihrer Väter erzählen; sagt mir, was bliebe dem Armen, dem dieses Leben nur Leiden und sonst nichts beschеert, während der Andere

in Glück und Ueberfluß ſchwelgt, was bliebe dem Erſteren für ein Erſatz, wenn es nicht ein Jenſeits gäbe? Und ſoll ein Fürſt, deſſen Macht ihn vor jedem Angriff ſchützt, ſoll er ungeſcheut nach rauher Willkür handeln dürfen, und Tauſende ſeinen Launen, Leidenſchaften und Ungerechtigkeiten opfern? Soll ſein Name bei der Nachwelt eben ſo makellos wie der eines Gerechten klingen? Seht, was dem Niederen das Jenſeits, das iſt dem Fürſten die Geſchichte, ſie giebt ihnen den Himmel oder die Hölle, und mein Buch iſt kein Gedicht, es iſt Geſchichte!“ —

„Was Ihr geſprochen, Michel Beheim! iſt wahr, allein ich kenne Euch, Ihr taugt zum Geſchichtſchreiber nicht! Dieſer ſoll mit kaltem Blute, ohne Vorurtheil für die eine oder andere Partei, an's Werk gehen; das iſt bei Euch nicht der Fall, denn Ihr waret im Voraus ſchon gegen den Herzog und die Seinen eingenommen; der Geſchichtſchreiber ſoll Ernſt mit Würde paaren, das liegt nicht in Eurem Weſen, Ihr neigt Euch mehr dem Hohn, dem Spotte zu, und ſo werdet Ihr, in den Handlungen Eures Buches ſelbſt mit verwoben, kein gerechtes Urtheil fällen; Euer Werk wird nicht Gedicht und nicht Geſchichte werden, es wird ein Zwitter, heute geleſen und morgen ſchon vergeſſen ſein, zum Ge-

dichte wird ihm Poeſie, zur Geſchichte der unbefangene Forſcherblick mangeln. Welches ſoll alſo der Erfolg Eures Buches werden?"

„Mein Lied, wenn ich es ja bis an's Ende dichten ſollte, ob es ſchon morgen oder nach Jahrhunderten erſt verhallt, ſtrebt nur nach einem Ziel, nach Wahrheit! Ich werde die Begebenheiten ſchildern; ob nun mancher Spott mit einfließt oder nicht, die Begebenheit ſelbſt bleibt ungeändert, und die nackten Handlungen mit ihren Urſachen ſind es, aus welchen man Zeit und Menſchen kennen lernt, alles Uebrige iſt Verzierung, Schnörkelei."

„Ihr wollt alſo Euer Spottbuch wirklich vollenden?" fragte Holzer theilnehmend.

„Nennt es Spott- oder Hohnbuch, wie es Euch genehm, es wird vollendet!"

„Und die Folgen?"

„Werde ich tragen!"

„Beheim — noch Eines! Ihr habt mich im Verlaufe unſeres Geſpräches an die ſchmerzvollſten Stunden meines Lebens erinnert. Es hat mir weh' gethan, jetzt will ich ſelbſt von denſelben ſprechen; es geſchieht der Erwägung des Beiſpiels halber. Auch ich habe einſt im Uebermuth, als es dem Eyzinger durch meine Hülfe gelungen war, den ver-

haßten Cilley vom königlichen Hofe zu entfernen, Schmäh- und Spottlieder auf den gefallenen Grafen und seine Geliebte gesungen. Bald darauf kehrte er, in Gnade aufgenommen, zurück, warf mich in den Kerker, raubte, was mein war, und quälte mich; dann spannte man mich auf die Folter, reckte meine Glieder, und — nur aus übergroßer Gnade — ward das Leben mir geschenkt. Nehmt ein Beispiel dran!"

Beheim erwiederte ernst: „Ihr habt gesungen, um zu schmähen und zu spotten; ich singe, um die Wahrheit zu verbreiten! Diese Ursachen sind zu sehr verschieden, als daß man von der Wirkung der einen auf jene der andern schließen könnte."

„Ich habe nur Einen angegriffen, und Ihr fordert Hunderte heraus."

„Um so besser für mich! Von Hunderten steht zu erwarten, daß doch ein Theil von ihnen ihr Unrecht und mein Recht erkennen wird; bei Einem, besonders wie jener Cilley, wär' so was zu hoffen Thorheit gewesen."

„Ihr bleibt also wirklich bei Eurem Entschlusse?"

„Fest und unerschütterlich!"

„Möget Ihr es nie bereuen!" —

Nach dieſen Worten verließ der Rathsherr die Stube.

Heinrich eilte aus dem Nebengemache, fiel ſeinem Freunde entzückt in die Arme und rief freudig aus:

„Beheim! welch' ein Mann biſt Du! Tauſend Dank Dir, o gütiger Himmel! der Du mir einen ſolchen Freund beſchieden!“

Neuntes Capitel.

Welch ein Wogen und Rennen durch die Straßen Wiens? — Bist Du je, lieber Leser, in einer Stadt beim plötzlichen Rufe „Feuer!“ ehe man noch den Ort kannte, wo die Brunst ausgebrochen, von dem wirren Laufen, Schreien, Eilen, Fragen Zeuge gewesen? Hast Du's schon mit angesehen, wie da die Männer bald hin, bald her durch die Gassen toben, wie die Kinder, aufgeschreckt von dem Getöse, vor den Thüren steh'n und jammern, wie sich plötzlich alle Fenster öffnen, bleiche Gesichter nach dem Orte der Gefahr spähen, und auf Aller Mienen die Theilnahme zu lesen ist, und in Aller Augen die Angst sich spiegelt? Warst Du je schon Zeuge einer solchen Verwirrung, eines solchen Tumultes, solchen Schreckens und solcher Angst? — Grade so bewegt, grade so aufgeregt war's in den Straßen Wiens! —

Ein Ruf war plötzlich erschollen, unerwartet wie ein Donnerschlag am Neujahrstage, und dieser Ruf war: „Der Kaiser mit einem Heere kömmt!“

Wer hätte dies nur geahnt? So plötzlich, zwar schon längst spät genug, aber von den Meisten noch immer unerwartet?

„Der Kaiser kömmt!" hörte man sie wispern; „der Kaiser kömmt!" durchlief's die Häuser, Schenken, Kirchen und Straßen; „der Kaiser mit einem Heere kömmt!" war der Morgen-, war der Abendgruß, war mit einem Worte die Lebensfrage! —

Wer die Mienen der Gesichter nur ansah, konnte alsogleich angeben, zu welcher Partei Der oder Jener sich zähle. Die Kaiserer heiter, froh, mit kühner Zuversicht vor sich hinblickend, einander — wo sie sich begegneten — bedeutungsvoll zulächelnd, mitunter einige Worte wechselnd, die von einer Bewegung begleitet waren, welche, verdolmetscht, ungefähr so viel sagen sollte, als: Ich hab' es ja gleich gewußt daß es so kommen würde!

Die Brüder, besonders jene Bürger unter ihnen, die — so was man zu sagen pflegt — etwas zu verlieren hatten, konnten ihre Bestürzung nicht verbergen; sie steckten wichtig die Köpfe zusammen, murmelten mit einander, sahen sich dabei mißtrauisch um, als fürchteten sie die Ohren eines Lauschers, dann schlichen sie wieder fort, nach ihrem Beschützer, ihrem

Vertheidiger — dem Holzer zu sehen, und nach seinem Thun das ihrige zu ordnen.

Die Unbefangenen, die Ruhigen lächelten vor sich hin, und dachten im Stillen: Die Ersteren triumphiren zu früh, denn es ist noch nicht aller Tage Abend geworden; die Letzteren erschrecken zu früh, denn das was kam, konnte doch nicht ausbleiben!

In diesen Wirren und Regungen wurde allgemein beschlossen, an den bereits in der Neustadt angelangten Kaiser Gesandte abzusenden. Selbst Holzer stimmte für diese Maßregel, denn ihm lag daran, die Lage der Dinge am kaiserlichen Hofe in Bezug auf dessen Gesinnung und seine bewaffnete Macht ausspähen zu lassen. Die Abgesandten bestanden aus Adeligen und Bürgern beider Parteien. Holzer hatte nebst Andern den Kirchheimer und Odenacker auserseh: zwei der verschlagensten, zugleich auch gewandtesten Unterhändler; auch befand sich dabei der kaiserliche Geschichtschreiber Johannes Hinderbach, Pfarrer zu Mödling, ein Schüler des Aeneas Silvius, dessen Geschichtswerk er fortsetzte, und dessen Stelle in der Nähe des Kaisers er einnahm, als jener den Stuhl Petri bestiegen.

Die Anliegen, welche diese Abgeordneten vorbringen sollten, waren so gemäßigter Art, daß man mit Bestimmtheit annehmen mußte, die rechtlichen

Vorsteher der Hochschule seien dabei sehr thätig gewesen, und hätten für den Augenblick auf die Gemüther versöhnend eingewirkt. Vor Allem wurden Seine Kaiserliche Majestät unterthänigst ersucht, nur sobald als möglich nach Wien zu kommen, um den höchst nöthigen Frieden wieder herzustellen. Dann baten sie ihn unterthänigst, die Absetzung und Gefangennehmung des Rathes nicht übel zu nehmen, denn es wär' nur zum Besten Seiner Majestät geschehen, weil der Bürgermeister und die andern Herren das Wohl der Stadt übel besorgt, und dadurch des öffentlichen Zutrauens verlustig worden wären. Uebrigens versprachen sie, für Seine Majestät den Kaiser zu leben und zu sterben!

Mit diesen Aufträgen begaben sich die Abgeordneten nach Neustadt. — — — — —

— — — — — Während der Frist ihrer mehrtägigen Abwesenheit — denn Friedrich brauchte auch hier, wie gewöhnlich, mehrere Tage, ehe er zu einem Entschlusse kommen konnte — hatte auch Holzer Zeit, seine ferneren Maßregeln zu nehmen. So wie er den Kaiser kannte, glaubte er — und das nicht mit Unrecht — von der Persönlichkeit desselben nichts fürchten zu müssen; sollte sich jedoch die Nachricht von einer mitgebrachten bewaffneten Macht bestätigen, so mußte ihm jedenfalls der Eintritt in

die Stadt verweigert werden, denn dann wären die Rathschläge jener Männer zu fürchten, welche den Kaiser umgaben.

Um also die Gemüther im Voraus aufzuregen, ergriff er ein ganz einfaches Mittel: er ließ plötzlich in der ganzen Stadt die Kunde verbreiten, der Kaiser habe in der Neustadt die Abgeordneten hinrichten lassen.

Das hieß Wasser ins brennende Oel gießen; es zischte, spritzte und flog nach allen Ecken und Winden. Die Freude der Kaiserer ging in Bestürzung über, die Angst der Brüder verwandelte sich in empörende Wuth. Ganz Wien war dieses Mal in Gährung, alles Volk war auf den Beinen, wer Waffen hatte oder welche auftreiben konnte, griff zu; die Hauptstadt war die ganzen Tage hindurch von einer stürmischen Menge durchwogt. —

Es war der einundzwanzigste Tag des Erntemonats 1462, an einem Samstag, als die Gesandten von der Neustadt zurückkehrten.

Wer den Trupp Reiter näher beobachtete, konnte es sich gestehen, daß ihre ruhigen, lächelnden Mienen, ihr zufriedenes Aussehen, ihr einträchtiges Gespräch untereinander ein Zeichen besonders guter Botschaft sein mußte. Nun endlich, meinten sie, werde es doch einmal zum langersehnten Ziele kommen; es ist zwar

etwas spät, die Schäden sind gewaltig, aber besser spät, als noch später, oder gar nicht. So ritten sie wohlgemuth gegen die äußeren Zäune der Wienerstadt, und verwunderten sich nicht wenig über den Anblick, der ihnen zu Theil wurde, als sie über die Steinbrücke kamen, welche gegen das Kärnerthor führt. Eine tobende, bewaffnete Volksmenge, an ihrer Spitze Wolfgang Holzer, seiner Rolle getreu ganz in Harnisch, vom Scheitel bis zur Zehe gepanzert, das blanke Schwert in der Hand, so vertrat man ihnen den Weg zum Thore.

„Wie? Die Abgeordneten?" —

„Hier sind sie ja endlich!" —

„Kömmt der Kaiser mit seinen 20,000 Söldnern?" —

„Sie sind nicht ermordet?" —

So hörte man hundert Stimmen von allen Seiten rufen, fragen, schreien.

Die Abgesandten, von einigen kaiserlichen Räthen begleitet, staunten erschrocken über diesen neuen Aufruhr, über diese neue Gefahr. Man hätte glauben sollen, daß in dem Augenblicke, als sich das ausgesprengte Gerücht von der Ermordung der Abgeordneten, mithin die Ursache des Aufstandes, als grundlos zeigen würde, daß in demselben Augenblicke sich auch die Gemüther sänftigen, und die Aufgeregten

ruhig nach Hause kehren würden. Allein dem war nicht so! Die Empörten waren jeder Ueberlegung unfähig; sie hatten die Ursache, um deren willen sie sich bewaffneten, schon vergessen, und fuhren in blinder Raserei gegen den Kaiser zu wüthen fort. Auch verstand es Holzer, in dem Augenblicke, als die Abgeordneten sichtbar wurden — er hatte sich ja darauf vorbereitet — dem Grimm des Volkes einen neuen Ableiter zu verschaffen; er ließ die Menge gewissermaßen nicht zu sich kommen, sondern gab ihr neuen Stoff, neue Nahrung. Mit lauter Stimme, so daß es das ganze Volk und auch die Ankommenden hören konnten, rief er:

„Nun, Ihr Herren! kömmt die kaiserliche Majestät schon mit Ihren Söldnern, um den Bürgermeister und den Rath aus dem Gefängnisse zu holen? Fürwahr! das Verlangen Seiner Majestät kann bald gewährt sein; wir werden Ihm deren Köpfe vor die Stadt senden, denn in die Stadt kommt Er nicht!"

Ein Beifallsruf des Janhagels belohnte den Vertreter.

Jetzt ritt der vielgeachtete Hinderbach aus der Gruppe der Abgeordneten und nahm das Wort; er sprach mit erhobener Stimme, daß die Meisten es hören konnten:

„Meine Brüder! Was soll dieser bewaffnete Aufstand, jetzt in dem Augenblicke, da wir, die von Euch ermächtigten Abgeordneten, mit den besten, mit den friedlichsten Nachrichten für Alle zurückkehren?“.

„Wie? Gute Nachrichten für Alle?“ fragte ein Bürger, der dem Holzer zunächst stand.

„Laßt Eure Botschaft hören!“ —

„Was habt Ihr ausgewirkt?“ —

„Was will der Kaiser thun?“ —

So riefen Mehrere, bald hier, bald dort; die Todtenstille, welche nun eintrat, bezeugte, wie neugierig sie auf die zu erhaltende Nachricht waren, und wie sehr sie die Wahrheit dessen wünschten, was ihnen der Sprecher schon früher verkündet hatte.

Hinderbach fuhr fort:

„Hört uns an, ihr edlen Herren, ihr Bürger Wiens! Die kaiserliche Majestät läßt Euch durch uns Folgendes künden, was wir mit den eignen Worten Seiner Majestät wieder geben; der Kaiser sprach: Unter Allen, die in unserm Lande nach Frieden schmachten, ist gewiß kein Einziger, dem derselbe mehr erwünscht wäre, als mir, kein Einziger, der seine Tage so gerne in Ruhe verleben möchte, wie ich; aber dieses große Glück ist mir von der Vorsehung nicht zu Theil geworden, und derjenige, welcher Schuld

daran trägt, hat mit mir unter einem Herzen gelegen, er iſt — mein Bruder! — So oft ich je zu den Waffen meine Zuflucht genommen, war ich gewiß gezwungen, es zu thun, denn jeder einzelne Bürger wahrt das Seine, ſchützt ſein Eigenthum, vertheidiget ſein Recht: warum ſoll ich, der Kaiſer, des Meinen mich berauben laſſen? Aber mitten im Kriege, mitten im Kampfe war und iſt mein einziger Wunſch, ein jeder meiner Herzensſchläge, der Schluß eines jeden meiner Gebete, — der Friede! Um dieſen endlich doch zu Stande zu bringen, werde ich mich nach Wien begeben, werde die Edeln und Landſtände um mich verſammeln, mich mit ihnen berathen; und jetzt erneuert, ſo wie immer, fleh' ich zu Gott, daß er unſer Wollen gedeihen und unſer Werk gelingen laſſe. Weil aber viele meiner Oeſterreicher in dieſer Zeit des Zwieſpaltes und des Mißtrauens auch zu mir, ihrem rechtmäßigen Herrn und Fürſten, den Glauben verloren, und, vom heißen Blut geleitet, mir ihre Liebe, ihr Vertrauen entzogen, ſo künde ich auch dieſen an, daß ſie ſich ungeſcheut nach Wien verfügen, oder wenn ſie ſchon dort, auch dort verbleiben mögen, denn Niemand darf meine Ankunft in der Hauptſtadt fürchten, weil ich hiermit Allen, ſelbſt meinen Gegnern, ſicheres Geleit gebe, auf daß ſie der Friedensverſammlung ohne Furcht anwohnen können. Eben

ſo hegen alle Jene, ſo meine Perſon nach Wien geleiten, nur einen Wunſch — den Frieden, und wer den Frieden wünſcht, der kann auch Niemandem Verdacht oder Furcht einflößen. Außerdem danke ich meinen Getreuen in Wien für die Ergebenheit und Sorge, welche ſie während meiner langen Abweſenheit für meine kaiſerliche Gemahlin und den Kronprinzen an den Tag gelegt und erwieſen haben; mit Freuden ſeh' ich das Zutrauen erfüllt, welches ich in ſie geſetzt, und werde mich dieſer Treue fort und fort gnädigſt erinnern, und mein dankbares Gemüth wird dieſelbe auch zu vergelten trachten. Nun, Ihr Herren Abgeordneten, zieht mit Gott, verkündet zu Wien meine Ankunft; kündet meinen Willen: alle Wünſche, alle Meinungen zu vernehmen, und ihnen auch zu genügen, und meinen erſten, meinen höchſten Wunſch, dem Lande den Frieden zu geben!" —

Hinderbach ſchwieg.

Dieſe Antwort Friedrichs charakteriſirt wieder ganz den gutmüthigen, liebenswürdigen Mann, der in manchen Fällen, wie z. B. hier, zu nachſichtig, in andern wieder zu eigenſinnig, zu hartnäckig blieb.

Es war ein eignes Verhängniß, daß alle ſeine Räthe zuſammen es ſelten heraus zu klügeln wußten, wie den Umſtänden zu begegnen ſei? Ueber dieſe kaiſerliche Antwort war drei Tage berathſchlagt worden;

man wollte, ohne dem kaiserlichen Rechte und Ansehen etwas zu vergeben, doch auch die Wiener nicht aufreizen; man wollte, wie das Sprichwort sagt, das Huhn waschen und dabei doch nicht naß machen; daher diese Versprechungen des freien Geleites, daher dieses Ueberſehen der vorgefallenen Gewaltthaten. Freilich muß man erwägen, daß auch die Abgeordneten nur mit Bitten kamen, und daß von Aufrührern, welche noch bitten, zu erwarten steht, daß sie noch zur Besinnung kommen werden; allein der Erfolg hat gezeigt, daß die Güte hier sehr unzeitig angewendet war, und daß die kaiserliche Nachsicht, statt die Aufrührer zur Besinnung zurück zu führen, sie nur noch übermüthiger und kühner machte. Und Kaiser Friedrich hatte 4000 Kärnthner und Steiermärker*) bei sich, auf deren Treue er bauen konnte!

Hinderbach hatte, als Wortführer der Abgeordneten, seine Rede kaum vollendet, so entstand ein

*) Beheim in seinem Gedichte meint gar 12,000.

Und auch von Kärnthen und Krain
Er bracht zusammen als ich mein',
Wohl 12,000 Mann, oder paß
Als ich es überschlug und maß.

Nach seiner Beurtheilung waren es also so viel, es müssen daher jedenfalls mehr als 4000 gewesen sein, denn um so viel konnte sich der im Kriege erfahrene Beheim nicht irren. Kurz giebt nur 4000 an, Beheims Gedicht war ihm aber unbekannt.

Murmeln unter dem Volke; man konnte im erſten Augenblicke nicht entſcheiden, war es ein Ausdruck der Verwunderung über die unerwartete Gnade des Kaiſers, oder ſollte es den Unglauben verrathen, mit welchem Viele dieſe Botſchaft hinnahmen.

Holzer ergriff raſch die Rede:

„Ihr habt ein kluges Mährlein erſonnen, Ihr Herren! Haltet Ihr uns denn wirklich für ſo kurzſichtig, daß wir die wahre Abſicht hinter dieſem Schleier nicht erkennen ſollten? Meint Ihr, wir wären ſo leichtgläubig, Euren verblümten Worten Glauben zu ſchenken? Der Kaiſer kömmt, wir wollen es glauben! — In friedlicher Abſicht —? Nun und nimmermehr!“

„Wollt Ihr uns der Lüge zeihen?!“ rief Einer der Abgeſandten.

Holzer erwiederte:

„Eines oder das Andere. Meint Ihr es unehrlich mit uns Wienern, ſo könnt Ihr gelogen haben; meint Ihr es aber ehrlich, ſo ſeid Ihr belogen worden!“

Hinderbach nahm raſch das Wort:

„Herr Wolfgang Holzer! was ſoll dieſe Art und Weiſe, von Eurem rechtmäßigen Fürſten ſo übel zu denken? Warum wollt Ihr ihm die Herzen der Wiener durch Euer Mißtrauen entfremden?“

Der Gegner unterbrach ihn:

„Wo das Vertrauen schon längst erloschen, wo sich die Herzen schon längst weggewendet, da kann von einem Entfernen derselben nimmermehr die Rede sein. Ihr mögt sagen, was Euch beliebt, ich entgegne Euch — dabei erhob er merklich seine ohnedies laute Stimme — der Kaiser kömmt nicht, um hier Frieden zu stiften, er will seinen treuen Prenner, seinen Rath, aus den Gefängnissen holen, will die zur Rechenschaft ziehen, die sich von den Seinen nicht drücken, placken und schinden ließen.“ —

„Was soll das Streiten!“ rief jetzt Einer der kaiserlichen Räthe unwillig, „ihr Bürger Wiens! werdet es mit eigenen Augen sehen, mit eigenen Ohren hören, daß wir nur Wahrheit sprechen. Wir haben den Auftrag, Ihrer Majestät der Kaiserin die Ankunft des erlauchten Gemahls zu melden, er bringt die heutige Nacht in Larenburg zu, und wird morgen hier eintreffen.

Durch diese Schnelligkeit wurde selbst Holzer ein wenig überrascht, er faßte sich jedoch rasch, und, ein gewandter Feldherr, wußte er jeden Umstand für sich zu benutzen.

„Man will uns überrumpeln!“ rief er gleichsam erschreckt, „man will uns nicht zur Besinnung kommen lassen. Seine Majestät beeilen sich gar zu schnell.

Schließt die Thore, wir wollen uns und unsere Stadt bewahren; Ihr braucht des Kaisers Ankunft in der Burg nicht bekannt zu geben, auch Ihr werdet nicht in die Stadt gelassen!"

Wenn man die Saite zu straff will spannen, so reißt sie meistens; dies war auch hier der Fall. Niemand glaubte mehr Ursache zu haben, die Ankunft des Kaisers scheuen zu müssen, als Holzer selbst, daher sein Streben, dieser auf jede mögliche Weise hinderlich entgegen zu treten; diese letzte Maßregel: den kaiserlichen Räthen den Eintritt in die Stadt zu verwehren, damit sie der Kaiserin die Ankunft ihres Gatten nicht künden könnten, däuchte Vielen doch zu übertrieben, und sie nahmen dafür Partei; mit größtem Mißvergnügen mußte Holzer bemerken, daß bei den Meisten jene für ihren rechtmäßigen Fürsten angewohnte Pietät doch noch nicht ganz erloschen sei, er mußte daher für den Augenblick nachgeben, und die kaiserlichen Räthe wurden nach langen Verhandlungen in die Stadt gelassen.

„Ihr werdet es noch erfahren," rief Holzer am Ende des Wortstreites, „daß ich mich nicht getäuscht habe; Kaiser Friedrich wird nie ganz vergeben; er kömmt nicht des Friedens halber, sondern um Krieg, Krieg mit uns zu führen; ein Friedensfürst läßt sich von keinem Heere begleiten, ein Kaiser darf nicht zu

viel verſprechen, wenn er ſein Wort halten will. Ich wiederhole es: man will uns täuſchen, verblüffen, überrumpeln, man will uns einſchläfern, und dann über uns herfallen. Dies meine Prophezeiung: ich, Wolfgang Holzer, ſag' es Euch, Ihr werdet es noch bereuen, meinem Rathe nicht gefolgt zu haben, aber dann wird zu ſpät ſein! —

— — Man begab ſich in die Stadt zurück.

— — — — — Irgend ein unſeliger Zufall führte einen Umſtand herbei, welcher der letzten Warnung Holzers einen Anſchein von Wahrheit lieh. Es war nämlich beſtimmt geweſen, daß der Kaiſer dieſe Nacht in Laxenburg zubringen ſollte, ein unbekannter, wahrſcheinlich auch ein ganz unbedeutender Grund bewog ihn jedoch, noch an demſelben Nachmittage gegen Wien zu ziehen, ſo daß er erſt ziemlich ſpät am Abend bei dem Siechenhauſe zu St. Marx anlangte. Ein ſchlechtes Gewiſſen ſieht überall Geſpenſter, die Schuldigen glaubten nun wirklich an einen Ueberfall; das den Kaiſer begleitende Heer, ſeine plötzliche nächtliche Ankunft ließen wenigſtens ſo Etwas befürchten. Bei dieſer, augenblicklich verbreiteten, Nachricht war die ganze Stadt Wien wie von einem Schlage erſchüttert.

Holzer, gerüſtet wie früher, durchritt eilig die Stadt; in allen Thürmen wurden die Glocken ange-

schlagen, bewaffnete Bürger durchströmten die Straßen und eilten ihren Sammelplätzen zu, Furcht und Bestürzung hatte sich Aller bemeistert; man besetzte die Wälle und den Stadtgraben; Holzer selbst traf diese kriegerischen Anstalten; nun war er gerechtfertiget, sein Scharfblick mußte anerkannt werden, er hatte vorausgesehen, daß es so kommen würde, er hatte gewarnt, und jetzt zeigte es sich, wie richtig er geurtheilt! Der Janhagel, vor der eingebildeten Gefahr zitternd, schloß sich um so inniger an ihn, und vollzog mit Pünktlichkeit seine Befehle; sämmtliche Thore Wiens wurden geschlossen; gegen den gefürchteten Feind der Christenheit hätten keine sichreren Maßregeln getroffen werden können, und doch war es nur ihr Fürst, der Kaiser, welcher sich außen befand.

Wenn schon früher Viele mit Holzer übereinstimmten, dem Kaiser den Eintritt in die Stadt zu verwehren, so wurde jetzt die Zahl Dieser bedeutend vermehrt, nachdem der Schein so stark für einen Ueberfall sprach; indessen waren nun auch Viele der Kaiserer hervorgetreten, welche sich wieder dieser Maßregel entgegen setzten, und so entspannen sich heftige Streitigkeiten, welche endlich dahin endigten, daß Holzer mit seinem Anhange den Sieg davon trug. Es wurde beschlossen: Der Kaiser könne für heute nicht mehr in die Stadt gelassen werden; es sei seine

Schuld, daß er so spät komme, indem er seine Ankunft erst für den folgenden Tag angekündigt habe!

Kaiser Friedrich IV., dessen Ahn Rudolph von Habsburg war, mußte also dieselbe Nacht, von den Bürgern seiner Hauptstadt ausgeschlossen, im Staube der Heerstraße unter freiem Himmel zubringen!! —

Dies war die Samstag-Nacht vom 21. auf den 22. des Erntemonats im Jahre 1462.

— — — — — Herrmann Preising, an allen Vorfällen des verflossenen Tages theilnehmend, war, als sich die Nachricht von der Ankunft des Kaisers verbreitet hatte, trotz des herangenah'ten Abends auf den Rennweg hinausgeeilt. Das anmuthige Weingartenland, welches damals diesen Theil der Nikolai-Vorstadt*) bildete, wurde zurück gelegt, und als der junge Mann bei dem Siechenhause zu St. Marx anlangte, war es bereits dunkel geworden, so daß er wohl das ungeheure Getöse — das Geräusch des Lagers — vernahm, sonst aber nur dunkle verschwimmende Massen wahrnehmen konnte.

Er begab sich daher wieder auf den Rückweg, nahm jedoch seine Richtung über Erdberg längs des Donauarmes, bis zu jenem Platze, wo ihm Simon vor einigen Tage sein Anliegen vorgetragen hatte.

*) Die jetzige Vorstadt Landstraße.

Unter derſelben Baumgruppe ſich niederlaſſend, ſpähte er durch das Dunkel, als ob er Jemanden erwarte. Nach einer Weile kam eine Männergeſtalt auf ihn zu; es war Simon.

„Daß Ihr meine Botſchaft erhalten, nahm der Häßliche das Wort, ſeh' ich, ſonſt hättet Ihr Euch hier nicht eingefunden."

„Warum habt Ihr mich heute hierher beſchieden?"

„Ihr könnt mich fragen? Ihr müßt mit mir."

„Wie, noch heute?"

„Fällt Euch dies auf? Ich habe Euch ja geſagt, daß wir jeden Tag darauf gefaßt ſein müſſen. Geſtern rief mich die Blinde zu ſich, und machte mir bekannt, daß ich jenem Manne, welcher mich ohnedies ſchon um eine Zuſammenkunft mit meiner Schweſter beſtürmt, dieſe für heute Abend zuſagen könne. Es iſt nun an Euch, Eure gegebene Zuſage zu erfüllen!"

Ein jedes bedeutenderes Vornehmen, der Entſchluß zu demſelben mag noch ſo unerſchütterlich feſt ſtehen, erweckt doch in dem Augenblicke, wenn zur wirklichen Ausführung deſſelben geſchritten werden ſoll, Gedanken, bei manchen Menſchen ſogar Bedenklichkeiten. Dies war auch bei Herrmann Preiſing der Fall.

Der junge Mann war rasch, stürmisch, machte sich daher schnell mit einer Sache vertraut, ließ sie aber auch eben so rasch wieder sinken; er faßte wohl Entschlüsse, aber hatte keine Thätigkeit, keinen festen beständigen Charakter, und was bei ihm nicht im Augenblick der Anregung geschah, das kam auch nimmer zur Ausführung. Simon mitsammt seiner Angelegenheit war schon vergessen, als Herrmann plötzlich die Botschaft erhielt: er möge sich auf jenem Platze einfinden, wo er vor einigen Tagen mit einem jungen Manne gesessen. Er verwunderte sich; er hatte doch dem Häßlichen seine Wohnung angegeben, warum kam er nicht zu ihm? Wozu diese Bestellung?

Er folgte jedoch der Einladung; nun erfuhr er, daß der Augenblick zu handeln an ihn gekommen; das war unerwartet, und Bedenklichkeiten begannen aufzusteigen.

„Simon!" redete er den Häßlichen an, „Ihr müßt mir die ganze Lage der Dinge etwas deutlicher vor Augen stellen, denn bei einer genaueren Erwägung bin ich auf so viel Zweifel und Räthsel gestoßen, daß mir wahrhaftig die Luft verging, Euch zu dienen."

Der Andere warf ihm einen finsteren Blick zu, doch Herrmann ließ sich nicht irre machen und fuhr fort:

„Ich fordere von Euch nicht, daß Ihr mir das Ganze noch einmal erzählt, sondern nur die kurze Beantwortung einiger Fragen, die ich an Euch stellen werde. Hat Euch die Blinde jenen Mann genau bezeichnet, welchen Ihr auf Eure Schwester aufmerksam machen mußtet?

„Ja!"

„Hat sie Euch seinen Namen genannt?"

„Ja!" —

„Sie muß ihn wohl schon von früher her kennen?"

„Gewiß, weil sie das Augenlicht erst kurz vorher verloren hatte, ehe wir zu ihr kamen!"

„Hat jener Mann Eure Schwester öfter gesehen?" —

„Einige Mal!"

„Und die Folge davon?"

„Ist die heftigste Leidenschaft für das Mädchen!"

„Ist die Blinde hiervon in Kenntniß gesetzt?"

„Ja! Als ich gestern mit ihr sprach, machte ich sie hierauf aufmerksam; sie meinte aber, es solle ihre Sorge sein, alle Folgen zu verhüten."

„Und fürchtet sie keine weitere Gefahr für das Mädchen?"

„Nein!"

„Weiß das Mädchen etwas von dem, was bisher vorgefallen?"

„Nein!“

„Auf welche Weise wollt Ihr mich nun heute ins Haus bringen?“

„Ganz einfach: Ihr thut, als ob Ihr, ein Reisender, im Willen gehabt hättet, heute noch Wien zu erreichen; durch einen Zufall verspätet, hat Euch aber die Nacht überrascht, Ihr begegnet mir, fragt um eine Herberge, ich verspreche Euch den Weg zu zeigen, biete Euch gastfreundlich ein Abendmahl an, nach welchem wir uns wieder entfernen.“

„Wird die Blinde, wenn ich komme, anwesend sein?“ —

„Das weiß ich nicht. Ich glaube, nein. Sie wird sich wahrscheinlich in der Nähe befinden, und Euer Gespräch mit der Schwester behorchen. Um die Täuschung vollkommener zu machen, wird es gut sein, wenn Ihr durch manche Aeußerungen jene Leidenschaft heuchelt, welche jener Elende für meine Schwester empfindet.“

„Wird die Blinde nicht den Unterschied der Stimme merken?“

„Dieser ist nicht so bedeutend; übrigens könnt Ihr das, was Euch an Tiefe gebricht, durch einige Anstrengung ersetzen; auch müssen es schon viele Jahre sein, daß sie von jenem Manne entfernt ist, den sie,

wie gesagt, zu kennen scheint, daher eine Entdeckung um so weniger zu befürchten ist."

„In wie weit kennt nun jener Mann Eure Verhältnisse?"

„Ich habe es Euch ja schon gesagt. Er hält mich für den Knecht, die Beiden Andern für Mutter und Tochter. Desgleichen müßt auch Ihr thun."

„Wird dies Eurer Schwester nicht auffallen?"

„Freilich wohl, allein ich sage ihr, ich hätte es mit Absicht gethan, da Ihr als Fremder nicht nöthig habt, unsere Verhältnisse näher zu kennen."

Herrmann glaubte nun den ganzen Stand der Dinge genau zu übersehen, und hatte auch schon wieder, durch das Vertrautwerden mit der Idee, sich mehr derselben hingeneigt. Alle jene Beweggründe, die ihn schon früher für die Sache eingenommen hatten, erwachten jetzt wieder in seiner Seele; er war entschlossen, dem Häßlichen zu folgen. Als er dies dem Andern kund that, nahm jener das Wort:

„Ihr habt mir schon bei unserer ersten Zusammenkunft versprochen, mir bei der Rettung meiner Schwester, — denn ich kann es nicht anders nennen, — beizustehen. Ihr schient damals von der Gerechtigkeit meiner Sache durchdrungen, jetzt — wart Ihr es nicht mehr, Ihr hattet Bedenklichkeiten, mit einem Wort, ich nahm jenes Schwanken wahr, welches —

vergebt meine Aufrichtigkeit — auf Mangel an Beharrlichkeit und festem Sinn, auf ein leicht zu überredendes Gemüth schließen läßt. Dem gemäß will ich wohl Eurem Herzen mein Vertrauen nicht entziehen, aber Euer Blut scheint mir viel zu gefährlich, viel zu leicht fließend, als daß es nicht in einem unbewachten Augenblicke zum Verräther an Euch selbst, und an meiner Sache werden könnte. Dagegen nun muß ich mich sichern. Ihr dürft weder die Namen der beiden Frauen erfahren — das werde ich schon zu verhindern wissen — noch dürft Ihr die Lage unserer Wohnung kennen!'

„Und ich soll doch mit Euch?"

„Ich werde Euch eine Binde um die Augen legen, selbe vor unserem Hause abnehmen, beim Austritt aus demselben wieder umlegen, und Euch auf den nämlichen Platz hierher bringen, von wo wir den Weg antreten."

Herrmann sah ihn mißtrauisch an, und entgegnete:

„Ihr traut mir nicht, und ich soll Euch trauen?"

„Ich habe Euch noch keinen Grund zum Mißtrauen gegeben. Ob Ihr geblendet oder sehend mitgeht, Euch kann daran nichts gelegen sein, außer denn, es wäre Eure Absicht, unsere Wohnung zu

wiſſen, um ſie in Zukunft ohne mich auffinden zu können."

„Zu welchem Zwecke könnte mir dies dienlich ſein?"

„Wer kann die Gedanken errathen, die oft das Innere eines Menſchen durchkreuzen? Kurz, ich bleibe feſt bei meinem Entſchluſſe! Willigt Ihr nicht ein, ſo verlaſſe ich Euch, und es iſt ſo viel, als hättet Ihr mich nie geſehen."

Preiſing war von dem Gedanken, mitzugehen, von Neuem wieder ſchon zu ſehr angeregt, als daß er nicht auch in dieſe Bedingung gewilliget hätte. Simon zog eine Binde hervor, legte ihm dieſelbe an, faßte ihn dann an der Rechten, führte ihn einige Mal im Kreiſe herum, damit er keine Richtung gewinne, falls er ſich dieſelbe etwa hätte merken wollen, und leitete ihn dann hinaus, gegen das Gehöfte, wo Frau Katharina und Johanna wohnten.

— — — — — Die Vorderſtube jenes Gehöftes, an welche ebenfalls ein kleines Kämmerchen grenzte, war erleuchtet.

Die Blinde ſaß an einem Tiſche, das bleiche Antlitz mit der ſchwarzen Binde war in die hohle Linke geſtützt, die Rechte lag müßig auf der Tafel.

Johanna saß ihr gegenüber, und warf oft unruhige Blicke auf die Thüre.

„Womit bist Du beschäftiget, Johanna?“ begann Katharina endlich.

„Ich hefte die Silberflitter auf den schwarzen Sammet, welchen Ihr zum Altarkissen für die Kirche des Kahlenbergerstädtchens*) bestimmt habt. Dieser Flitterkranz, in welchen dann erst der farbige Blumenstrauß eingenäht werden soll, wird herrlich sein.“

„Du bist sehr fleißig, liebe Johanna!“

„Ihr müßt mich nicht so sehr loben, Mütterchen! sonst könnte ich noch hochmüthig werden.“

„Hochmuth ist Sünde gegen die Andern, seinen Werth zu gering schätzen, ist Sünde gegen sich selbst! Hast Du das Abendmahl schon bereitet?“

„Ja, liebes Mütterchen!“

„Auch das schon? Deine flinke Thätigkeit scheint von Tag zu Tag zuzunehmen; komm her, liebes Kind! daß ich Dich küsse.“

Johanna eilte auf sie zu, und schloß sie in ihre

---

*) Als durch die Ungarkriege unter dem Corviner das Stift Klosterneuburg herabgekommen war, so verleibte Papst Sixtus IV. demselben die Pfarre Kahlenberg ein, und in der diesfallsigen Urkunde wird der Ort „Oppidum“ d. h. Städtchen genannt. Fuhrmanns Angabe, daß Kahlenberg einst eine große Stadt gewesen, scheint sich daher zu bestätigen.

Arme. Bei dem Allen ließ sich eine gewisse Unruhe in dem Benehmen der Jungfrau nicht verkennen; sie blickte sehr oft auf die Thüre, schüttelte manchmal unwillig den schönen Lockenkopf, und gab ihre Unzufriedenheit durch Mienen kund. Endlich sprach sie:

„Soll ich das Abendmahl tischen?"

„Ist Simon schon zurückgekehrt?"

„Noch nicht. Er bleibt lange aus."

„So wollen wir seiner harren."

„Liebes Mütterchen! Ich muß es Euch gestehen, daß mich dieses öftere und längere Verweilen des Bruders außer Hause beunruhigt; es ist erst seit einigen Wochen eingetreten, welche Veranlassung mag er jetzt dazu haben?"

„Du hast Recht, liebe Johanna! Auch ich glaubte so Etwas zu bemerken, doch fand ich bisher noch keine schickliche Gelegenheit, mit ihm darüber zu sprechen; auch glaube ich nicht, daß ich von ihm die Wahrheit erfahren werde, denn wie Du meinst, hegt er nicht jenes kindliche Zutrauen zu mir, welches ich doch an ihm verdient zu haben glaube. Ich will Dir daher einen Vorschlag machen, liebe Johanna! Wir wollen heute warten, bis Simon nach Hause kömmt. Sobald wir seine Tritte hören, werde ich mich in das Nebenstübchen begeben, und Du empfängst ihn mit schwesterlichen Vorwürfen über sein Ausblei-

ben; es iſt möglich, daß Du, wenn er mit Dir allein zu ſein glaubt, eher die Wahrheit erfährſt. — Biſt Du's zufrieden?"

Die Jungfrau willigte ein. Es währte noch eine halbe Stunde, zehn Uhr war ſchon vorüber, da vernahm man Tritte von der Straße her. Die Blinde lauſchte geſpannt, Johanna eilte an's Fenſter.

„Es iſt Simon mit einem Fremden!" rief ſie. Ueber das bleiche Antlitz Katharina's glitt ein zufriedenes Lächeln, ſie erhob ſich raſch, und in die Nebenſtube gehend, ſagte ſie zur Jungfrau:

„Vermuthlich ein Reiſender, vertritt Du die Stelle der Hausfrau, denn Du weißt, ich ſcheue es, Fremden einen Gegenſtand der Neugierde abzugeben."

Nach einer Weile traten Simon und Herrmann Preiſing ein.

Die Blinde hatte drinnen die Thüre etwas angelehnt, ſie ſelbſt ſtand ſeitwärts, daß ſie von außen nicht bemerkt werden konnte, und horchte mit Gier hinaus; mit der einen Hand ſtemmte ſie ſich an die Wand, die andere hing krampfhaft hinab.

Herrmann nahm das Wort:

„Vergebt, holde Jungfrau! daß ich Eure nächtliche Ruhe ſtöre. Aber erſchöpft von der langen Reiſe, verirrt in einer unbekannten Gegend, bat ich dieſen Mann, mich für den Augenblick nur mit einem

Labetrunk zu stärken, und mir dann den Weg in die nächste Schenke zu zeigen."

Herrmann hatte diese Worte mit tiefer, gedämpfter Stimme gesprochen; er konnte von der Blinden nicht verstanden werden, sie vermochte daher auch nicht zu entscheiden, ob der Anwesende auch der von ihr Erwartete sei. Auf den Sprecher brachte der Anblick Johannens einen wohlthuenden Eindruck hervor, er gestand sich im ersten Augenblicke: noch kein herrlicheres, vollendeteres Frauenbild gesehen zu haben; so viel Reiz, so viel Anmuth und Lieblichkeit hatte er noch in keinem lebenden Geschöpfe vereint gefunden; er staunte sie daher an, wie man eine noch nie gesehene Wunderblume betrachtet, mit Lust, mit Entzücken; und nicht gewohnt, das, was er fühlte, zu verbergen, oder seine Empfindungen zu beherrschen, drückte sein Antlitz auch Alles aus, was in seinem Innern vorging.

Simon stand ruhig da, sein Blick war auf Johanna, und dann auf die angelehnte Thüre des inneren Stübchens geheftet, daher konnte er auch Preisings Bewegung nicht bemerken.

Johanna, anfangs gesonnen, mit dem Bruder seines Außenbleibens halber zu rechten, war schon durch den Umstand, daß er einen Fremden mitbrachte, hieran gehindert, und auf ganz andere Gedanken hin-

geleitet, wodurch sie, einem jungen Mann gegenüber, in Verlegenheit gerieth: doch ihr unbefangenes Gemüth ließ sie auch hier bald wieder ihre natürliche Fassung gewinnen, welche ohne jähen Uebergang nach und nach so in das gewohnte Geleise übergeht, daß man es selbst nicht merkt, und auch von den Anderen nicht bemerkt wird.

Die Situation der vier Personen gegen einander war daher unstreitig sehr interessant; jede von ihnen war überzeugt, daß sie nur die Anderen täusche, und doch war keine unter ihnen, die nicht auch von den Andern betrogen worden wäre.

Johanna beantwortete die erste Anrede Herrmanns auf eine etwas befangene, aber sehr freundliche Weise, sie tischte ihm mit liebenswürdiger Bereitwilligkeit einen Becher mit Wein und ein Stück Brod.

„Wollt Ihr nicht auch einige Augenblicke ausruhen?" wandte sich jetzt Simon zu dem jungen Manne.

Auf dieses Anerbieten ließ sich Herrmann nieder.

Anfangs aus jugendlicher Neugierde, dann aber aus steigender Theilnahme betrachtete Johanna den jugendlichen Gast näher, und Gedanken ganz eigener Art mußten sie beschäftigen, daß sie die Mutter im Nebenstübchen ganz vergaß, um die Obliegenhei-

ten einer gastlichen Hausfrau mit fast übertriebener Gewissenhaftigkeit zu versehen.

Herrmann Preising, welcher die Rolle eines leidenschaftlich aufgeregten Mannes übernommen hatte, begann sich in dieselbe mit einer gewissen Natürlichkeit zu finden, die sich im Verlaufe des Gespräches immer mehr steigerte.

Er sprach: „Hätte ich es doch kaum heute Nachmittag, als ich im Sonnenbrande dahin wanderte, nur zu ahnen gewagt, daß mir heute noch so eine liebliche Bewirthung zu Theil werden könne."

„Im Schanke," entgegnete Johanna mit natürlicher Anmuth, „hättet Ihr auf einen so guten Trunk verzichten müssen, nicht wahr, Simon? So ächtes Kahlenberger Blut, wie das in unserem Keller, ist selten anzutreffen; Du hast ja dieses Urtheil schon so oft gefällt!"

Simon brummte einige unverständliche Worte in den Bart, und Herrmann erwiederte:

„O glaubt mir sicher, schöne Jungfrau! nicht die Güte der Spende bestimmt ihren Werth, sondern die Art und Weise, wie und von wem sie gereicht wird."

Johanna lachte hell auf und rief:

„Was Ihr da sprecht, Herr! Was würdet Ihr dazu gesagt haben, wenn ich Euch mit lachender

Miene Essig getischt hätte, während eine griesgrämige Alte Euch mit dem besten Weine bewirthete? Wahrhaftig! ich glaube, und ich könnte es Euch gar nicht verübeln, Ihr würdet mir ganz freundlich den Rücken gekehrt und Euch dem Guten zugewendet haben."

„Ihr irrt, holde Jungfrau! Von Euch würde ich nie eine Gabe verschmähen, und wenn sie auch bitterer, denn Wermuth wäre."

Johanna schüttelte ungläubig den wunderschönen Lockenkopf und erwiederte:

„Es thut mir leid, den Versuch nicht früher gemacht zu haben!"

Dann wendete sie sich zu Simon:

„In welchen Schank willst Du den Herrn geleiten?"

„In den an der Kirche zunächst gelegenen," erwiederte der Häßliche.

„Ach, da werdet Ihr schlecht geborgen sein!" sprach sie hierauf bedauernd zu dem jungen Manne, die Leute sind arm, und beherbergen auch nur dürftige Reisende!" —

Sie dachte einige Augenblicke nach, ein Gedanke schien in ihr zu erwachen, sie wendete sich rasch zu Simon: „Könnte nicht —"

Der Häßliche hatte ihr Sinnen und den gefaßten Entschluß errathen: sie wollte dem Fremden

eine Lagerſtätte in des Bruders Schlafſtube anbieten; das kreuzte aber deſſen Plan, denn Herrmann ſollte noch in dieſer Nacht das Haus verlaſſen, weil ihm jetzt deſſen Lage um ſo mehr unbekannt bleiben mußte, da dem Häßlichen Herrmanns ſorgſames Spähen nach gewiſſen Merkmalen und Kennzeichen nicht entgangen war; es lag ihm daher Alles daran, ihn aus dem Hauſe zu bringen; er unterbrach daher raſch die Rede der Schweſter, indem er ſich zu Preiſing wandte:

„Wenn es Euch genehm, ſo treten wir unſern Weg an.“

Aber auch Herrmann hatte das Anſinnen Johanna's errathen, er rief daher, ohne auf Simon zu achten:

„Wie, dürft' ich hoffen, dieſe Nacht unter Einem Dache mit Euch zu verleben?“ — —

Die Thüre der Nebenſtube flog auf, die Blinde trat heraus, ihr Antlitz wo möglich noch bleicher, die Hände zitternd, die Lippen zuſammengepreßt, ſo ſchritt ſie auf Herrmann Preiſing zu.

Tiefe Stille. —

Johanna war verwundert, daß Katharina die Stube verlaſſen; Herrmann, obwohl er von der Anweſenheit der Blinden ſchon früher in Kenntniß geſetzt war, erſchrak doch bei ihrem Heraustreten, denn das Bewußtſein, ſich zu einem Betruge herbeigelaſſen

zu haben, und die Scham bei deſſen Entdeckung in Gegenwart des anmuthigen Mädchens, machten ihn jetzt ſchon zittern. Simon, weit davon entfernt, nur zu denken, daß ſeine Liſt verrathen werden könne, ſah mit Gier auf die Blinde; denn nun glaubte er den Augenblick gekommen, wo ſich die Abſichten ihres räthſelhaften Begehrens entſchleiern würden.

Katharina ging alſo feſten Schrittes derjenigen Stelle zu, woher Preiſings Stimme erſchollen war.

„Kennſt Du mich?“ fragte ſie ihn langſam mit bebender Stimme.

Die Scene hatte eine Wendung genommen, auf welche keiner der beiden Männer vorbereitet war. Herrmann wurde noch mehr verlegen; in der Angſt ſeines Herzens wußte er nicht, was er erwiedern ſollte; er glaubte daher ſich am beſten mit der Wahrheit durchzuwinden und entgegnete:

„Nein! Ich kenne Euch nicht!“

„Du willſt mich nicht kennen, Elender?“ rief jetzt die Blinde, indem ſowohl Ton als Geberde die heftige Aufregung ihres Innern bekundeten.

Je mehr ſich aber ihre Wuth ſteigerte, deſto tiefer ſank Herrmanns Muth; er erwiederte abermals kleinlaut: „Nein!“

„Kennſt Du mich noch nicht Elender?“ rief ſie jetzt zum dritten Male, riß die ſchwarze Binde von

den Augen, und ließ zwei nachtfinstere Höhlen sehen.

Das todtenbleiche Antlitz mit den geschlossenen Lidern, die eingefallenen Wangen, welche jetzt erst ganz sichtbar wurden, der grinsende Mund, die wuthentstellten Züge — es war ein gräßlicher Anblick!

Was nun die Blinde immer erwartet haben durfte, Herrmann blieb stumm, er hätte um die Welt keinen Laut hervorbringen können.

Da zuckte Katharina zusammen, ein Gedanke durchblitzte sie, sie schien wie aus einem gräßlichen Delirium zu sich zu kommen, und befahl mit fester Stimme:

„Reicht mir Eure Rechte!"

Preising streckte mechanisch seine Hand aus, die Blinde ergriff sie, und gleich darauf sie wieder von sich schleudernd, als ob es eine giftige Schlange wäre, schrie sie:

„Fort, hinaus — fort aus diesem Hause — was soll der Fremde hier? — Simon! Du Betrüger! — fort — komm, Johanna! Komm, meine Tochter!"

Das Mädchen eilte rasch auf sie zu und leitete sie in die innere Stube — deren Thüre geschlossen wurde.

Der Häßliche, wüthend über die mißlungene List, legte dem Anderen rasch die Binde um, und

führte ihn aus dem Hause. Mitternacht war schon lange vorüber, als sich Simon allein wieder auf den Heimweg begab.

„Höll' und Teufel!" rief er erbost, „sie hat die List erkannt; aber woran? Ich muß doch den geheimen Schatz gewinnen, will die Schwester aus dem Bann der Betrügerin lösen, und wenn es — — Doch nein, noch ein Weg bleibt übrig, ich will ihr Rede stehen, will sie fragen und dann wirklich jenen Elenden ins Haus bringen, aber ich will ihm auch einen Zeugen dazu stellen, der ihn aus diesem Hause für immer verscheuchen soll!"

Er eilte durch die Nacht, finster wie sie, Unheil brütend wie der Strom, welcher ihm zu Rechten dahin rauschte.

Zehntes Capitel.

Noch immer steht Kaiser Friedrich der Vierte vor den Thoren Wiens, noch immer weigert man dem Fürsten den Eintritt in seine eigene Hauptstadt, ja, man fährt sogar fort, sich zum Widerstande zu rüsten, besetzt die Thore stärker, führt Geschütze auf die Wälle, und läßt vierhundert herzogliche Reiter beim Schottenthor herein. Den Aufrührern schien es unmöglich, daß ein so tief gekränkter Kaiser bereit sein könne, alle ihm zugefügten Unbilden ohne Strafe zu vergeben; es wurden daher abermals Abgeordnete in das kaiserliche Lager geschickt, sie sollten das bisherige Benehmen gegen den Fürsten entschuldigen, und — das war eigentlich der wahre Grund ihrer Sendung — ausspähen, in welchem Zustande sich das kaiserliche Heer befinde, und was man von Friedrich zu erwarten oder zu befürchten habe. —

Die Aufnahme von Seite des Kaisers war wieder voll Gnade und Milde. Hanns Kirchheimer,

der übermüthige, stolze Arzt, staunte nicht wenig, als der Kaiser seine Hand ergriff, und in scherzender Weise ihn versicherte, daß er keinen Unwillen hege, und daß er für Alle nur Gnade und Frieden mitbringe, und nie an etwas Anderes denken würde.

„Es ist nicht ziemend von Euch," fuhr er mit tiefem Vorwurfe fort, „mich, Euren guten Landesfürsten, im Staube der Heerstraße übernachten zu lassen, während meinen Feinden der ungehinderte Aufenthalt in Eurer Mitte gestattet wird; vor mir schließt Ihr die Thore, und jene lasset Ihr einziehen, warum thut Ihr mir dies? Mir — der Euch so gerne den Frieden schenken möchte?" —

Diese gütige Rede verbreitete sich wie ein Laufeuer durch die ganze Stadt, allein sie fand nicht überall Glauben; die empörten Edeln waren dem Kaiser zu abgeneigt, nicht sie und nicht der Pöbel wollten zu diesen Zusicherungen ein rechtes Herz fassen; eine solche Sprache von einem beleidigten Monarchen schien ihnen unglaublich; sie besorgten, daß mit seinem Eintritte in die Stadt und in die Burg das Blutbad erst angehen würde. — Man wollte die Wahrheit mit eigenen Ohren aus des Kaisers Munde vernehmen! — — — — —

In einem geräumigen Gezelte im kaiserlichen Lager saß ein Mann. Das Haar seines ehrwürdigen

Hauptes wallt schlicht und lang herab, die Wangen seines Antlitzes sind gefurcht, die Nase ist schön gebogen, das Auge lieblich und blau, der Charakter seiner ganzen Physiognomie läßt auf Milde und Güte, doch auch auf Langsamkeit und Unentschlossenheit urtheilen, und wer jene gewisse und scharfe Markirung in der Nähe der Mund- und Augenwinkel bemerkt, wird auch auf jenen starrköpfigen Eigensinn schließen, welcher sich hier mehr, als bei jedem Anderen durch dieses Zeichen verrieth. Die Gestalt des Mannes ist groß, edel, noch ungebeugt, wiewohl seine Lebensjahre schon auf sieben und vierzig angewachsen sind; seine gefaltete Stirn gab den Denker zu erkennen, aber man vermißt jenen Zug siegender Beharrlichkeit, jenen natürlichen Trotz, welcher die Schläge des Schicksals nicht gleichmüthig über sich ergehen läßt, sondern gegen sie ankämpft, ihnen die Stirn bietet, und mit mannhafter Kühnheit sie bewältiget.

Dieser Mann ist Kaiser Friedrich IV., welchen die Geschichte den Friedsamen nennt!

Der Kaiser saß an einem Feldtische und beschrieb emsig ein großes Pergamentblatt. Einer seiner Kämmerlinge, von einem andern Manne begleitet, trat ein; er bemerkte sie nicht. Die Arbeit hatte die ganze Aufmerksamkeit des Kaisers in Anspruch genommen.

Die Angekommenen traten einige Schritte näher, er gewahrte sie noch nicht.

„Mein kaiserlicher Herr!“ begann der Letztere von ihnen. —

Friedrich schrieb fort, ohne die Anrede gehört zu haben. Man sah den beiden Eingetretenen die Verlegenheit an, ihren Mienen nach wurden sie von der Zeit gedrängt, und doch wollten sie den kaiserlichen Herrn nicht stören.

„Kaiserlicher Herr!“ begann der frühere Sprecher abermals mit ganz lauter Stimme. —

Friedrich blickte auf, lächelte gnädig, legte den Stift aus der Hand und entgegnete:

„Ei sieh da, mein lieber Hinderbach! Ihr hier? Das freut mich!“

Er reichte dem Geschichtschreiber die Hand zum Kusse, winkte dem Kämmerling, sich zu entfernen, und fuhr gleichmüthig fort:

„Nun, Ihr kommt geraden Weges aus Wien, harrt man Unserer schon in der Burg?“

„Alle Anstalten sind getroffen, Euch, gnädigster Herr, zu empfangen,“ versetzte der Mödlinger Pfarrherr, „wenn nur — —“ er stockte.

Der Kaiser unterbrach ihn rasch:

„Wenn nur — heraus mit der Sprache, Herr

geheimer Kanzellar! — wenn nur die Wiener ihrem Kaiser und Herrn auch die Thore öffneten."

„Leider ist es so weit gekommen," fuhr der Nachfolger des Aeneas Sylvius fort, „aber es liegt nur an Eurem kaiserlichen Willen, die Stadt noch heute zu betreten."

„Davor möge Uns der Himmel bewahren!" rief Friedrich, „fern bleibe jede Gewalt von Uns. Wir wollen nachgiebig und schonend sein, Wir wollen versöhnend auftreten, eine unzeitige Strenge würde Alles verderben." —

„Ihr habt Recht, mein Herr und Kaiser!" versetzte Hinderbach, „aber Alles soll seine Grenze haben; durch allzugroße Güte werden Frevel und Muthwille nur gesteigert, und ihnen ein gewisser Anschein von Recht verliehen." —

Der Kaiser schüttelte verneinend den Kopf, als ob er sagen wollte: „das muß ich besser wissen!" wobei sein Auge auf das Pergament fiel, auf welchem er früher geschrieben hatte; er nahm es in die Hand und sprach:

„Was, meint Ihr wohl, mein lieber Hinderbach, enthält diese Scriptur?"

„Ich glaube kaum, daß ich es errathen werde, mein kaiserlicher Herr!"

„Aber freuen werdet Ihr Euch darüber, wenn

Wir es Euch mittheilen. Seht, dies ist ein von Uns eigenhändig aufgesetztes Privilegium, das Wir unseren Buchdruckern und Schriftsetzern im ganzen Reiche verleihen, und welches sie dem Adel und den Gelehrten gleich setzt, und ihnen sogar Gold zu tragen gestattet. Auch erlauben Wir ihnen von nun an, und zwar den Schriftsetzern, einen Adler mit einem offenen Helm, den Druckern aber, einen Greif mit dem Druckerballen in der einen Klaue und ebenfalls einen offenen Helm im Wappen zu führen."

Johannes Hinderbach trat erstaunt zurück, kaum traute er seinen Ohren; jetzt, in diesem Augenblick des Bedrängnisses an so Etwas zu denken! Aus der Hauptstadt ausgeschlossen, seine Gattin und seinen Sohn den Empörern preisgegeben, also in solchen Stunden der Gefahr konnte sich der Kaiser mit einem Privilegium für Buchdrucker befassen? — Aber so war Friedrich; noch in späten Jahren, als er von dem Corviner, dem ungarischen Heldenkönige, aus Wien vertrieben, in Linz, ein flüchtiger Greis, leben mußte, entwarf er eigenhändig eine ausführliche Ordnung für die Zunft der Schneider; und als die empörten Niederländer seinen Sohn, den römischen König Maximilian I., zu verhaften sich erfrechten, schrieb er selbst die Ordnung für die Leinwandhändler in Wien!!!

Hinderbach war betreten, er wußte nicht, was er im ersten Augenblick erwiedern sollte. Der Kaiser, welcher diese Ueberraschung zu seinem eigenen Vortheile auslegte, fuhr gesprächig fort:

„Nicht wahr, ich that Recht daran, die Buchdrucker so auszuzeichnen? Ihre Kunst ist die Säugamme, die Nährerin und Bewahrerin alles Wissens, ein Zaum der flüchtigen, alles mit sich führenden Zeit, eine Mutter des ewigen Angedenkens, der Unsterblichkeit! Ihr werdet von den arabischen Myrrhen schon gehört haben, welche die dunkel sehenden Augen erhellen sollen: nun seht, das Harz, aus welcher die Druckerschwärze bereitet wird, scheint mir noch vorzüglicher, weil es eine viel schädlichere Finsterniß, nämlich die Nacht der Unwissenheit und Barbarei, vertrieben hat und noch ferner vertreiben wird."

Trotz dem, daß der Drang des Augenblickes seine Gedanken nach einer anderen Seite hinleitete, konnte doch Hinderbach dem Fürsten, welcher für das Emporbringen der Künste und Wissenschaften so besorgt war, seinen Beifall nicht versagen.

„Kaiserlicher Herr!" nahm der Pfarrherr das Wort, „Eure Milde, Euren Schutz, welchen Ihr den Pflegern der Wissenschaften angedeihen lasset, wird die Mit- und Nachwelt preisen. Man wird Euren hohen Sinn für Gerechtigkeit, Eure Sanftmuth, Eure

Frömmigkeit, die Euch über alle Unfälle zu trösten weiß, gewiß zu preisen und zu loben wissen; aber — mein kaiserlicher Herr" — er hielt inne, es waren zu gewichtige Worte, die ihm noch auf dem Herzen lagen, er fürchtete, den Fürsten zu kränken; seinen Zorn hätte er wohl ertragen, aber ihm wehe thun wollte er nicht.

„Was soll das plötzliche Schweigen?" fragte der Kaiser. „Wollt Ihr mir Wahrheit verkünden, warum zögert Ihr damit? Meint Ihr, ich könne sie nicht vertragen? Habt Ihr vergessen, daß ich es selbst war, welcher Euren Vorfahren, den Aeneas, bat, die Geschichte meiner Zeiten ohne Schonung, nach strenger Wahrheit niederzuschreiben, ob mir daraus auch noch so wenig Ruhm erwachsen möge, wenn nur die Anderen aus meinem Irren ein Beispiel zögen? Und nun glaubt Ihr, ich wäre zu schwach, sie mündlich anzuhören, von Euch, der Ihr jenes Werk fortzusetzen bestimmt seid?"

„Nicht die Wahrheit wollte ich Euch verhehlen, mein Herr und Kaiser," ergriff Hinderbach die Rede, „aber ich suchte für den Augenblick nur ein schicklich Wort, damit sie Euch um so eindringlicher werden möge. Ihr fordert sie, nun, so will ich sie Euch kahl und ohne Schmuck geben, sie besteht in der einzigen Frage: Wie könnt Ihr, kaiserlicher Herr! jetzt,

in dieſer gefahrdrohenden Stunde, wo ſo Vieles in der Waage liegt, und wo all' die Euern mit angſtbleichen Geſichtern zu Euch herüber ſchauen: wie könnt Ihr nur ſo ruhig da ſitzen, und an einem verhältnißmäßig ſo kleinlichen Gegenſtande mit ſolchem Eifer, ſolchem Bienenfleiße arbeiten?"

Der Kaiſer lächelte und entgegnete: „Ich will Euch Eure Frage in einem kurzen Gleichniſſe beantworten. Auf einem hohen Berge ſteht eine Kirche mit einem Thurm. Schweres Gewitter hangt über der Gegend, der Donner rollt fürchterlich, Blitz auf Blitz fährt herab, die Menſchen unten blicken zagend in die Höhe, ſie wiſſen, daß der Donner jederzeit eher in hohe Thürme als in niedere Hütten ſchlägt, die Kirche oben trägt aber Gott im Herzen, ſteht ruhig, und bleibt, ſelbſt vom Strahle getroffen, noch immer in Gottes Hand. Seht nun, Hinderbach! ſo oft Gefahren mich umwogen, denk' ich mir immer: Hat mich der Himmel ſo hoch geſtellt, ſo muß ich mir es auch gefallen laſſen, der Gefahr näher zu ſein, von ihr öfter bedroht zu werden, als die Andern unten; mein heißer Glaube ſenkt mir Vertrauen in die Bruſt, um mich mit kaltem Blute jeder Gefahr bloßzuſtellen, ohne nur im mindeſten zu fürchten, von ihr beſchädiget zu werden. — Doch nun von etwas Anderem! Werden die Wiener noch

nicht bald einsehen, daß es mir mit der Milde voller Ernst ist? Sind sie noch immer starrköpfig genug, zu glauben, daß ein gekränkter Fürst nur rachebrütend einher ziehen müsse? Ich will sie vom Gegentheile überzeugen."

„Die Besseren," versetzte Hinderbach, „sind hiervon schon längst durchdrungen, und bei den Anderen, die nicht sehen und nicht hören wollen, wird jedes andere Mittel fruchtlos sein."

Ein starkes Geräusch, welches von einem fernen Getümmel herzustammen schien, störte die Beiden aus ihrem Gespräche; gleich darauf eilten mehrere Räthe herbei und verkündeten dem Kaiser mit bleichen Gesichtern, daß das Volk in großen Massen herausströme, um sich selbst von seinen Gesinnungen zu überzeugen.

Friedrich nickte ruhig vor sich hin, nahm seine Waffen, legte sie ab, und befahl einem Kämmerlinge, die Rosse vorzuführen.

„Wie? mein kaiserlicher Herr!" fragte Einer der Räthe, „Ihr wolltet — mitten unter die Empörer — ohne Waffen —"

Ein Wink des Kaisers gebot dem Sprecher zu schweigen.

„In dem Sinne, wie ich begonnen," redete der Fürst mit strengem Tone, „werde ich auch vollenden!

Ich werde mit dem Volke sprechen, wie ich es mit den Abgeordneten gethan; nur auf diese Weise kann ich sie überzeugen, daß das Unrecht auf ihrer Seite sei. Sie sollen sehen, wie gütig der Fürst gegen die ist, die sich empört!"

Einige Minuten später ritt Kaiser Friedrich, blos von einigen Räthen begleitet, ohne Wehr und Waffen, dem heranströmenden Haufen entgegen. —

——— Die warme, hellstrahlende Augustsonne beschien eine eigenthümliche Scene.

Tausende von Bürgern waren hinausgeströmt, um die gütigen Gesinnungen des Monarchen aus dessen eigenem Munde zu vernehmen. Wolfgang Holzer, seinem Grundsatze getreu, es vor der Hand weder mit dem Kaiser, noch mit dem Herzoge ganz zu verderben, sondern sich durch ihre Feindschaft so hoch als möglich zu schwingen, befand sich jetzt an der Spitze der Wiener.

Als der waffenlose Kaiser, von den wenigen Räthen umgeben, heran kam, fielen die ersten Reihen auf die Knie, und die Uebrigen bezeugten auf eine minder demüthige Weise ihre Ehrfurcht.

Todtenstille trat ein; Friedrich grüßte herzlich nach allen Seiten hin, und redete dann laut, mit vernehmlicher Stimme:

„Ich habe schon längst gewünscht, mit Euch,

meine lieben Bürger, zu ſprechen, und die Gefühle meines Herzens laut werden zu laſſen; daß mir dies nun durch Eure Güte und Treue zu Theil geworden, darüber freu' ich mich von ganzem Herzen. Ich habe niemals an Eurer Beſtändigkeit, Treue und Aufrichtigkeit gezweifelt, obwohl mir von Vielen Vieles darüber hinterbracht wurde. Ich habe bisher immer geſtrebt, dieſer Stadt, ihren Bürgern und Einwohnern, Gutes zu thun, ich habe ſie vor Anderen auserwählt und geliebt, ihnen niemals gegrollt, was ihnen aber, wie ich vernommen, von Vielen zugeraunt wurde. Glaubt es mir, und ich verſpreche es auch offen in dieſem Augenblicke, wo ich Gott im Himmel zum Zeugen anrufe, daß ich nie einem Rachegefühle über Euch in meiner Bruſt Raum gegeben habe, noch Raum geben werde: daß ich nie, auch nur einen Unwillen gegen Euch gehegt, und Alles, was geſchehen iſt, ſo vergeſſen habe, als ob es nie geſchehen wäre. Ich wiederhole hier wieder, was ich ſchon ſo oft geſprochen, daß ich nur den Frieden will und wünſche, und daß ich nichts ſehnlicher begehre, als daß auch die Stände meine friedlichen und zutraulichen Geſinnungen theilen mögen!"

Der Kaiſer hatte kaum geendet, als das Volk in lauten Jubel ausbrach, welcher ſich hier unverholen kund gab.

Nach wieder eingetretenem Stillschweigen nahm Holzer das Wort. Er dankte dem Kaiser für die eröffneten gnädigen Gesinnungen mit Anstand und Unterwürfigkeit; bat ihn, nur noch bis zum folgenden Tage außen zu verweilen, und, um jeden Schein eines Mißtrauens zu entfernen, noch vor dem Einzuge in die Stadt seine Söldner zu entlassen, welches auch getreulich von Seiten der Bürger geschehen würde.

Der Kaiser erklärte sich hiermit einverstanden, und ritt zurück in das Lager. Die Wiener strömten wieder der Stadt zu.

— — — — — — — An demselben Abende herrschte im Hause des Edlen von Ellerbach große Bewegung.

Trotz dem, daß das Volk die gütigen Reden des Kaisers frohlockend in der Stadt verbreitete, so war es doch wieder der Adel, welcher diesen Versprechungen nicht traute, und von Friedrich nichts Gutes erwarten zu dürfen glaubte.

Hanns Kling und Berthold von Ellerbach kamen von der Versammlung ganz erhitzt nach Hause, und Ersterer kündete der Tochter an, daß er schon morgen seine Rückreise nach Urschendorf antreten werde.

„Glaube mir sicher, Berthold," sprach er zu diesem, „mit dem wetterwendischen Bürgerpack ist nichts

anzufangen; ein ſüßes Wort rührt die Ellen- und Leiſtenritter zu Thränen, und Du wirſt ſehen, morgen zieht der Kaiſer in die Stadt ein, und übermorgen werden hundert Köpfe wackeln. Mögen ſie's haben! Wie ſie ſich's einbrocken, werden ſie es auflöffeln! — Tauſend Donnerwetter! Mir ſoll Niemand in die Nähe kommen, ich werde mein Neſt verrammeln, daß kein Fuchsſchwanz durch ſoll; ich will mich mit der eigenen Fauſt wehren, und eher ſoll man alle ihre Bälge zu Markte tragen, ehe ſie auf dem alten Schädel des Hanns Kling nur ein einzig Härlein krümmen. Amelei!" herrſchte er dieſer zu, „halte Dich bereit, morgen früh um die fünfte Stunde verlaſſen wir dieſes Neſt!"

Er meinte nämlich die freie Reichsſtadt Wien!

Dabei blieb es, trotz dem, daß Berthold und Juliane ſich alle mögliche Mühe gaben, ihn eines Andern zu bereden. — —

Auf Amelei wirkte dieſer Befehl des Vaters wie ein Wetterſchlag aus heiterem Himmel.

Es war ſchon gegen den Abend zu, ſie hatte alſo keine Hoffnung, den Geliebten vor der Abreiſe noch einmal zu ſprechen, außer denn, er würde alſogleich von dem plötzlichen Entſchluſſe des Vaters in Kenntniß geſetzt; doch wie ſollte dieſes geſchehen?

Ohne daß ſie ihn ſuchte, fand ſich ein Helfer in

der Noth, und dieser war Evchen, Gilg Stößl's „Kernmädl," wie er sie zu nennen beliebte. Als Küchenmagd im Hause hatte sie das zarte Geheimniß des Fräuleins nur zu bald erkannt, und sich auch bald über das Mißverständniß, als ob Heinrich Blumtaler auch der Geliebte Dorotheens wäre, aufgeklärt.

Gilg, obwohl er selbst in dieser Angelegenheit noch nicht recht klug geworden war, hatte ihr doch zum Theil auf die wahre Fährte geholfen, und sie erkannte nun das Unrecht, welches sie sowohl dem Fräulein, als ihrem Geliebten zugefügt hatte. Um dieses zum Theil wenigstens von ihrem Gewissen zu wälzen, beschloß sie im Stillen, Heinrich Blumtaler alsogleich durch Gilg von dem plötzlichen Entschlusse des Urschendorfers in Kenntniß setzen zu lassen, damit er die Geliebte noch einmal vor der Abreise sprechen könne.

Es war bereits spät am Abend, als Amelei mit schwerem Herzen in ihr Gemach trat.

Sie hatte von der Freundin bereits Abschied genommen, und sollte sich nun zur Ruhe begeben, um für dieses Mal die letzte Nacht unter diesem Dache zuzubringen, wo die süßeste Leidenschaft in ihrem Herzen emporgekeimt war, wo sie das wonnigste Gefühl der Erde kennen gelernt hatte! —

Im Innern gequält warf sie sich auf die Pol-

sterbank; sie war unzufrieden mit sich, daß sie Blumtaler ihre Abreise nicht bekannt gegeben, daß sie Julianen nicht um ihre Hülfe angesprochen hatte; aber eine mädchenhafte Scheu hielt sie davon zurück, sie kannte die Strenge der Freundin, und wollte von ihr nichts begehren, was ihr nur einige Ueberwindung gekostet haben würde; und doch, welchen Schmerz, welche Qual verursachte ihr der Gedanke, von Wien, aus seiner Nähe scheiden zu müssen, ohne ihn nur noch einmal gesprochen zu haben! — Traurige Gedanken bemeisterten sich ihrer Seele, sie stützte die schöne Stirn in die hohle Hand und versank in trübe Träumereien.

Nach einer Weile öffnete sich die Thüre, und Evchen guckte herein.

„Dem Himmel sei es gedankt, daß Ihr noch wach seid, Fräulein Amelei!" sprach sie schwer aufathmend.

Die Jungfrau sah die Hereintretende fragend an, und diese fuhr fort:

„Nicht wahr, Fräulein! Ihr werdet mir nicht zürnen?"

„Worüber soll ich Dir denn zürnen?" fragte Amelei erstaunt.

„Seht, ich habe mir's gedacht, wie schwer Euch diese plötzliche Abreise von Wien fallen dürfte; be-

sonders, da Ihr auch von Jenen ohne Abschied scheiden sollt, denen Ihr doch zum Danke verpflichtet seid, und da habe ich Herrn Blumtaler davon in Kenntniß gesetzt, und —"

„Du hast —?" rief die Jungfrau freudig erschreckt.

„Ja, ich that es, oder besser Gilg Stößl war so gut, und der junge Herr war so kühn und schlüpfte im Dunkel der Nacht ins Haus." —

Amelei wurde feuerroth.

„Mein Himmel!" lispelte sie kaum zu Athem kommend, „Heinrich wäre hier?" —

„Ja, hier, außen auf der Terrasse harrt er, um von Euch Abschied zu nehmen!"

Amelei holte tief Athem.

„Welche Unvorsichtigkeit!" schalt sie in einem Tone, der mehr angenehme Ueberraschung als Groll verrieth.

„O, seid außer Angst! Niemand hat sein Hereinkommen bemerkt, und ich werde Sorge tragen, daß er eben so heimlich wieder fortkömmt."

Nach diesen Worten eilte die Redselige in die Mitte des Gemaches, und löschte die Lampe, welche auf dem Tische brannte. — Tiefes Dunkel umfing den Raum, Amelei ging langsam auf die Terrasse zu, und Evchen blieb an dem Eingange der Thüre

ſtehen, um im Falle einer etwaigen Störung hülfreich bei Handen zu ſein.“

„Amelei!“ rief Heinrich und eilte der Herankommenden einige Schritte entgegen; „iſt es wahr, daß Ihr morgen ſchon dieſe Stadt verlaſſen werdet?“

„Ich muß!“ verſetzte die Jungfrau leiſe, „der Vater hat es ſo angeordnet. Die Sache des Herzogs nimmt nicht den raſchen Fortſchritt, wie er gehofft hatte, und deshalb —“

„Mein Himmel!“ klagte der Jüngling, „ſo wird denn der unſelige Zwieſpalt der Gemüther, dieſes Befeinden der gegenſeitigen Meinungen nie enden? So tritt denn dieſer Kampf gegen alle Verhältniſſe des Lebens ſtörend auf, ſoll auch mir meine Freude geraubt werden?“ —

Er hatte die Hand der Geliebten gefaßt, und drückte ſie mit Wärme an ſein Herz; Amelei fühlte das ungeſtüme Pochen der jugendlichen Bruſt, und blickte wehmüthig zu dem Geliebten empor.

Die Nacht iſt ruhig — dunkle Mauern des Nachbarhauſes umſtarren den kleinen Hof, von oben herein hängt ein Stückchen blauer Himmel, einige Sterne blicken hernieder — ringsum tiefes Schweigen — nur aus weiter, weiter Ferne hört man jenes dumpfe, geſpenſtiſche Sauſen, welches durch die dunkle Nacht dringt.

„Kaum kann ich es glauben," begann Blumtaler nach einer Weile wieder: „daß Ihr wirklich fort müßt; es kam so rasch, so plötzlich, daß ich die Größe meines Verlustes erst fühlen werde, wenn Ihr für mich schon verloren seid."

„Verloren?" fragte Amelei langsam, „ist Urschendorf so weit von Wien entlegen?"

„Und meint Ihr, daß ich dort ein willkommener Gast sein würde?"

„Ich glaube, der Retter seiner Tochter wird dem Vater immer willkommen sein!"

„Auch dann, wenn er als Diener des Kaisers erscheint?"

Amelei seufzte tief auf, und entgegnete:

„Dieser Zwiespalt kann nicht ewig währen, er muß einmal enden! Hört mich an, Heinrich! Ich habe es Euch schon genugsam verrathen, daß mir Euer jetziges Erscheinen, obwohl es gegen strenge Sitte streitet, doch nicht unwillkommen ist; aber Vorsicht erheischt, daß wir die Zusammenkunft kürzen, denn wie leicht könnte ein mißgünstiger Zufall Euer Hiersein verrathen —"

„Ihr wollt mich also schon von Euch drängen?" klagte Heinrich sie unterbrechend; „kaum gekommen, soll ich schon wieder fort, und habe Euch noch kein Sterbenswörtchen von all' dem gesagt, was ich sagen

wollte, und was ich ſagen muß? O Amelei! wie könnt Ihr nur ſo grauſam handeln wollen!"

„Nun, ſo ſprecht, ich will Euch anhören!"

„Sprecht, ſprecht! Meint Ihr, die Rede laſſe ſich's gebieten zu fließen, wie der Quell aus grünem Berge? Wenn das Herz zu voll iſt, fließt der Mund über! ſo ſagt ein Sprüchlein wohl, allein das iſt nicht wahr; mit dem Herzen und mit der Zunge iſt es ſo wie mit der Mühle, mit dem Waſſer und dem Rade; wenn des Waſſers zu wenig oder zu viel iſt, ſo ſteht das Rad ſtill, und wenn das Herz zu bewegt, verſagt uns die Sprache. Ich ſoll ſprechen, Ihr wollt es, und ich möchte gern gehorchen, ich hab' ja ſo viel gewußt, was ich Euch zu ſagen für nothwendig fand; aber Alles iſt vergeſſen, tauſend Gedanken durchflattern mein Gehirn, aber keiner läßt ſich erhaſchen, keiner will zum Wort erſtarren; Alles iſt unſtet, flüchtig; von Allem, was mich erfüllt, was meinen Kopf durchbebt, was mein Herz durchfloſſen, von Allem, was meine Seele mit Gier eingeſogen, was mein ganzes Weſen durchgeiſtert: von dem Allen weiß ich nichts, iſt mir nichts mehr geblieben, als das einzige Bewußtſein: daß ich Euch liebe, unendlich liebe!"

Er zog ſie an ſich, und Amelei lehnte zutraulich in ſeinen Armen, und ſah mit lächelnden Blicken

in ſein Antlitz, und horchte ſeinen Worten, als ob ſie die lieblichſte Muſik wären. Und waren ſie das nicht? Giebt es für eine liebende Seele eine wohlklingendere Harmonie, als von den theuern Lippen jenes ſüße, unvergeßliche, berauſchende Geſtändniß zu vernehmen, welches man im Leben nie vergißt, und deſſen Nachklang ſich noch melodiſch miſcht mit den Sterbeglocken, welche uns zu Grabe läuten? — Hört Ihr jenes wehmüthige Getöne von den Thürmen hernieder, meint Ihr, es wären blos kalte, herzloſe Metallklänge, welche den müden Bürger zur letzten Ruheſtätte führen? — O nein! es ſind Seufzer der Liebe, es iſt das Geſtändniß, es iſt der Nachruf der Liebe — die wir in allen Formen, in allen Abſtufungen auf dieſer Erde unſer nannten, jener Liebe, die mit unſerem Ableben nicht erliſcht, ſondern fortwährt, lange, lange hinüber bis jenſeits des Grabes! — Ja dieſe Glockentöne ſind Herzensſeufzer, welche ſchwer und bang durch die Lüfte hallen, es ſind laute Klagen, die alle Welt hören kann, es ſind Geſtändniſſe, die zum Himmel dringen; und darum wird jedes Herz von ſo tiefer Schwermuth erfaßt, wenn dieſe melancholiſchen Weiſen von den Thürmen tönen, darum treten uns oft unwillkürlich die Thränen in die Augen, wenn dieſes Geläute in unſer Ohr bringt, denn in dem vergangenen Leben des Anderen finden wir

ja einen Spiegel unſeres eigenen, überall mit mehr oder weniger Abwechſelung, Hoffen, Mühen, Sorgen — überall Kummer, Thränen, Wünſche — überall Glaube, Freundſchaft und Liebe! —

„Liebe, meine liebe, liebe Amelei!“ flüſterte Heinrich, und zog die Jungfrau feſter an ſich, „ſo wie ich Euch jetzt umfaßt halte, ſo möchte ich Euch ewig umſchlungen haben; ſo wie ich jetzt meine heißen Lippen auf Eure Stirn preſſe, ſo möchte ich einſt, Euch küſſend, die Seele aushauchen!“

„Welch' finſtere Worte!“ grollte die Jungfrau, und ſchmiegte ſich feſter in ſeine Arme, „faſt verdientet Ihr es, daß ich zur Strafe Euch verließe. Weckt meine Gegenwart ſo trübe Gedanken in Euch?“

„Nicht an Euch, Amelei! an mir liegt die Schuld, in meinem Herzen, in meiner maßloſen Liebe zu Euch, in der Furcht, Euch zu verlieren, in dem Bangen, von Euch nicht ſo innig, nicht ſo heiß geliebt zu werden. O ſprecht, redet, ſeid nicht ſo wortkarg —“

Amelei ſah zu ihm auf und ſagte langſam, mit liebreizendem Tone:

„Wenn des Waſſers zu wenig oder zu viel, ſo ſteht das Rad ſtill, und wenn das Herz zu bewegt, ſo verſagt uns die Sprache!“

„Wie Ihr mich gleich mit meinen eigenen Worten zu beſiegen wißt! O, ſeid nicht ſo grauſam, ich

will ja nicht viele Worte von Euch, ich will ja keine lange Rede; ſagt mir nur, ob Ihr mich liebt, ob Euer ſüßes Herz für mich ſchlägt, immer für mich ſchlagen wird! O redet, mein theures Mädchen, ich höre Euch ſo gern, Eure Stimme ſchlägt ſo harmoniſch an mein Ohr, Eure Worte ſchmiegen ſich zauberfeſt in meine Seele, und was Ihr nur immer ſprechen mögt, im Herzen klingt es als Echo harmoniſch wieder."

„Heinrich, mein lieber, lieber Heinrich!" lispelte die Jungfrau, „ich kann jetzt nicht, ich bin zu glücklich; Ihr haltet mich umfaßt, gilt Euch dieſer Beweis nicht mehr als Millionen Worte Euch zu ſagen vermöchten? Ihr preßt Küſſe auf meine Stirn, auf meine Wangen, ich dulde, ich erwiedere ſie: könnt Ihr noch zweifeln, daß ich Euch angehöre, für immer Euch angehören werde? Ja, mein Geliebter! ich bin die Eure von dem Augenblicke, als ich, die Augen aufſchlagend, in Euch meinen Retter erkannte; ich bin die Eure von dem erſten Athemzuge an, der Euch entgegen wehte, ſeit dem erſten glühenden Blicke, der Euch traf, und wie ein zündender Blitz aus meiner Seele fuhr; ich bin die Eure, feſtgekettet an Euch, ohne den ich nicht leben will, ohne den ich nicht leben kann, ſo lange, als Gottes Odem in mir weht; und ſo wie ich Euch jetzt umſchlinge, ſo wie ich mich

an Euch preſſe, ſo wie mein Herz in dieſem Augenblicke an dem Euern ruht, und beider Schläge in Eins verfallen: ſo möge Gott mein Zeuge ſein, daß ich keine größere Seligkeit auf dieſer Erde kenne, keine größere wünſche, daß ich nichts — gar nichts will, als — für immer die Deine zu ſein!"

„Mein theures Mädchen!"

„Mein lieber Heinrich!"

Ja, ja, die Liebe, wenn ihre Zeit gekommen, wenn ihre Stunde geſchlagen, ſo wacht ſie auf, ſo bricht ſie hervor, und ob es nun ſonnig oder ſtürmiſch, Krieg oder Friede, ſie achtet, ſie ſcheuet nichts; ſie entfaltet ihr Banner ſtark und gewaltig, ſie rauſcht hin, wie ein tauſendſtimmiger Chor, und jubelt wie ein frei gewordenes Volk, und durchbricht die Schranken und zerſprengt die Feſſeln, und ſchmettert ihr Halleluja durch die blaue Luft, und liſpelt aber dann auch wieder leiſe, leiſe wie das Feldblümchen mit frommer Zuverſicht: „O, der Himmel verläßt mich nicht! Sonnenſchein kann, Sonnenſchein darf nicht ausbleiben!" —

O, nur langſam, enteile nicht ſo ſchnell, du milde Nacht, du arme Verbannte, du ewige Wandlerin; flieh' nicht, du Schutzgöttin der Liebe, verzögere den Lauf deiner Stunden; ſieh — wenn du fort biſt, dann müſſen auch ſie geſchieden ſein, dann dürfen

sie sich nicht mehr sehen, nicht mehr hören, dann sind sie getrennt, vielleicht auf lange, vielleicht gar auf immer! — Drum sei nicht grausam, süße Liebesfreundin, gönn' ihnen die Wonne der erkannten Liebe, die Seligkeit dieser schönsten Stunde. Blick' nur hin, wie sie sich umschlingen, wie sie mit einander lispeln, wie sie Alles um sich vergessen; die kleine Terrasse ist ihnen zum großen, weiten Eden geworden, das finstere Gemäuer scheint ihnen eine bunte Blumenwand, der Steinboden ein Rasenteppich, und das Stückchen Himmel oben ward zum mächtig großen Firmament. —

Doch unerbittlich fliehen die Stunden, auch du, traute Nacht! mußt den ewigen Gesetzen gehorsamen, auch du mußt scheiden von uns, mußt wandern in die Ferne, deshalb, meinst du, möge auch die Liebe sich in das Unabänderliche fügen; aber das ist hart von dir — horch, wieder eine Stunde — schon beginnt der blaue Himmel sich zu bleichen, die Luft wird frischer — und bald darauf — wieder eine Stunde! Mein Gott! wie die Zeit flieht! Sind dies Stunden oder Minuten, hat die Flüchtige ihren Kreislauf gewechselt, und gerade heute? Die Sterne fangen schon an matter zu blinken, einzelne von ihnen verschwinden gar; hörst du es — abermals eine Stunde — die unselige Eile! Welch' Geräusch summt herauf? Es

iſt die erwachende Stadt! — Und dann wieder eine Stunde — die letzte — die Zeit drängt — noch ein Wort — noch ein Druck — noch eine Mahnung — noch ein Schwur — jetzt — jetzt — die letzte Minute — noch eine Thräne — es muß geſchieden ſein — der letzte Augenblick — noch ein Kuß — ſie ſind getrennt — der junge Tag ſteht ihnen thränend nach!!

Elftes Capitel.

Die Partei des Kaisers in der Stadt begann nun ihren mächtiger gewordenen Einfluß wirken zu lassen.

Der Adel, welcher sich keineswegs in die gütigen Vorschläge fügen wollte, wurde endlich, besonders durch die Thätigkeit der Prälaten, dahin vermocht, Abgesandte an Friedrich zu schicken, und diese ständischen Abgeordneten erschienen, nachdem der Kaiser bereits drei Tage vor den Thoren Wiens geharrt hatte, im Lager vor St. Marx. —

Der Monarch sprach zwar gnädig, aber mit größerem Nachdrucke zu ihnen als früher zu dem Volke, er gab ihnen fünfzehn Tage Bedenkzeit, um über den Frieden zu verhandeln und abzuschließen.

Am Ende seiner Rede kehrte er sich zu dem Volke und den andern Anwesenden und sprach:

„Ihr hört es, wie milde ich mit ihnen unterhandle; urtheilt selbst darüber! — Abgesehen von

meiner Würde, biete ich ihnen den Frieden, fast flehe ich sie darum an, und sie weisen mich ab. Ich ersuche und beschwöre Euch bei der Treue, welche Ihr mir schuldet, werdet Schiedsrichter zwischen mir und ihnen, auf daß sie mir und den Meinen die Thore der Stadt öffnen, welche ich mein nenne, damit ich bald in die Arme derjenigen kehre, welche ich liebe, und welche meiner in Sehnsucht harren; ich bin Gatte, bin Vater, soll ich Euch noch mehr sagen?"

Das Volk jubelte dem Kaiser seinen Beifall zu, die ständischen Abgeordneten mußten sich fügen, und Friedrich bereitete sich vor, in Wien seinen Einzug zu halten.

Es war dies Mittwoch am 25. Tage des Erntemonats im Jahre 1462. —

Es ist gewiß, daß Friedrich zu nachsichtig gehandelt, daß er der kaiserlichen Würde zu viel vergab, indem er dem Volke zu sehr schmeichelte, um die Eröffnung der Thore bat, und nach so angehäuften Willkürlichkeiten Allen unbedingte Strafloſigkeit verhieß. Die Kaiserin Eleonore, als sie von diesen Unterhandlungen mit dem Volke durch Hinderbach Nachricht erhielt, gerieth in Zorn und brach in die Worte aus: „Portugals Könige benehmen sich anders, sie schmeicheln den Stolzen und Halsstarrigen nicht, sind aber den Demüthigen und Ueberwundenen gnä-

dige Fürsten; so ziemt es sich Königen, besonders aber einem römischen Kaiser, seinen Unterthanen gegenüber!" — Hierauf kehrte sie sich dem kleinen Max, dem dreijährigen Kronprinzen, zu und rief: „Wüßte ich, mein Sohn, Du würdest einst handeln wie Dein Vater, so müßte ich's bedauern, Dich für einen Thron geboren zu haben!"

Die Kaiserin hatte es aber nicht zu bedauern, denn dieser Knabe war der nachmalige Kaiser Maximilian, der Erste seines Namens, der Erste seines Volkes, der Erste seines Rathes, der Erste seines Heeres!!

Der Kaiser war kaum in Wien angelangt, als er seinem Versprechen gemäß den Ständen über den zwischen ihm und dem Herzoge zu stiftenden Frieden Vorschläge machte. Er ließ durch Commissarien die Zerwürfnisse zwischen Rath und Bürgern untersuchen, und befahl eine neue Rathswahl vorzunehmen. Die Stelle des Bürgermeisters wurde einem angesehenen Bürger, Sebastian Ziegelhauser, zuerkannt.

Diese Maßregeln waren zwecklos! Die Stände berathschlagten über die ihnen vom Kaiser vorgelegten Artikel, konnten aber zu keinem Entschlusse kommen, und gingen endlich unverrichteter Sache auseinander.

Auf einen Frieden zwischen Friedrich und Albrecht war daher vor der Hand nicht zu hoffen, denn

her Herzog war auf einer Reise nach Baiern begriffen. Auch die neue Rathswahl wurde von den Bürgern nicht anerkannt, denn sie war nicht nach den altherkömmlichen Gesetzen und Gewohnheiten der Stadt vorgenommen worden; besonders aber trat man gegen die Wahl des Bürgermeisters auf, der als ein Anhänger des Kaisers bekannt war, und dem man überdies noch die Makel einer unehelichen Geburt zur Last legte.

Auf ungestümes Verlangen der Empörten mußte daher die Wahl erneuert werden.

Stürmische Verhandlungen fanden statt, doch die Minderzahl war die der Gemäßigteren, der Uebermuth der Gegner wuchs; sie brausten auf, gewaltig wie ein tückischer Waldsturz, welcher aus der Höhe herabdonnert. Aller Widerstand war vergebens, die Besseren mußten sich fügen, der Mann, welcher bisher den Beschützer und Vertreter der Wiener Bürger gespielt hatte, dessen Creaturen ihn zum außerordentlichen Volkstribun gejubelt hatten: derselbe Mann wurde auch zum Bürgermeister der Wienerstadt ernannt — es war Wolfgang Holzer.

Kaiser Friedrich bestätigte ihn in seiner Würde, ließ sich von ihm den Eid der Treue ablegen, und der neu erwählte Bürgermeister schien plötzlich der Mann des Fürsten und des Volkes zugleich zu sein.

Stolz ſtand jetzt der ehemalige Ochſenhändler auf der Höhe, das Ziel ſeines Ehrgeizes war erreicht, in ſeiner Hand hielt er die Zügel, um das leicht bewegliche Volk zu lenken; ſeiner Gewalt war nun das Wohl und Weh ſo Vieler preisgegeben.

Jubelnd durchzogen ſeine Anhänger die Straßen der Stadt, in allen Schankhäuſern wurde ſein Name geprieſen, freie Zechen und Gaſtmähler feierten ſeine Ernennung, und ſo feſtlich wie dieſer neunzehnte Tag des Herbſtmonates — es war gerade ein Sonntag — war ſchon lange kein Feiertag begangen worden.

Holzer ſelbſt kam erſt ſpät in der Nacht vom Gelage. Pläne und Gedanken durchzogen ſeine Seele, er wälzte ſich ſchlaflos auf dem Lager umher; auf dem Tiſche in der Ecke brannte eine Lampe, und beleuchtete mit mattem Scheine das Gemach.

„Der Schlaf flieht mich heute," ſprach er zu ſich ſelbſt, das Blut iſt zu aufgeregt, ich werde wenig Ruhe finden! Dies iſt alſo meine erſte Nacht als Bürgermeiſter von Wien, dieſe Würde ſo raſch zu erſtreben, hab' ich ſelbſt gezweifelt; aber ein günſtig Geſchick ſcheint mich zu umſchweben. Wie wird Herzog Albrecht ſtaunen, wenn ihm meine Ernennung kund wird! Welche Hoffnungen und Pläne wird er darauf bauen? Wir wollen ſehen, was die Zukunft bringt — Kaiſer oder Herzog — mir iſt's gleich,

ich kann jetzt dem Einen wie dem Andern die Stirne bieten; wer mich gewinnt, deſſen Farbe werde ich tragen; meine wahre Stütze iſt nur die Gunſt des Volkes, die hat mich erhoben, die wird mich erhalten, und an die will ich mich klammern. So lange ich der Mann des Volkes bin, bin ich auch den Fürſten wichtig, unentbehrlich, und dieſe Stellung will ich behaupten, will mich aufſchwingen —"

„Bis zum Hochgericht!" unterbrach ihn jetzt eine dumpfe Frauenſtimme.

Holzer ſprang entſetzt vom Lager, in der Mitte des Gemaches ſtand wieder die Geſtalt ſeiner Mutter, in denſelben Gewändern, in derſelben Stellung, den abwehrenden Stab vor ſich hinhaltend, wie damals auf dem Kreuzwege an den Ufern der Wien.

„Mutter! Mutter!" rief Holzer mit zitternder Stimme, „ſo ſeid Ihr alſo wieder gekommen?"

„Ja, Unwürdiger! ich bin gekommen; wehe Dir, daß ich kam! Du haſt meine warnenden Worte vergeſſen, der böſe Geiſt hat Dich aufwärts getrieben, Du biſt wieder höher geſtiegen; nun aber iſt's genug, nun wirſt Du fallen, plötzlich, gewaltig ſtürzen, ſo gewaltig, wie Du emporgeklommen! Ich aber ſage mich los von Dir, ich habe Dich in meinem Schooße nicht getragen, ich habe Dich das Licht der Welt nicht erblicken laſſen! Du wähnſt des Volkes Abgott

zu ſein? Täuſche Dich nicht, Du biſt nur des Pöbels Spielzeug; ſobald er Dich erkannt, wird er Dich haſſen und verabſcheuen, ſo wie Du jetzt ſchon jedem Beſſeren ein Gräuel und ein Scheuſal biſt; er wird Dich verfolgen, verſpotten, vernichten, und Dein Angedenken verfluchen! Ja, Schußel Spüler, Du haſt Schande über unſere Familie gebracht, Du haſt unſeren Namen zur Verachtung der Nachwelt überliefert, Du haſt unſere Ehre gebrandmarkt, darum verfluche ich Dich —"

„Haltet ein!" ſchrie der Entſetzte und ſtürzte wie ſinnlos auf die Geſtalt, doch kaum daß ihr Stab ihn berührte, erſtarrten ſeine Glieder, ſeine Augen traten aus den Höhlen, die Finger ſpreizten ſich krampfhaft aus, einige Athemzüge, dann ſank er auf die Knie, bedeckte beide Augen mit den Händen und jammerte:

„Mutter — vergebt — meine Mutter!" —

„Fort, Ungerathener!" zürnte die Matrone, „ich bin nicht die Mutter eines Böſewichtes, ich bin nicht die Mutter eines verfluchten Sohnes, ich bin die Mutter eines Verbrechers nicht, der unter Henkershand enden wird!"

„Weh' mir!" ſchrie Holzer auf — und die Geſtalt wiederholte mit entſetzlichem Tone:

„Ja, wehe Dir, der Du wirſt verflucht und verdammt ſein, verflucht von Allen, die Dich kennen,

und verdammt vom Himmel, im Sterben noch Dein eigenes, zuckendes Herz zu ſchauen!“

Holzer heulte auf wie ein wildes Thier. —

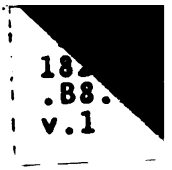
„Fort — Teufel — Geſpenſt — Schemen — Du biſt nicht meine Mutter!“ brüllte er dann. „So kann eine Mutter nicht ſprechen,“ ſchrie er und ſtürzte auf die Alte los. —

Von der heftigen Bewegung im Gemache ſchlug die Lampe um, das Licht erloſch, dicke Finſterniß umſpann das Gemach.

Holzer zuckte zuſammen — kam zu ſich — die gräßliche Verkünderin war verſchwunden. —

Die Glocke brummte die zweite Stunde nach Mitternacht.

Druck von J. G. Hirſchfeld in Leipzig.



STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
STANFORD, CALIFORNIA
94